<366049652500 12

<366049652500 12

Bayer. Staatsbibliothek

Cum licentia superiorum ad
usum Fr: Vincentii à Straf: BV:
Conv: Lips:

Folem. 1972-1

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Die

Irrthümer

des Herrn

von

Voltaire,

aus dem Französischen des Herrn

Abtes

Ronnotte

übersetzet,

und mit nöthigen Anmerkungen

versehen.

Dritte Auflage.

Erster Theil.

Mannheim, in der akademischen Buchhandlung,

1777.

Erit enim tempus, cum ſanam doctri-
nam non ſuſtinebunt; ſed ad ſua deſideria
coacervabunt ſibi magiſtros prurientes au-
ribus, & à veritate quidem auditum aver-
tent, ad fabulas autem convertentur.

2. ad Thimoth. C. 4.

Nachricht
des
Ueberſetzers.

Wenn jemals ein Jahrhundert geweſen, worin die Kirche Jeſu Chriſti angefochten worden, ſo iſt es gewiß das gegenwärtige. Niemals haben ſie ihre Feinde mit häftigerer Wuth, niemals offenbarer, niemals in gröſſerer Anzahl auf allen Seiten beſtürmet. Doch hat derſelben Niemand aus dieſem grimmigen Geſchwader gefährlichere Streiche zu verſetzen geſucht, als der bekannte Herr von Voltaire, ein in ihrem heiligſten Schooſe gebohrner und erzogener Chriſt, der ſeit vielen Jahren alle ſeine Kräfte, womit er von der Natur trefflich begabet iſt, angeſpannet hat, dieſer unbefleckten Braut des göttlichen Sohns allen Schmuck und Glanz, ja, wenn es möglich wäre, das Leben ſelbſt zu rauben. Wie-

wohl nun weder er, noch die ganze hölliſche Macht dieſes jemals zu bewerkſtelligen im Stande ſeyn wird; ſo iſt doch der Schade, den dieſer ausſchweifende Philoſoph unter ſo vielen, auf Irrwege geleiteten Seelen bisher angerichtet hat, unbegreiflich gros, und mit blütigen Zähren nicht ſattſam zu beweinen.

Dieſes allenthalben einreiſende Unheil, wovon ich ſo manche traurige Merkmale mit eigenen Augen geſehen, hat mich einzig bewogen, das vortreffliche Werk des Herrn Abtes Nonnottes, welches den ſtürmiſchen Anfällen des Herrn von Voltaire ein unüberwindliches Bollwerk entgegen ſetzet, in einem deutſchen Kleide auftreten zu laſſen, und die Afterlehren, Irrthümer und Widerſprüche dieſes verrufenen Mannes auch Jenen kundbar zu machen, welche einen deutlichen Unterricht davon, aus Abgange der franzöſiſchen Sprache, bisher vergebens verlanget haben. Den Seelſorgern, und meinen übrigen geiſtlichen Amtsbrüdern, die Nonnotten ſelbſt nicht leſen können, glaube ich durch meine Arbeit einen

besondern Dienst erwiesen zu haben. Sie kriegen Waffen in die Hände, die sie zuvor nicht alle so leicht im Griffe gehabt haben. Sie werden in den Stand gesetzt, den Feinden Gottes, und seiner heil. Kirche, welche den Geifer ihrer Tadelsucht auf alles, was nur immer heilig ist, auf die unverschämteste Art, bey jeder Gelegenheit triefen lassen, das Maul zu stopfen, und eine richtige und bündige Abfertigung auf der Stelle zu geben.

Bey der Uebersetzung habe ich mich der zweiten französischen Auflage bedienet: weil mir die dritte, die von der vorigen in ganz wenig und geringen Punkten unterschieden ist, etwas zu spät zu Händen gekommen ist. Ich habe es für eine Pflicht gehalten, mich an die Grundstellen des Französischen durchaus auf das Genaueste zu binden, wie man denn auch in beyden Werken keinen Unterschied finden wird, auser einigen mit * bezeichneten Anmerkungen, die ich für nöthig erachtet habe; und zweenen, von Rom aus an den Herrn Verfasser gerichteten Briefen, welche mir der-

selbe vor Kurzem gütigst zugeschickt hat, mit Bitte, sie in die deutsche Uebersetzung einzurücken. Doch habe ich das Register etwas zu erweitern, für gut befunden.

Uebrigens habe ich mir die preiswürdigste Gelassenheit des Herrn Verfassers zum Muster vorgesetzet, und mich durchgehends solcher Ausdrücke bedienet, die vom Geiste des Friedens und der Sanftmuth angerathen werden, und Niemanden beleidigen können. Selbst das Wort Ketzer, wiewohl es die unveränderliche Sprache der katholischen Kirche ist, hätte ich bey Benennung der Herren Protestanten gerne vermieden, wenn es sich auf einige Art hätte thun lassen. Allein es kömmt im Französischen so oft, und in solchem Zusammenhange vor, daß es die blose Unmöglichkeit war, dasselbe gänzlich auszustosen. Geschrieben zu Mannheim den 14ten Häumonath 1768.

Vor-

Vorläufige
Abhandlung,
worin
die Ordnung, und der Zweck des gegenwärtigen Werkes ausgeleget wird.

Es wird vieleicht sehr schwerlich ein Mensch jemals in einem Jahrhunderte ausfindig zu machen seyn: der so viele Natursgaben, und eine so grose Verschiedenheit der Känntnisse vereinbare, als der Herr von Voltaire. Man kann ihn als einen gewissermaasen sonderbaren Menschen betrachten. Es giebt fast keine Gattung der Gelehrsamkeit: in welcher er sich nicht geübet habe. Er hat dieses schier niemals ohne guten Erfolg gethan. Und hat er ja in jeder dieser verschiedenen Gattungen nicht allemal den höchsten Gipfel erreichet: so hat er zum Wenigsten durch diese Verschiedenheit und Menge der Känntnisse einen Vorzug gezeiget; dessen sich sehr wenig andere Schriftsteller rühmen können.

Er war noch in jenem Alter, in welchem andere Menschen lernen, und Lehrmeister anhören müssen: als seine erste Gedichte ans Licht traten, und ganz Frankreich in Erstaunung setzten. Die Stücke, die er damals auf die Schaubühne gab, veranlaßten den Gedanken, daß man sich unter Ludwig dem XV um den Verlust der Corneillen und Racinen, die das Jahrhundert Ludwig des XIV berühmt gemachet hatten, nicht würde zu kränken haben. Man traf in allen diesen Stücken jene vortreffliche Einfälle, jene

feurige Züge, jene Merkmaale der Stärke oder der Annehmlichkeit an, die niemals die Frucht der Arbeit und Bemühung seyn können, weil sie allein von der Natur herkommen. Als sich hernach der Geist mit den Jahren stärkte, wagete er sich beherzt auf den Weg der Weltweisheit. Auf diesem wanderte er dergestalt, als wenn er blos ein Weltweiser seyn wollte; und fuhr fort, sich in der Dichtkunst so zu üben, als wäre er blos ein Dichter. Selbst während dieser Zeit beschäftigte ihn auch die Geschichte, die Beurtheilungskunst, die fleisigen Anmerkungen und Nachforschungen über die Sitten und Gebräuche der Völker. Er wollte alles versuchen: sein Kopf wußte sich in alles zu schicken: und man hat, vieler Irrthümer und Fehler ungeachtet, Voltaires Geist doch überall angetroffen.

Eine unermüdliche Begierde, eine sehr verschiedene, aber zu flüchtige Belesenheit, eine erstaunliche Gedächtniß machten ihn beherzt, und gaben ihm Muth, fast über alle Materien zu schreiben. Eine höchst lebhafte Einbildungskraft, die aber mehr zum Malen, als zum Bilden geschickt ist, giebt ihm allemahl eine Stärke und eine Festigkeit der Schreibart, die dasjenige, so ihr bisweilen an Annehmlichkeit fehlet, zur Gnüge ersetzet. Die Kraft des Ausdruckes, die kühne Freiheit der Anmerkungen, der Beurtheilungen, der Entscheidungen, die rührenden Vorstellungen, die Verschiedenheit der Gegenstände, die er entwirft, die er vergleicht, die er vereinbaret, deren einen er durch den andern erhebt; alles dieses erstaunet, lenket, und fesselt die Leser, auch wenn sie dem, was sie lesen, schon nicht trauen wollten. Sehet, das ist es, was man als die eigene und besondere Schreibart des Herrn von Voltaire angeben kann.

So viele vereinbarte Gaben haben gemachet, daß er als das Wunder seines Jahrhunderts angesehen worden. Er hätte ebenermaasen der Abgott desselben seyn können; allein die vielfältigen Misbräuche, die er von diesen Gaben gemachet, die Irrwege, auf die er verfallen, der gebiethende Ton, und das herrschende Wesen, das er sich allezeit über diejenigen angemaset, welche den Wissenschaften und schönen Künsten obliegen, haben ihm fast eben so viel Feinde, Tadler und Beneider, als Bewundrer zugezogen.

Der menschliche Verstand hat Kräfte, mit denen er sich bis zu den erhabensten Erkänntnissen hinauf schwingen kann. Allein er hat auch Regeln, denen er folgen, und Gränzen, die er in Ehren halten muß. Es giebt verwägene Geister, die zugleich sehr glücklich sind. Es giebt deren auch, die weiter nichts, als vermessen sind. Das Unglück des Herrn von Voltaire ist, daß er sich über alles hat erheben wollen, und diese weise Regel, und ehrwürdige Gränzen zu oft aus der Acht gelassen. Ein verständiger Leser merket auch bald, daß dieser Schriftsteller schier immer ohne bestimmte Grundsätze, ohne sichere Vernunftlehre, ohne wahre Gelehrsamkeit, und allezeit ohne Bescheidenheit, und ohne Verehrung dessen ist, was vorzüglich verehrt zu werden verdienet. Er begreift sogleich, daß alle jene lebhafte Blitze der Einbildungskraft, jene kühne Anmerkungen, jener prächtige Farbenglanz, der sich über alle seine Werke verbreitet, schwache, obenhin denkende, zum Nachsinnen unfähige Geister zu verblenden und in Verwunderung zu bringen vermögen; bey einem Menschen aber, der nachzuforschen, und zu urtheilen im Stande ist, keinen Eindruck machen sollen, noch werden.

Im Betreffe der Religion ist der Herr von Voltaire in die grösten Irrthümer gerathen; und bey die-

sem grosen Gegenstande werden wir uns vornehmlich aufhalten. Die Religion ist nichts anders, als die Verbindung und Gemeinschaft zwischen Gott und dem Menschen; eine Verbindung und Gemeinschaft, die für uns die grösten Vortheile, die grösten Pflichten, und den grösten Nutzen enthält. Ein wahrhaft vernünftiger Mensch hält nichts für geheiligter, und sieht nichts, das seiner Verehrung und Hochachtung würdiger sey. Die Irrthümer in diesem Puncte, die falschen Grundlehren, die zu verwägenen Sätze sind allemal höchst gefährlich. Sie werden es noch mehr, wenn sie auf eine Art vorgetragen werden, die der Kühnheit des menschlichen Verstandes schmäuchelt, und von der Vernunft selbst, von der Weisheit, und von der Wahrheit abzustammen scheint. Es ist allso unendlich viel daran gelegen, daß man die Falschheit dieser unglückseligen Grundsätze erkenne; daß man die zuweilen gräulichen, und allemal lächerlichen Folgen, die aus diesen Grundsätzen natürlich fliesen, bemerke; endlich daß man in so wichtigen und ernsthaften Materien die Wahrheit von dem, so nur den Schein derselben hat, unterscheiden lerne.

Es ist schier kein Werk des Herrn von Voltaire, worin nicht von der Religion geredet werde; und es ist deren keines, worin selbige mit der Ehrerbiethung, die ihr gebühret, abgehandelt werde. Er hat von derselben als ein Dichter, als ein Geschichtschreiber, als ein Weltweiser, und nimmer als ein Christ gesprochen. Verschiedene seiner poetischen Stücke stellen nichts auser einer gottlosen Freydenkerey dar: seine allgemeine Geschichte ist eine blose Stachelschrift, worin die Galle und Verleumdung schier immer anstatt der Wahrheit herrschen; und in seinen philosophischen vermischten Schriften ficht er immer als ein Mensch, der skeptischer ist, als Bayle, wieder alle Grundsätze, und spricht allen Irrthümern das Wort.

Frey-

Freylich untersteht er sich nimmer, das Christenthum öffentlich zu bestreiten; allein er spannet alle Kräfte seines Verstandes und seiner Einbildungskraft an, um die Irrthümer, welche das Christenthum bestreitet, zu stützen, und zu vertheidigen. Er stellet euch einen Materialisten als einen Philosophen vor, der von Vorurtheilen befreyet ist, und sich blos dem natürlichen Lichte gemäs betragen will. Er bringt seine Beweisthümer bey; er untersuchet und erwäget seine Gründe; er bewundert derselben Nachdruck und Stärke; er stellet sie fast als Ueberzeugungen und Handgreiflichkeiten dar; er machet ein groses Verzeichnis von berühmten Weltweisen, die Materialisten gewesen; er setzet ihnen sogar einige aus den Kirchenvätern an die Seite; und hiermit verläßt er seinen Leser.

Ein Mensch, der eine gesunde Vernunft hat, wird die Meynung von dem unvermeidlichen Schicksale allemal in die Reihe der philosophischen Träume setzen. Ein blindes Geschick, das alle menschliche Zufälle nach sich zieht; das der Weisheit und Vernunft des Menschen nichts übrig läßt; bey welchem die erschaffenen Dinge blose Werkzeuge sind, die den Triebfedern einer grosen Maschine gleichen; dies Geschick ist nichts anders, als eine verachtenswürdige, und eben sowohl vor dem Richterstuhle der Vernunft als der Religion, verdammliche Ungereimtheit.

Es ist nicht möglich, daß der Herr von Voltaire solch eine Ungereimtheit glaube und annehme. Sie kann nirgend anders Platz greifen, als in dem Gemüthe eines Muselmannes. Indessen sollte man sagen, sie sey stark nach seinem Geschmacke. Sie giebt ihm den Stoff zu verschiedenen verblümten Stücken, die man in seinen vermischten Schriften findet; und zu vielen philosophischen Anmerkungen, die in seiner

allge-

allgemeinen Geschichte ziemlich oft vorkommen. Der vernünftige Mensch verachtet sie, der schwache läßt sich dadurch betrügen, und der Freydenker beruft sich in seinen Ausschweifungen darauf.

Allein seine Art von den mehrsten Uebungen der Religion, von ihren Gebräuchen, von ihrer Regierung, von ihren Dienern zu reden, ist noch viel verführischer und gefährlicher.

Er bedienet sich wechselsweise der Scherz-und Stichelreden, der ernsthaften Vernünftelungen, und des heftigen Lärmenblasens, um einen Ekel oder eine Verachtung dieser Sachen einzuflösen. Alles, was die Freygeister, alles was die heutigen Schriftsteller, die mit dem schönen Namen der Philosophen prangen, wider die christliche oder katholische Religion geschrieben, gesaget, oder ersonnen haben, das bringet er auf die Bahn, das vergrösert er, das schmücket er aus, das bestreuet er mit einem noch bissigern Salze, oder verkleidet es zu einem noch schimpflichern Gelächter. Alles, was dem Dienste der Religion gewidmet und geeignet ist, scheint ihm nichts anders zu seyn, als ein Haufen unnützer, verächtlicher, oder lasterhafter Leute. Die Verdienste, die Gemüthsgaben, die Tugenden, die bey denselben anzutreffen sind; die Dienste, welche sie der Welt gethan haben, oder noch thun; entzieht man ihnen, und verbirgt sie in verschiedenen Gemälden, die man den Augen der Leser vorgestellet. Die Leidenschaften, die Fehler, die Unordnungen, durch welche einige sich verunehret haben, sind die einzigen Sachen, die man sich angelegen seyn läßt anzuzeigen, und nach welchen man über alle das Urtheil spricht.

Fast alles, was in der Religion geübet wird, ist in den Augen des Herrn von Voltaire abergläubisch.

Gegen

Gegen nichts hat er Ehrfurcht, nichts verschont er. Bald machet er sich lustig mit Vorstellung der lächerlichen Abtödtungen eines Faquir, oder eines Dervis. Allein die Gleichnißrede ist klar genug. Man sieht beym ersten Anblicke, daß blos der Namen zu ändern sey, und daß sein Gespött auf die verehrenswerthen Uebungen der christlichen Ordensleute ziele. Bald will er in einer andern sehr verständlichen verblümten Rede * zeigen, daß es ein sehr närrischer Aberglaube sey, Gott Opfer, Gelübde, und Gebethe zu entrichten, um von ihm seines Verlangens gewähret zu werden. Weil die Kirche den Opernjungfern, und jenen tugendsamen Heldinnen, welche die Schaubühne besteigen, und der Welt öfters mehr als auf eine Art zur Lustbarkeit dienen, keine Altäre errichtet: so geht der Herr von Voltaire mit der ganzen Nation, als mit Thoren, Schwachsinnigen, Abergläubischen um. Endlich findet er, daß nichts übler erdacht sey, als die Kirchenversammlungen, und nichts unvernünftiger, als daß man sich demjenigen, so in denselben einmal entschieden ist, unterwerfen solle. Er findet, daß die Heyden viel weiser gewesen, indem sie Jeden die Freyheit gelassen, von Religionssachen nach Belieben zu denken.

Man kann indessen sagen, daß er in seinen vermischten Schriften der Gelehrsamkeit und Philosophie seine Kräfte wider die Religion nur geprüfet habe. Seine allgemeine Geschichte ist es, wo er dieselbe auf eine lebhaftere, bedachtsamere, und gehässigere Art bestürmet. Dort läßt er blos durch einige freydenkerische Anfälle, oder durch den eitlen Ruhm eines gewissen philosophischen Geschmackes seine Pfeile wider dieselbe abfliegen. Hier ist ein immerwährender Zusammenhang von Verleumdungen, falschen Aufbürdun-

* Sokrat.

dungen, übertriebenen Vergröserungen, künstlichen Verstellungen, die zu ihrer Lästerung angewandt werden. Die verächtlichsten und verdächtigsten Schriftsteller sind bey dem Herrn von Voltaire Orakel, sobald sie Feinde der Religion sind. Die Heyden und Muselmänner verdienen allemal sichern Glauben wider die Christen; so wie auch die Protestanten wider die Katholischen. Was immer die Abgötterey, die Ketzerey, die Lästerung vormals wider die Anbether Jesu Christi ersonnen und ausgebreitet, was sie immer zur Vertheidigung der Feinde, der Verfolger, und der Tyrannen des Christenthums erfunden haben; das suchet Voltaire auf, das macht er rege, das bringet er auf die Bahn, und stellet es als unverwerfliche Wahrheiten vor. Was man aber in den sichersten und aufgeklärtesten Schriftstellern zum Vortheile der Christen findet, das vertuschet er entweder, oder wenn er es ja beybringet, so verdunkelt er es, vermittels der listigsten Beurtheilungskunst, die einen Jeden, der nicht vollkommen unterwiesen und aufgekläret ist, hinters Licht zu führen im Stande ist.

Von dieser widerchristlichen Bosheit eingenommen, stellet er euch eine lange Folge historischer Schildereyen vor Augen; und diese Schildereyen sind allemal untreu. Was man immer von schrecklichen und häßlichen Ausschweifungen erdenken kann, wird den Christen zur Last gelegt, und es scheint, daß sich selbige schier nirgend, als unter den Christen eräuget haben. Ihre Tugenden sind in Laster, ihre Religionsübungen in Schwachheiten verkleidet, und ihre geringste Fehler auf das Aeuserste übertrieben und vergröfert.

Allein so geht man mit den Mahometanern und Heyden nicht um; mit derley Farben malt man sie nicht ab. Hat es jemals bey den Menschen wahre

Tugenden, hat es Weisheit, Vernunft, Billigkeit gegeben: so sind es nur Götzendiener und Ungläubige, bey denen der Herr von Voltaire sie findet. Unter diesen trifft er grose Männer, grose Geister, wahre Helden an. Haben die Protestanten zuweilen Theil an seinen Lobeserhebungen, so geschieht es nur alsdann, wann er sie den Katholischen entgegen setzet. Wird er gezwungen den grosen Männern, die unter uns gewesen sind, einige vortheilhafte Zeugnisse zu geben: so verschwärzet er sie allsobald mit dem Schatten der Fehler, die sie an sich gehabt haben; welche er noch vergrösert, um die Bildniß des Guten, so er von ihnen gesaget hat, schwächer zu machen.

Wenn man unternimmt, die Menschen kennbar zu machen: so erfodert das Gesätz der Geschichte, daß man sie völlig vorstelle; daß man sie nach ihren guten Eigenschaften und nach ihren Mängeln, nach ihren Lastern und nach ihren Tugenden abmale. Sie nur auf einer von diesen beyden Seiten zeigen, heist ein untreuer Geschichtschreiber seyn. Der Herr von Voltaire verfällt schier allemal in diese Treulosigkeit. Er schildert die Christen blos nach ihren Mängeln und Lastern; und die Heyden, die Mahometaner und Ketzer blos nach ihren guten Eigenschaften und Gemüthsgaben.

Indessen muß man gestehen, daß dieser unermüdete Fleis des Herrn von Voltaire, die katholische Religion zu verleumden, und jene, die sie in Ehren halten, und sich zu ihr bekennen, herunter zu machen, nicht beweise, daß er aus irgend einer andern Religion mehr Wesens mache. Sein ausgemachter Geschmack spricht für die Gleichgültigkeit, und allgemeine Duldung. Mit dem Namen eines ehrlichen Mannes immer pralen, hochtrabende Grundsätze der Frömmigkeit,

keit, der Ehre, und der Gerechtigkeit allezeit im Munde führen; übrigens sich über alles das erheben, so man Lehren, Meynungen, Artikel des Glaubens nennet; glauben, was man will, oder nichts glauben, das ist, seinem Ausspruche nach, die wahre Philosophie.

Es sind auch keine Menschen, die er uns so vortheilhaft schildert, die er mit so liebenswerthen und ehrwürdigen Merkmaalen entwirft, als die duldenden Philosophen. Er schildert sie immer als Männer, die voll Sanftmuth sind, und nichts so sehnlich als den Frieden wünschen; als Männer, die Niemanden tadlen, Niemanden verdammen, noch verwerfen; als Männer, die Jedermann die Freyheit, nach eigenem Wohlgefallen zu denken, gern vergönnen, und allein wünschen, daß man eben so gütig gegen sie wäre, als sie selbst gegen andere sind. Diese Herren begehren für sich allein die Freyheit zu denken; das ist, sie begehren allein die Freyheit, die Gesellschaft und die Religion ungehindert zu schmähen; die ärgerlichsten, und gerechtesten Lästerworte wider den christlichen Glauben auszustosen; in Betreffe der Glaubenslehren und Sitten die ungereimtesten Ausschweifungen kühn vorzutragen. Und der Herr von Voltaire sind alle diese Forderungen sehr gerecht und vernunftmäsig: dies suchet er in unzählichen Stellen seiner Werke, und besonders in seinem Gedichte über das natürliche Gesätz, in seiner Abhandlung von der Seele, und in seiner erhabenen Lobrede über Locken, zu erweisen.

Diese Verwägenheit, die nichts in der Religion hoch schätzet, geht nicht glimpflicher mit der Macht und dem Ansehen der Könige um. Dieser grose Philosoph giebt keinen bässern Unterricht in den Pflichten des Unrerthanen, als des Christen. In seinen Wer-

ken wird weniger Meutereyen erwähnet, die er nicht gutheißt, oder entschuldiget.

Diese so zweydeutige und so gefährliche Grundsätze von der Gleichheit aller Menschen, müßten nimmer vorgetragen werden, als von Weisen, welche den Umfang und die Gränzen, den Gebrauch und Misbrauch derselben kennbar macheten. Sie sind zuweilen die Sprache der Natur und der Vernunft; und zuweilen ein Geschrey der Aufruhr und Raserey. Der Herr von Voltaire redet davon ohne Behutsamkeit und Bescheidenheit. In dem, was er so oft von den Gräueln der unumschränkten Obermacht, und von den Vortheilen der Freyheit vorbringt, ist vielmehr Verstellung und Verführung, als Wahrheit und Weisheit. Wenn Jene, die den Völkern gebiethen, es bisweilen an der Gerechtigkeit und Menschenliebe ermangeln lassen: so dienen Jene, die sie aufbringen, und aufrührische Grundsätze verbreiten, nur dazu, daß sie dieselben noch unglücklicher machen. Die Religion giebt uns hiervon viel weisere Unterrichtungen, als die heutige Weltweisheit. Sie kömmt viel bässer mit der Vernunft überein.

Wenn man einen so verwägenen Ton greift, wie der Herr von Voltaire, und nur seinen eigenen Sinn zu Rathe zieht: so untersteht man sich, die Begriffe des ganzen menschlichen Geschlechtes zu verbässern; wider die kläresten Grundsätze, wider die bewährtesten Känntnisse, wider die bekanntesten und bewiesensten Begebenheiten zu kämpfen. Wenn man sich über alle Verstandsfähigkeiten, über alle Gemüthsgaben, über alle Werke, über alle die verschiedenen Gattungen der Wissenschaften, der Künste, und der Gelehrsamkeit zum Oberrichter aufwerfen darf: alsdann ist es sehr schwer, daß man nicht in oftmalige Wider-

sprüche, und in die handgreiflichsten Irrthümer falle. Eine so kühne Unternehmung ist durch und durch mit Klippen besetzet. Der Herr von Voltaire hat sie nicht alle zu meiden gewußt.

Es ist wahrhaft wunderlich, daß er mit seinem weitsichtigen Verstande, mit seiner erstaunlichen Gedächtniß, seiner grosen Gelehrtheit in so sichtbare Widersprüche gefallen ist. In seiner allgemeinen Geschichte (a) sagt er uns, der römische Rath sowohl, als die Kaiser seyn nimmer gesinnet gewesen, Jemanden der Religion halber zu verfolgen; die christliche Kirche habe von ihrem Anfange an Freiheit genug gehabt; sie habe sich ungehindert ausbreiten können, und sey von vielen Kaisern öffentlich vertheidiget worden. Und in seinem Jahrhunderte Ludwig des XIV saget er (b), eben diese Kirche habe von den ersten Zeiten her dem Ansehen der Kaiser getrotzet, indem sie der Verbothe ungeachtet, in den Höhlen und unterirdischen Krüften, geheime Zusammenkünfte gehalten, bis sie Constantin unter der Erde hervorgezogen, um sie seinem Throne an die Seite zu setzen.

Er saget an einem gewissen Orte (c), die menschliche Natur, deren Grund überall einerley ist, habe eine und dieselbe Aehnlichkeit unter allen Menschen festgesezet. Und anderswo saget er (d), es gäbe Völker einer besondern Gattung, die nichts ähnliches mit ihren Nachbarn zu haben scheinen; es sey wahrscheinlich, daß es Gattungen der Menschen gebe, deren eine von der andern unterschieden sey; so wie es verschiedene Gattungen der Thiere giebt.

Er

(a) Hist. gen. C. 5. (b) Conc. du Calvinisme.
(c) Hist. gen. T. 3. P. 194. (d) ib. Pag. 6.

Er versichert, Michel Servet, der zu Genf auf Calvins Befehl lebendig verbrannt worden, habe die ewige Gottheit Jesu Christi geläugnet; und an der folgenden Seite versichert er zugleich, Servet habe diese Lehre nicht geläugnet (e).

Cromwel badete sich, nach Aussage des Herrn von Voltaire, im Blute, sobald er sich die königliche Macht angemaset. Er brachte sein Leben in Unruhen zu. Er schlief keine zwo Nächte nacheinander in derselbigen Kammer, weil er immer fürchtete, ermordet zu werden. Er starb vor der Zeit an einem Fieber, das seine Unruhen veranlasset hatten (f). Und eben dieser Cromwel hielt, nach Zeugnisse des Herrn von Voltaire, die Gesätze in Ehren, schonte das Volk, und starb mit jener Standhaftigkeit des Gemüthes, die er in seinem ganzen Leben gewiesen hatte. Er hinterlies den Namen eines grosen Königes, der die Laster eines Kronräubers deckte (g).

Man könnte von den Widersprüchen, in welche der Herr von Voltaire fällt, da er mit einem so gesetzten und kühnen Tone spricht, ein ganzes Buch anfüllen.

Man muß den Urtheilen, die er über viele Schriftsteller fället, nicht mehr trauen, als den widersprechenden Erzählungen, die er so oft machet. Die glücklichsten Gemüthsgaben machen keinen Menschen unfehlbar. Aber ein eifersüchtiger Geist, und eine hochmüthige Anmasung, sich als das einzige Orakel, das man anhören soll, aufzuwerfen, können machen, daß man, der glücklichsten Talente ungeachtet, falsche

(e) ib. T. III. (f) Mêlang. Tom. I. (g) Siécle de Louis XIV. C. 5.

Urtheile fälle. Das Ansehen eines einzigen Kunstrichters wird den Urtheilen der Welt und der Nachkömmlinge nicht zur Richtschnur dienen. Allein wird wohl die Welt, und die Nachkommenschaft alle die kühnen Urtheile, die der Herr von Voltaire fället, genehmigen? Wird sie nicht vielmehr einige Schönheiten, die man in seinen Werken findet, als Flecken ansehen?

Man kann ferner beobachten, daß er nicht viel mehr aus seiner Nation, als aus der Religion mache. Man trift in seinen Schriften eine immerwährende Bemühung an, die Franzosen herunter zu machen, und unter die Ausländer herab zu setzen. Er stellet uns die mehresten der grösten Männer und der bästen Köpfe Frankreichs nicht anders dar, als er uns die christlichen Helden und Väter der Kirche dargestellet hat. Geschieht das aus einer wahren Verachtung, die er gegen seine Nation heget? Geschieht es darum, damit er sich selbst in einen besondern Vorzug, über alle andere französische Schriftsteller setze?

Der Herr von Voltaire mag einen Zweck gehabt haben, wen er will: so wird sich ein gerechtigkeitliebender Mensch an seiner Weise mit den Franzosen umzugehen, allemal ärgern. Er wird mit Unlust sehen, daß sie schier allezeit in dem Grunde seiner Gemälde, gleichsam als Schatten stehen, die blos dazu dienen die glänzenden Züge, in welchen er die Ausländer erscheinen läßt, zu erhöhen. Er wird es für eine Schuldigkeit halten, dem Geiste Neutons Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, allein er wird Cartesen nicht für einen Strohphilosophen halten, dem ja, seiner Irrthümer ungeachtet, die vernünftige Weltweisheit das Mehreste zu danken hat; und der alle diejenigen, die nach ihm gekommen sind, auf den Weg wahrhafter Erkänntnisse, und der wichtigsten Entdeckungen geleitet hat.

hat. Er wird Locken schätzen, ohne Mallebranchen zu verachten. Er wird Priorn nicht mit la Fontainen vergleichen. Er wird die Kriegestalente Marleboroughs bewundern, ohne das er jene des grosen Turenne zu verdunkeln suche. Er wird es für seine Pflicht halten, wenigstens eben so gerecht gegen seine Nation zu seyn, als die Aengelländer, ungeachtet ihres Neides, selber sind.

Unter denen, welche die Werke des Herrn von Voltaire lesen, haben einige nicht Verstand und Känntniß genug, um den Mangel der Vernunftschlüsse, die dieser Schriftsteller so oft machet, die Gefahr der Grundsätze, die er feststellet, die Falschheit gewisser Begebenheiten, die er als unverwerflich anführet, und aus denen er die schädlichsten Folgen zieht, zu merken: andere sind zu sorglos, daß sie sich die Mühe geben sollten, zu untersuchen, zu betrachten, nachzudenken. Man läßt sich durch das Vergnügen verführen; man bekömmt einen Geschmack an seinen Sätzen und Grundlehren, die gar leicht in die Seele eingedrücket werden. Man machet sich allmählich eine Weise zu denken, die des Verfassers seiner ganz ähnlig ist. Man meldet, man erzählet seine Gedanken, seine Grundsätze, seine Entscheidungen mit Vergnügen. Man sieht die Sachen nicht mehr aus einem andern Gesichtspunkte an, als er sie selbst ansieht; und seine Urtheile und Gedanken werden in kurzer Zeit die Richtschnur der Urtheile und Gedanken des verführten Lesers.

Die Betrachtung des unendlichen Unheils, das aus den Werken des Herrn von Voltaire entspringt, hat mir Anlaß gegeben, selbige vor den kritischen Richterstuhl zu ziehen; wir werden aber nur von denjenigen reden, die er selbst offentlich anerkennt. Daher werden wir uns der vollständigen Sammlung derselben,

die er zu Genf 1756 ans Licht gestellet, bedienen. Es giebt noch viele andere Werke, von welchen man weiß, daß er wahrhaftig der Verfasser sey, wiewohl er es nicht vor Jedermann gesteht. Das sind die unglücklichen Früchte eines freydenkenden Geistes, der kühn genug ist, die allerheiligsten Sachen anzufeinden, und hernach zu bang, oder bässer zu sagen, noch behutsam genug, das, so er in einem gottlosen Aberwitze zur Welt gebracht, nicht offentlich zu behaupten. Sie tragen ihre Schande und Verdammung bey sich. Die öffentliche Verläugnung derselben, zu der man gezwungen ist, belehret zur Gnüge, wie man sie anzusehen, und was man davon zu denken habe.

Wir werden auch alle persönliche Beschuldigung eines Verfassers vermeiden, dessen Irrthümer wir zugleich beweinen, da wir seine Talente bewundern. Wir wollen alle persönliche Beschuldigung meiden, weil es hier nicht auf eine Stachelschrift, sondern auf eine Vertheidigung der Religion angesehen ist.

Die Stachelschrift ist fast allemal ein Werk der Leidenschaft; sie ist ein Schimpf für die Menschlichkeit; sie ist eine unfehlbare Probe einer bösen Gemüthsart. Sie machet denjenigen, der sie ausbreitet, bey ehrbaren Leuten viel verhaßter, als sie den, der dadurch getadelt wird, verächtlich machet. Endlich wird sie von der Vernunft sowohl als von der Religion verdammet. Wir werden uns bemühen den Ton derselben in einem Werke zu meiden, worin wir uns nichts, auser die Religion zu rächen, und der Verführung Einhalt zu thun, vorgesetzet haben. Trifft man dann und wann etwas starke Ausdrücke an, so habe man auf die Umstände Acht, woraus ihr Ursprung fliest; und man wird darin allein den Ton der Billigkeit, der Vernunft, und der Wahrheit finden, Kann man wohl

unempfindlich seyn, wann man die heiligen Orakel des Evangeliums entheiliget, die grösten Männer des Christenthumes gelästert, die vernünftigsten Grundsätze der Sittenlehre zum Stoff der Kurzweile und des Spottes gemachet sieht? Folgen nicht alsdann die Ausdrücke den Gesinnungen? Und da man, so viel als möglich ist, die Person des Verfassers schonet; kann man sich wohl enthalten, sich ein wenig stark über seine Schriften auszudrücken?

Ich hoffe, daß ich in Betreffe dieses Artikels mir nichts vorzuwerfen, noch einen Vorwurf zu gewarten, Ursache haben werde. Vielmehr hätte ich zu fürchten, daß man mich bestrafete, ich hätte die Achtung und Nachsicht zu weit getrieben. Ist das ein Fehler, so sehe ich ihn als solch einen Fehler an, den die Religion und die Vernunft gutheisen; und ich bin nicht gesinnet, denselben zu meiden.

Der Herr von Voltaire hat als ein Weltweiser, und als ein Geschichtschreiber geschrieben. Seine philosophische Schriften, und die Geschichten, die er uns geliefert, sind gleichergestalt mit Irrthümern gespicket. Die Religion wird in jenen sowohl, als in diesen bestürmet. Diese zwo Arten der Anfälle abzutreiben, theile ich dies Werk in zween Theile. Der erste wird die Widerlegung der historischen Irrthümer enthalten, das ist, der Irrthum in den Begebenheiten, die in der allgemeinen Geschichte mit vieler Bosheit, ohne Beurtheilung, und ohne einige Achtung gegen die Anständigkeit und Wahrheit, aufgehäufet sind. Der andere wird die Widerlegung der dogmatischen Irrthümer seyn, das ist, der Irrthümer in der Weise über die Grundsätze, der Lehren, die Gebräuche, die Ausübungen und den Gottesdienst der Religion zu denken und zu vernünfteln.

Der erste Theil zeigt uns das gröste, das wichtigste, das verschiedenste Gemälde. Der Erfolg der Religion während siebenzehn Jahrhunderten, ihre Abwechselungen, ihre Regierung, ihr Wachsthum, ihr Verlust, die berühmten Männer, die sie vertheidiget oder bestritten haben, die ihr Ehre oder Schande gemachet, sie unterstützet oder verfolget haben, dies wird den Stoff zu unsern historischen Anmerkungen geben. Wir werden der Ordnung der Zeiten nachfolgen, so wie der Herr von Voltaire. Doch werden wir nicht alle seine Irrthümer widerlegen. Hierzu würde man fast so viele Bände nöthig haben, als er selber geschrieben. Wir werden uns nur bey den vornehmsten aufhalten. Wir werden die Falschheit der mehresten Sachen, die er mit der grösten Zuversicht behauptet, mit der äusersten Augenscheinlichkeit sichtbar machen.

Wie wenig Aufmerksamkeit man immer bey Durchlesung der Werke des Herrn von Voltaire habe; so merket man doch allsobald, daß er mehrentheils gegen die christlichen und katholischen Schriftsteller nichts als Verachtung bezeiget, und die Heyden und Feinde des katholischen Glaubens als Götterspräche anhöret. Um ihn nachdrücklicher zu bestreiten, werden wir am öfterstен blos das Zeugniß derer, auf welche er sich beruft, anwenden. Was er wider die Christen der ersten Jahrhunderte saget, werden wir, so viel es möglich seyn wird, durch das Zeugniß der Heyden selbst widerlegen. Und wann wir an die Geschichte der letzten Jahrhunderte kommen, so werden wir zu den Protestanten selbst unsre Zuflucht nehmen, um die Verleumdungen, die er den Katholischen aufbürdet, zu widerlegen. In allen diesen verschiedenen Gelegenheiten werden wir die Zeugnisse der zeitgenossenen Schriftsteller, das Ansehen der bewährtesten Urkun-

den,

den, und so viel wir können werden, eine weise und aufgeklärte Kritik zu Hülfe nehmen.

Da der Herr von Voltaire über die Lehren, und wider die wesentlichsten Lehren des Christenthums vernünftelt, bedienet er sich zuweilen des ehrerbiethsamsten Tones. Aber diese verstellte Ehrerbiethsamkeit machet den verführischen Ton nur gefährlicher. Er saget, man müsse das Gebieth der Philosophie von dem Gebieth des Glaubens allemal unterscheiden. Allein hernach findt er, daß alles unter das Gebieth der Philosophie gehöre; und allso wird der Gegenstand des Glaubens vernichtet, und verschwindt gänzlich. Er sagt, unsre Geheimnisse möchten nur immer unsern Beweisthümern zuwider seyn, sie würden darum nicht weniger von den Philosophen verehret. Allein was einem Beweisthume zuwider ist, das ist falsch und ungereimt. Man sieht, was für eine Folge man aus dergleichen Satze zu ziehen habe. So verfährt er in seinen philosophischen Schriften mit den mehresten Grundlehren der Religion, und mit allem dem, so einigermaasen mit der Religion in Verbindung steht.

Wir sind nicht gesinnet, dem Herrn von Voltaire Schritt für Schritt zu folgen, und eine schwache und obenhin verfaßte Widerlegung aller in seinen verschiedenen Werken verbreiteten Irrthümer zu geben. Wir machen uns einen Entwurf, in welchem wir die vornehmsten Grundlehren der Religion, was dahin gehöret, was davon abhängt, und was nothwendig damit verbunden ist, auftretten lassen. Was wir in den Werken des Herrn von Voltaire wider diese Stücke finden werden, das werden wir anführen und bekämpfen. Wir werden uns zugleich bearbeiten, die Wahrheit festzusetzen, und den Irrthum zu zernichten. Wir werden Grundsätze geben, theils um den Men-

schen, der sich in Religionssachen umsehen will, zu erleuchten, zu leiten, und zu stärken; theils um den Eindrücken, so die gottlosen Schriften so vieler heutigen Philosophen machen könnten, vorzukommen. Solchemnach wird dieser dogmatische Theil nicht nur zur Widerlegung der Schriften des Herrn von Voltaire, sondern auch zur Widerlegung so vieler schädlichen Werke dienen, welche die Gottlosigkeit täglich gebiehrt.

Wir werden den Anfang machen mit der Untersuchung der Gedanken über die öffentliche Regierung, damit man sogleich die Weise des Herrn von Voltaire zu denken, zu vernünfteln, und die Dinge anzusehen, vor Augen habe. Den Schluß wird die Untersuchung des Gedichtes von dem natürlichen Gesätze machen; welche gleichsam eine kurzgefaßte Schilderey aller seiner Grundsätze seyn wird. Endlich werden wir uns bestreben, die Kürze und Klarheit, die in dergleichen Werken so nothwendig, und dennoch so selten ist, überall anzubringen.

Es sind viele Stachelschriften wider den Herrn von Voltaire gemachet worden. Ich kann sagen, daß ich deren keine, oder doch fast nichts davon gelesen habe. Diese Art Schriften sind keinesweges nach meinem Geschmacke. Man ist mir inständig angelegen, diesem Werke einen dritten Theil zu zusetzen, und die Ausschweifungen seines Lebens mit den Irrthümern seiner Schriften zu verbinden. Man hat mich zu diesem Zwecke mit Schriften versehen. Man hat mich überreden wollen, daß ein Auszug auserlesener historischer Beyträge über das Leben des Herrn von Voltaire den Vorwitz der Leute reizen, und meinem Buche gröseren Abgang verschaffen würde. Allein ich habe einen zu grosen Ekel an dem Namen eines Lästerers.

Was

Was ich allezeit verlanget, und als nothwendig in unserm Jahrhunderte angesehen habe, das war eine vernünftige Widerlegung der in den Werken Voltaires befindlichen Irrthümer. Es ist deren noch keine gemachet worden, die mir zu Gesichte gekommen sey, auser jener, die das Orakel der neuen Philosophen betitelt ist. Aber dieses Werk, das so wohl aufgenommen, und so billig geschätzet worden, hat vielen Personen, die immer begierig sind unterrichtet zu werden, und einen lebhaften Eifer für die Rechte der Religion und der Vernunft bezeigen, noch gar nicht hinlänglich geschienen. Viele, da sie in dem Versuche über die allgemeine Geschichte jene gräuliche Sammlung erschrecklicher Lügen, oder bässer zu sagen, jene blütige und immerwährende Stachelschrift wider die Christen sahen, wünschten umständlichere Antworten, klare, kurze, überzeugende Antworten, die da fähig wären, der Seele Licht beyzubringen, und die Verleumdung samt dem Verleumder schamroth zu machen. Andere, da sie sahen, wie viele und verschiedene Stürme der Herr von Voltaire auf alles das gewaget, so das Heiligste und Ehrwürdigste ist, und daß viele dieser Stürme von dem Verfasser des Orakels nicht abgetrieben worden, wünschten diese Vertheidigung der Religion vollständig zu sehen. Nun finden alle die Puncte, welche nicht untersuchet worden, hier ihre Stelle. Sie machen einen wesentlichen Theil dieses Werkes aus. Also wird man sich itzo schmäucheln können, daß man alle Erläuterungen über die Werke Voltaires habe, welche die Liebhaber der Religion und der Wahrheit verlangen konnten.

Es ist derselbige Feind, der in dem Werke vom Orakel, und in gegenwärtigem angegriffen wird. Allein die Angriffe sind allemal verschieden, und auf ganz unterschiedene Gegenstände gerichtet. In dem Orakel

sieht

sieht man vortreffliche Abhandlungen über die vornehmsten Stücke der christlichen Religion; lebhafte, hellstralende, triumphirende Abhandlungen, welche die ganze Macht der Irrthümer Voltaires mit gutem Erfolge bestürmen. Hier nimmt man die Irrthümer stückweise vor. Auf jeden verleumderischen oder satyrischen Zug, auf jeden falschen Vernunftschluß, auf jede wider die Religion vorgebrachte Lüge findt man die Antwort, welche in aller Kürze, mit der grösten Klarheit, ohne einigen Umschweif gegeben wird, und allemal mit der Ueberzeugung begleitet ist. In dem Orakel beweist man die Wahrheiten, die der Herr von Voltaire bestreitet, sehr kräftig. Hier zeigt man mit der grösten Klarheit die Irrthümer, in welche er fällt. Das eine setzet ihm durch Vernunftschlüsse zu; das andere stellet alle seine Widersprüche, seine Fehler, seine Treulosigkeiten dar. Das eine, wie wir schon gesaget haben, greift fast immer seine Irrthümer überhaupt an; das andere läßt deren schier keinen vorbeygehen, ohne ihn umständlich zu wiederlegen. Kurz, nichts ist so verschieden, als diese zwei Werke untereinander sind; und man kann wohl versichern, daß keine einzige Begebenheit in diesem wird gefunden werden, die in dem andern schon sey untersuchet worden: noch eine Betrachtung, eine Anmerkung, ein Vernunftschluß, der von jenem entlehnet, oder nachgeahmet zu seyn scheine. Die Sache wäre auch fast unmöglich, indem dies Werk geendiget worden, ehe das andere gedrucket war.

Man wirft dem Verfasser des Orakels vor, er habe Voltairen zu viel gedrücket, er habe ihm eine Bosheit und Gottlosigkeit der gräulichsten Gesinnungen zugedacht; er habe verstreute Züge, die nicht zusammen gehörten, boshafter Weise gesammelt und verbunden, um sein Gemälde desto abscheulicher zu ma-

machen; endlich habe er seine Schilderey von ihm erschrecklicher entworfen, als es die Wahrheit, und der Wohlstand des Gebrauches bey gelehrten und feinen Leuten erlaubet.

Allein der Verfasser des Orakels antwortet, daß er die Stellen, woraus er alle seine Züge entlehnet, treulich angeführet habe; daß alle Gräuel, die er Voltairen auf die Zunge geleget, zuvor aus dessen Feder geflossen; und daß er nichts anders gethan, als daß er dasjenige, so der andere nur schlechtweg zu verstehen zu geben das Herz gehabt, und künstlich eingewickelt hatte, ein wenig offenbarer gezeiget, oder begreiflicher gemachet hat. Was das Gemälde betrift, so ist die ganze Welt darin einstimmig, daß an der höllischen Kunst, gräuliche Schilderey en zu machen, kein Mensch jemals dem Herrn von Voltaire gleich gewesen sey; daß nie Jemand schwärzere Farben angebracht, als die, womit er jene malet, die seine Eifersucht erwecket, oder seine Galle rege gemacht haben. Man urtheile davon aus der Weise, wie er mit dem vollkommensten unter den französischen Dichtern, dem berühmten Rousseau, dem Abte Desfontaines, und so vielen andern Schriftstellern, die ich namhaft machen könnte, umgeht.

Was mich anbelanget, so kann und darf ich die Weise, deren sich der Verfasser des Orakels bedienet, nicht tadeln; und ich habe nicht für gut befunden, ihm nachzufolgen. Es giebt verschiedene Arten, einen Feind anzugreifen. Alle Kriegesleute schlagen nicht auf gleiche Weise; und bey ihren verschiedenen Arten zu schlagen, können sie allemal den Sieg erfechten. Ich lasse den Talenten des Herrn von Voltaire gerne Gerechtigkeit widerfahren: aber ich muß dabey sagen, daß der Misbrauch der Talente bey ihm eben so gros

ge=

gewesen sey, als die Talente selbst. Seine Werke geben von einem sowohl, als von dem andern Zeugniß. Stelle ich die kritische Untersuchung davon an, so geschieht das nicht, um mich für seinen Nebenbuhler zu erklären. Nichts anders leitet mich, als die Hochachtung gegen die Religion, und der Eifer für die Christen. Ich stütze mich auf nichts anders, als auf die Gerechtigkeit der Sache, und auf die Stärke der Vernunft. David, ein unbewaffnetes Kind, warf den fürchterlich bewaffneten Goliath zu Boden. Du kömmst zu mir, sagte David zu ihm, mit dem Schwerte, der Lanze, und dem Schilde; und ich mag keine andere Waffen, als mein Vertrauen auf den Namen des Herrn (h).

Mit eben diesen Gesinnungen habe ich dies Werk unternommen; und erwarte vom Herrn allein den beglückten Erfolg.

(h) 1 Reg. C. 17.

Die

Die Irrthümer des Herrn von Voltaire.

Erster Theil.

Die historischen Irrthümer.

I Hauptstück.

Von der Pflanzung der christlichen Kirche.

Der Anfang der allgemeinen Geschichte des Herrn von Voltaire schickt sich überaus schön für einen seine Religion verehrenden Christen, und eben so schön für einen philosophischen Geschichtschreiber, der nichts als die Wahrheit suchet. Sein erstes Absehen geht auf die Verbässerung und Reinigung der allzuvortheilhaften Begriffe, die sich die Christen von der Art, wie sich ihre Religion vor siebenzehn Jahrhunderten auf Erden festgesetzet, bisher gemacht haben. Hierauf

be-

bemühet er sich uns die Vorurtheile zu benehmen, worin wir bisher gewesen, daß eben diese Religion drey ganze Jahrhunderte immer bekriegt und verfolget worden, und doch allzeit überwunden, allzeit gesieget habe. Letztlich unternimmt er die alten Weltbeherrscher wider den Vorwurf jener unmenschlichen Grausamkeiten zu schützen, welche ihnen die christliche Unwissenheit, wie er spricht, zuschreibt, und deren Regierungen sie anders nicht als eine immerwährende pariſische Bluthochzeit betrachtet. „Es ist gewiß, „ sagt er ganz ernsthaftig, daß der Rath niemals ge„ neigt gewesen jemanden seines Glaubens halben zu „ verfolgen. Keiner von den Kaisern, bis auf Do„ mitianen hat die Christen beunruhiget. „ (a)

Es ist gewiß, können wir mit gröserer Versicherung sagen, daß der Herr von Voltaire immer geneigt sey die Geschichten, welche der Religion so viel Ruhm machen, feindlich anzufechten. Sein Angriff ist hartnäckig; ist er aber auch eben so glücklich? Seine Kritik ist voll Künheit; man erblickt aber nicht den geringsten Schein der Probe in derselben. Der entscheidende Ton, mit dem er spricht, mag jene wohl täuschen, die nicht gehörig unterrichtet sind; aber Leuten, welche ein wenig Einsicht haben, kömmt derselbe erbarmenswürdig vor. Es läßt sich sehr leicht erweisen, daß nichts falscher und ungegründeter sey, als dasjenige, was er für Gewißheiten verkaufet.

Die heydnischen Schriftsteller bezeugen, unter Neronen seyn Christen zum Tode verdammt worden. Die Vätter so wohl der griechischen als lateinischen Kirchen melden von den ersten Jahrhunderten her einhällig, die bekannten heiligen Apostel Peter und Paul seyn

(a) Hist. gen. C. 5.

seyen zu Rom unter Neronen gemartert worden. Der grose Constantin, der zu erst unter den Kaisern von der Abgötterey zum Christenthume übergangen, giebt dasselbige Zeugniß. Ungeachtet dieses alles versichert uns Voltaire, keiner von den Kaisern bis auf Domitianen habe die Christen beunruhiget. Hat man sich wohl auf sein Ansehen und Wort zu verlassen?

Laßt uns nun sehen, mit welchen Gründen er sein Vorgeben bewähret. „ Die Juden, sagt er, schoben „ die Schuld des Brandes, der einen Theil Roms in „ die Asche gelegt, den Christen auf den Hals. Es „ war eben so unbillig den Christen als dem Kaiser „ diesen Zufall beyzumessen. Allein man mußte das „ Volk besänftigen, welches wider Fremdlinge in den „ Harnisch gerieth, die den Juden so wohl als den „ Römern ein Dorn im Auge waren. Man überlies „ etliche Unglückselige der öffentlichen Rache. Es „ scheint, man hätte diese flüchtige Gewaltthätigkeit „ nicht unter die Verfolgungen ihres Glaubens zählen „ sollen. Sie gieng ihre Religion nicht das Geringste „ an, als welche man nicht einmal kannte, indem sie „ die Römer mit dem von den Gesätzen unterstützten „ Judenthume vermengten. „

Wir wollen die Stärke und den Zusammenhang dieser Vernünftlung des Herrn von Voltaire ein wenig erwägen. Erstlich behauptet er, die Juden hätten die Christen angeklaget, und er setzet voraus, daß die Christen von den Römern mit den Juden seyn vermengt worden. Hat aber diese Voraussetzung ihre Richtigkeit; wie ist es denn glaublich, daß die Juden eine Klage wider die Christen angezettelt hätten, worin sie sich selbst unfehlbar und nothwendiger Weise würden verwickelt haben? Sollte er wohl im Stande

seyn, einen einzigen Schriftsteller jener Zeit aufzuweisen, der Meldung von dieser Klage der Juden wider die Christen gethan hat? Trotz aller seiner Gelehrsamkeit darf ich wetten, daß er nicht einen weis. Er räumt demnach seinem eigenen Hirngespinnste den Platz historischer Geschichten ein.

Zum Zweyten sagt er, man hätte um das Volk zu besänftigen etliche Unglückselige der öffentlichen Rache überlassen, dieses aber sey nur eine kurz daurende und flüchtige Gewaltthätigkeit gewesen. Die Beschreibung, die uns Tacitus von den erschrecklichen Marterpeinen der Christen macht, stimmt vollkommen mit den christlichen Jahrbüchern, keineswegs aber mit der Erzählung des Herrn von Voltaire, überein.

Er bemerkt drittens, daß es eben so unbillig gewesen, den Christen als dem Kaiser diesen Zufall beyzumessen. Und ich bemerke, daß der Herr von Voltaire der erste und einzige Schriftsteller sey, an welchem Nero einen Vertheidiger gefunden. Ich begreife nicht, warum er sich um die Ehre solch eines Ungeheuers mehr annimmt, als die Heyden selber gethan haben. Sueton sagt ausdrücklich (b), dieser Kaiser sey derjenige gewesen, der das Feuer an die Stadt Rom habe legen lassen. Tacitus, ohne seine Versicherung zu geben, saget (c), es sey sehr wahrscheinlich, daß er der Urheber des Brandes gewesen, und daß er die Christen aus keiner andern Absicht verfolget habe, als um diese abscheuliche That, deren er beschuldiget wurde, auf dieselben zu schieben.

Auf

(b) Suet. Nero. (c) Tacit. An. I, 15.

Auf diese Weise hat der Herr von Voltaire Neronen gerechtfertiget. Sehet jetzt, wie er die Sache angreift, Domitianen gleiches Recht zu verschaffen. „ Dio Cassius meldet, unter diesem Kaiser seyn et„ liche Personen als Gotteslängner und Nachahmer „ der jüdischen Gebräuche verdammet worden. Es „ hat das Ansehen, daß diese Beunruhigung weder „ langwierig noch allgemein gewesen. Man weis „ nicht genau, weßhalben etliche Christen verbannt, „ noch warum dieselbigen wieder zurück berufen „ worden. „

Wir haben hier zwo wichtige Anmerkungen über diese angeführte, aber durch den Voltaire verfälschte Stellen zu machen. Erstlich ist dasjenige, was Dio Cassius an diesem Orte sagt, ganz unterschieden von jener Sprache, die ihm Voltaire in den Mund giebt. Zweytens finden wir in eben diesem Geschichtschreiber eine unläugbare Probe der von Domitianen angestellten Verfolgung. Dieser Kaiser, sagt er (d), liess den Bürgermeister Clemens, welcher eines Lasters beschuldiget wurde, hinrichten. Man verdammte auch eine grose Menge Leute, welche die Religion der Juden angenommen hatten. Etliche wurden des Lebens, andere ihrer Güter beraubt, und Domitilla wurde auf eine Insel ins Elend verwiesen. Es ist zu wissen, daß diese Domitilla eine Christinn gewesen, die hierauf um ihrer Religion willen zum Tode verurtheilt worden, gleichwie auch Nereus und Achilleus, welche Beamten seines Hauses waren. Theodora und Euphrosina hatten gleiches Schicksal mit dieser Prinzeßinn, in deren Diensten sie gestanden. Alle christliche Jahr- und Marterbücher thun hiervon Meldung. Der Bürgermeister Clemens

(d) Dio Cass. Domitian.

Flavius wird ebenfalls von den mehrsten geistlichen Schriftstellern unter die Christen und Märtyrer gezählt. So kommen denn die christlichen und heydnischen Geschichtschreiber miteinander überein; der Herr von Voltaire aber stimmt weder mit diesen, noch mit jenen, noch mit der Wahrheit selber ein.

Derselbige Dio Cassius spricht vom Nerva, Domitians Nachfolger, folgender Gestallt: Uebrigens schenkte Nerva alldenjenigen die Freiheit, welche eines wider die Götter begangenen Lasters beschuldiget waren. Er lies sie freysprechen. Er berief die Verbannten zurück. Er verboth, jemanden künftighin wegen verweigerter Verehrung der Götter, oder wegen des Judenthums anzuklagen. (e) Um den Nachdruck dieser Worte recht inne zu werden, hat man zu merken, erstens, daß das wider die Götter begangene Laster eben das Laster war, worüber man die Christen anklagte, indem sie die Götzen nicht anbetheten. Zweytens, daß Nerva sie lossprechen und befragen lies: woraus folget, daß es noch beklagte und gefangene Christen gegeben, als dieser Prinz den Thron bestieg. Drittens, daß er die Verbannten zurück berufen, welches vollkommen mit dem überein kömmt, was uns die Kirchengeschichte von der Marter und Verbannung des h. Johannes und vieler andern Christen erzählet. Viertens, daß er verbothen, jemanden künftighin wegen verweigerter Verehrung der Götter, oder wegen des Judenthumes anzuklagen. So hatte denn diese Anklagung voraus statt. So ist es denn wahr, daß man die Christen zuvor verfolgte. Denn weil man sie mit den Juden vermengte; so fielen diese Anklagen und Verfolgungen auf sie.

Wenn

(e) Dio Cass. Nerva.

Wenn es gleich dem Herrn von Voltaire nicht viel um die Ehre eines guten Christen zu thun ist; so bewirbt er sich doch wenigstens um das Ansehen eines wackern Geschichtschreibers. Allein für dieses mal hat er auf keiner Seite einigen Vortheil für sich. Es gelingt ihm auch nicht bässer bey einer andern Gelegenheit, wo er eine von Tertullianen, Hegesippen und Euseben bewährte Geschichte anführet. Weil er dieselbe nicht nach seinem Geschmacke gefunden; ruft er aus: Wohl eine erbarmenswürdige Sache, daß die Geschichte aus der Feder so vieler Leute geflossen, die mehr fromm als erleuchtet waren! Allein hat er nicht zu fürchten, daß man von seinem Versuche einer allgemeinen Geschichte sage: wohl eine erbarmenswürdige Sache, daß die Geschichte aus der Feder eines Mannes geflossen, der weder fromm noch erleuchtet war?

Nachdem Voltaire sich bemühet die Christen, welche im ersten Jahrhunderte ihrer Religion halben gelitten, aus dem Marterbuche auszustreichen; giebt er sich mit gleichem Absehen an die, welche die Marter im zweyten Jahrhunderte ausgestanden haben. Er geht aber folgender Art zu Werke: „ Nerva, sind „ seine Worte, Trajan, Adrian, wie auch die Antoninen, waren keine Verfolger. Markus Aurelius verordnete, man sollte die Christen der Religion wegen nicht verfolgen. Caracalla, Heliogabel, Alexander, Philipp and Gallien nahmen „ dieselbe öffentlich unter ihren Schutz. Mithin hatten „ sie Zeit über Zeit, ihre angehende Kirche auszubreiten und zu befestigen. Sie genossen einer so „ grosen Freyheit, daß sie in vielen Provinzen öffentliche und so gar auf dem Schutte der abgerissenen „ Götzentempel aufgerichtete Gotteshäuser hatten. „

In diesem Berichte des Herrn von Voltaire erblickt man etliche Stralen der Wahrheit; aber zugleich viele Verfälschungen, Vergröserungen und Unwahrheiten. Wahr ist es, daß Nerva, der eine gar kurze Zeit regieret, kein Verfolger gewesen. Aber unser philosophischer Geschichtschreiber verirrt sich himmelweit, da er versichert, daß Trajan keiner gewesen. Um ihn seines Irrthums zu überzeugen, will ich weder die Lebensgeschichte des berühmten h. Märtyrers Ignaz, Bischofes zu Antiochia, noch einen Haufen anderer dergleichen Schriften, deren Zuverläßigkeit unverwerflich ist, anführen. Ich werde mich lauter heydnischer Schriftsteller bedienen, die bey ihm in gröserm Ansehen und Zutrauen stehen, als die christlichen.

Als **Plinius** Landpfleger in **Bithynien** war; befragte er sich bey **Trajanen**, wie er mit den Christen umgehen sollte, und legte bey ihm zugleich Rechenschaft von seinem bisherigen Betragen ab. Nachdem er ihre Tugenden mit den schönsten Farben abgeschildert; beschreibt er ihre unermessene Anzahl, welche Städte und Dörfer erfüllete. Er sagt, er hätte ihren Hausgenossen die empfindlichsten Peinen angethan, ohne ein Laster an ihnen entdecken zu können. Er sezet hinzu, er hätte die bey ihm angegebenen Christen vor seinen Richterstuhl stellen lassen, und diejenigen, welche das Christenthum abgedanket hätten, in die Freiheit gesetzet, die hingegen, welche nicht davon hätten abweichen wollen, zum Tode verdammet (f). Der Kaiser genehmiget in seinem Antwortsschreiben sein Betragen. Er saget ihm, man sollte die Christen nicht aufsuchen; dennoch aber, wenn sie angebracht wür-

(f) Plin. Lib. 10. Ep. 102.

würden, bestrafen, wofern sie nicht ihre Religion abschwüren und den Göttern opferten (g).

Da ist nun der Kaiser, von dem man versichert, daß er kein Verfolger der Christen gewesen. Hieraus lassen sich drei Folgen ziehen. Erstens, daß, obschon nicht allzeit allgemeine Befehle ergangen die Christen in allen Landen des Reiches zu verfolgen; die Verfolgung nichts desto minder statt gehabt habe, und vom Kaiser gebilliget und bekräftiget worden sey. Zweytens, wenn Plinius einer der liebenswürdigsten und leutseligsten Weltweisen der alten Zeiten, so viel Christenblut hat vergiesen lassen; was soll man denn von jenen denken, deren Sitten nicht so geschlachtet, und die Denkungsart nicht so vernünftig gewesen? Drittens, daß unter andern Kaisern auch hat geschehen können, was sich unter Trajanen zugetragen. Daß aber dem wirklich so sey, belehren uns viele zuverläßige Schriften. Endlich erhellet aus dem Briefe, den Adrian den Christen zu gut geschrieben, daß, obwohl kein neuer Befehl wider dieselben gemacht worden, man dennoch fortgefahren sey sie zu verfolgen. Dieser Brief ist in dem Geschichtbuche Eusebens von Cäsarea zu finden.

Lasset uns jetzt zum Markus Aurelius schreiten. Es ist wahr, daß dieser Kaiser verordnet habe, man sollte die Christen wegen ihrer Religion nicht verfolgen. Allein es ist dabey auch zu merken, daß diese Verordnung erst nach dem über die Markomanner erfochtenen Siege, das ist, im dreyzehnten Jahre seiner Regierung ergangen sey. Zudem muß man noch wissen, daß dieser Kaiser, mit dem Zunamen der Weltweise, ungeachtet seiner Weltweisheit, dem Götzendienste ungemein ergeben gewesen. Er war immer mit Schlachtopfern

(g) Idem Lib. 10. Ep. 103.

und Würgknechten, wie die Geschichtschreiber reden, umgeben, welches Anlaß zu einem spaßigen Gedichte gab, worin das Hornvieh dem Kaiser, als er seine Kriegsheere anzuführen von Rom gieng, in aller Demuth eine Vorstellung machte. Der Schluß dieser Vorstellung war eine traurige Klage dieser armen Thiere, welche ausriefen:

Prinz! wenn du siegest, ist es um uns geschehen.

Endlich kann man aus der Schilderung, die uns alle Geschichtschreiber von der Gemüthsart dieses Prinzen entworfen, nichts anders schliesen, als daß er abergläubisch genug gewesen die Christen zu verfolgen, doch aber auch billig genug, dem Aberglauben dann und wann einen Abbruch zu thun. So ist auch Asien, Gallien und Italien mit dem Blute der Glaubigen unter seiner Regierung überschwemmet worden. Die einzige Stadt Lyon gab eine grose Anzahl derselben, deren Geschichten von Augenzeugen ihrer Marterkämpfe beschrieben, und von Euseben aufbehalten worden. Demnach gehöret Markus Aurelius, welcher dem Herrn von Voltaire so verehrenswürdig scheint, unter die Zahl der Verfolger des Christenthumes.

Ich gebe zu, daß die Christen unter den Kaisern Caracalla, Alexander, Heliogabal, Philipp und Gallien Frieden gehabt, und von etlichen dieser Fürsten geschützet worden; allein man muß sagen, daß sie nicht anders Frieden gehabt, als in Ansehung der Umstände, worin sie sich unter andern Kaisern befunden. Dessen ungeachtet gab es unter ihren Regierungen eine grose Menge Blutzeugen.

Der Herr von Voltaire kömmt endlich zu den blutigen Verfolgungen der Kaiser Decius und Maximin. Er hat sich gezwungen gesehen, dieselbigen zu gestehen; allein seiner Rechnung nach war die Religion nicht die Triebfeder davon, und mithin sind daher keine wahre Märtyrer entstanden. „ Daß Decius und „ Maximin, sagt er, die Christen verfolget; ist aus „ Staatsursachen geschehen. Decius that es, weil „ sie es mit dem Hause Philipps hielten: Maximin, „ weil sie sich auf die Seite Gordians geschlagen „ hatten. „

Allein mit welchem Beweisthum kann er darthun, was er mit so vieler Kühnheit vorgiebt? Auf welchen Schriftsteller kann er sich berufen? Welche Geschichte kann er anführen? Welche Bündniß, welche Verschwörung kann er nennen, woran die Christen sollen Theil gehabt haben? Tertullian trotzete seiner Zeit darauf, daß die Römer nicht im Stande wären, eine einzige Verrätherey zu zeigen, in welche sich die Christen eingelassen hätten. Wir biethen dem Herrn von Voltaire denselbigen Trotz.

Decius und Maximin liesen eine grose Menge Christen hinrichten. Die Kirche hat dieselben als für ihren Glauben geschlachtete Opfer angesehen. Sie hat den kostbaren Ueberrest von ihnen sorgfältig gesammelt und verwahret. Sie hat ihre Gedächtniß in Ehren gehalten. Waren nun diese Märtyrer lauter aufrührische und unruhige Köpfe; so war auch die Kirche anders nichts, als eine Versammlung schwärmerischer, unsinniger und abergläubischer Leute. Wer dörfte aber solches gedenken? Wäre nicht, um uns dieses einzureden, ein Ansehen vonnöthen, daß mehr Hochachtung verdienet, als die bißige und vergällte Feder des Herrn von Voltaire?

II Hauptstück.

Von Diocletianen.

Die Römer hatten im Gebrauche, von Zeit zu Zeit Lobreden auf ihre Kaiser zu machen. Es trug sich öfters zu, daß in dergleichen Reden die abgeschmacktesten Fürsten unverschämt herausgestrichen, und jene, die am meisten verdienten verabscheuet zu werden, als Wunder der Natur vorgestellet wurden. Eben diese Lobreden sind die Hauptquelle, woraus der Herr von Voltaire die Farben gezogen, mit welchen er einen der verschreytesten Feinde des Christenthumes abgeschildert (h). Er entwirft uns Diocletianen als einen der grösesten Fürsten, die jemals gewesen: als einen Helden im Kriege, einen Weisen in Verwaltung des Staates, einen Philosophen auf dem Todsbette (i). Er durchwanderte öfters, sagt er, die Provinzen des Reiches, um sie mit Ueberflusse und Vergnügen zu erfüllen. Er verherrlichte die Städte, und brachte die Künste empor, und wurde der Gegenstand der Ehrfurcht und Liebe von Morgen- und Abendlande. Er war so gar ein beständiger Beschützer der Christen bis zu den letzten Jahren seiner Regierung, wo er gezwungen worden etliche derselben, denen der Kopf nach Unruhen und Verwirrungen stund, zur Strafe zu ziehen.

Auf diese Weise sollen wir, nach Anweisung des Herrn von Voltaire, von Diocletianen und den Märtyrern urtheilen. Ich glaube nicht, daß er seine Lobsprüche diesem Fürsten so entzücket austheilte, wenn derselbe nicht ein Götzendiener und Verfolger gewesen wäre. Doch dem sey es, wie es wolle, so

wollen

(h) Hist. gen. C. 5. (i) Melang. C. 61.

wollen wir mit Beyhülfe der heydnischen Schriftstellern untersuchen, ob bey Diocletianen jener erhabene Heldenmuth, jene hohe Klugheit, jene ausbündige Weltweisheit, die Voltaire an ihm rühmet, anzutreffen sey.

Wir finden so gleich (k), daß Diocletian, was die zum Kriege erforderlichen Eigenschaften anbelangt, dem Kaiser August ziemlich nahe gekommen, welcher durch seine Befehlshaber glücklicher gefochten als durch sich selber. Er war vielmehr ein geschickter und glücklicher Staatsverwalter, als ein groser Feldoberster. So bald er zum Kaiser erkläret gewesen; gieng er auf Carinen, welcher noch das ganze Westreich inne hatte, los, und lieferte ihm eine Schlacht (l). Allein er wurde aufs Haupt geschlagen. Unterdessen erholte er sich durch sein besonderes Glück von seiner schändlichen Niederlage. Carins Soldaten, die mit ihm nach diesem Siege misvergnügt waren, brachten ihn um, und ergaben sich dem flüchtigen Diocletian (m). Der ägyptische Krieg verdienet mehr den Namen einer kriegerischen Züchtigung dieser Provinz, als eines wahrhaften Krieges. Der gallische, persische und britannische Krieg sind von den Kaisern Maximian Herkul, Maximinus Galerius, und Constantius, Constantin des grosen Vater, geführet und geendiget worden. Diocletian hatte nichts damit zu schaffen. Man findet also noch nicht, worin der erhabene Heldenmuth bestanden.

Etliche von diesem Kaiser gemachte Verordnungen, welche noch in dem theodosianischen Gesätzbuche anzutreffen, beweisen sattsam, daß seine Absichten zuweilen sehr gut gewesen. Allein die Veränderungen, die

er

(k) Eutrop. (l) Aurel. Vict. (m) Eutrop.

er in der Reichsverwaltung gemacht hat, erweisen ebenfalls, daß es ihm oft an Klugheit, Einsicht und Fähigkeiten gefehlet. Die Heyden waren die Ersten, welche von der grosen Anzahl Kaiser, die er gemachet, übel redeten, indem sie durch den Aufwand, welchen jeder insbesondere bey seinem prächtigen Hofstaate brauchte, das Reich erschöpften. Die Menge Beamten, die er angesetzet, unterdrückten die Völker. Er beschwerte Italien mit Auflagen, wovon es bis dahin schier gänzlich befreiet gewesen. Sein Geiz machte ihn bey den Römern verhaßt. Dieses alles zeigt wahrhaftig jene hohe Klugheit, die ihm Voltaire beygeleget, nicht an.

Zuletzt stellt er uns Diocletianen als einen Weltweisen vor, der über den Haufen anderer Menschen weit hinaus sieht. Die Heyden aber beschreiben ihn als einen aufgeblasenen und schwachsinnigen Fürsten. Aurelius Victor (n) und Eutropius (o) bezeugen, er sey der Erste gewesen, der die Ausschweifungen des Caligula und Domitian wieder erneuert, indem er sich göttliche Ehren hätte erweisen lassen; und weit gefehlt, daß er sich die Eingezogenheit anderer Fürsten, welche, auser dem Purpurmantel, nichts besonders an ihrer Kleidung gehabt, zum Muster vorgestellt hätte; so wäre er beständig, gleich einer Königinn von Persien, mit Perlen und Edelgesteinen ganz besetzet gewesen. Sie bilden ihn ferner ab, als einen von Natur zur Strenge und Grausamkeit geneigten Fürsten, der aber immer gesucht die Schuld von sich auf seine Mitregenten und Staatsverweser zu lehnen. Endlich entwerfen sie uns denselben in seinen letztern Jahren anders nicht, als einen beständig furchtsamen, unruhigen, wankelmüthigen Menschen, der sein Leben durch

(n) Part. 2. (o) L. 9.

durch Gift geendiget, wie etliche geschrieben, oder doch, nach anderer Berichte, auf solche Art, die mit jener ausbündigen Weltweisheit, welche Voltaire an ihm so stark bewundert, nicht bestehen kann.

Diese Abbildung, so wir von Diocletianen gemacht, stämmet sich ganz und gar auf das Zeugniß der heydnischen Schriftsteller. Die christlichen habe ich mit Fleise nicht berührt, weil Voltaire sie anklaget, ein zwar löblicher, aber zugleich ungeschickter Eifer hätte ihre Feder geführet (p). Mich dünket, die Heyden verdienten ebenermaasen von ihm beurtheilet zu werden.

III Hauptstück.

Von der Verfolgung der christlichen Kirche unter Diocletianen.

„ Die christliche Unwissenheit, sagt der Herr von „ Voltaire, stellet sich Diocletianen insgemein vor, „ als einen wider die Gläubigen stets gewaffneten „ Feind, und seine Regierung als eine unaufhörliche „ parisische Bluthochzeit, welches der Wahrheit „ schnurgrad widerstrebet. (q) „ Der wahre Begriff, den er haben will, daß wir uns von der diocletianischen Verfolgung machen sollen, besteht darin, daß, wenn die Christen unter seiner Regierung mishandelt worden, die Schuld nicht dem Kaiser, sondern den Christen selbst beyzumessen sey. Die Verfolgung habe nur wenige Jahre gedauert: die Zahl der Blutzeugen sey dabey nicht gar hoch gestiegen: man habe jene un-

er-

(p) Melang. C. 61. (q) Hist. gen. C. 5.

erhörte Grausamkeiten, wovon die christlichen Schriftsteller Meldung thun, nicht ausgeübet: unsere mehreste Martergeschichten hielten die Probe einer aufgeklärten Beurtheilung nicht aus. Lasset uns ein wenig erwägen, ob die Beurtheilung des Herrn von Voltaire selbsten eben so aufgekläret als kühn sey.

Er versichert sogleich, die Christen hätten unter diesem Fürsten zwanzig ganze Jahre hindurch alle erdenkliche Freyheit genossen. Allein wir haben eine sehr ansehnliche Menge der bewährtesten Urkunden in der Hand, die uns das Gegentheil dessen belehren, was Voltaire als ungezweifelt hier angiebt. Die Unterbürgermeistergeschichten (*) der Märtyrer weisen uns eine überaus beträchtliche Anzahl derselben auf, welche schon in den ersten Jahren der Regierung dieses Kaisers hingerichtet worden (r). Palestina, Aegypten, Rom, Gallien, Asien und mehr andere Landschaften des Reichs zählen ihrer viele, mit Beyfügung der Namen der damaligen Bürgermeister. Die thebanische Schaare wurde im Jahre 286 in Gallien erschlagen. Der h. Sebastian, welcher Befehlshaber bey der Leibwache gewesen, wurde im Angesichte und auf Befehl Diocletians im Jahre 287 gemartert. Die Geschichte der heiligen Märtyrer Tarak, Andronik und Probus legen an den Tag, daß die Verfolgung im Jahre 290 schon in vollem Brande gewesen (s). Wie darf denn der Herr von Voltaire versichern, die Christen hätten unter Diocletianen zwanzig ganze Jahre hindurch alle erdenkliche Freyheit genossen?

Er läßt sich von seiner Einbildung weiter leiten, und saget: „ man schlug eine Verordnung an, kraft „ wel-

(*) Actes proconsulaires. (r) Euseb. Chronic.
(s) Vid. Annal. Baron. & D. Ruinart.

„ cher die Christen aller Ehren und Würden entsetzet,
„ ihre Kirchen und Bücher verbrennet werden sollten.
„ Ein Christ riß den kaiserlichen Befehl öffentlich ab,
„ und in Stücke. Das war eine That, welche nicht
„ die Religion, sondern der Geist der Empörung ein-
„ geflößet hat. Darum ist es sehr wahrscheinlich, daß
„ ein übertriebener und unbesonnener Eifer die Quelle
„ dieser kläglichen Verfolgung gewesen. Doch war
„ keine Todesstrafe wider die Gläubigen verordnet. „

Sollte man nicht sagen, wenn man den Herrn von Voltaire anhöret, die Christen hätten sich über die Güte und und Gelindigkeit der Kaiser, als sie dieselben durch ihren Empörungsgeist aufgebracht hatten, noch Glück zu wünschen gehabt? Allein man muß sich hüten, daß man sich auf seine Erzählungen nicht verlasse, wofern man die Wahrheit wissen will. Es ist richtig, daß im Jahre 302 eine Verordnung herausgekommen, worin befohlen ward, die Bücher und Kirchen der Christen zu verbrennen, sie selbsten aller Ehrenstellen, die sie bekleideten, zu berauben, jene aber, welche in keinem erhabenen Stande wären, als Sklaven zu verkaufen. Allein kurz darauf ergieng ein anderer Befehl, welcher sie zu den Peinen verdammte, im Falle, daß sie sich weigerten den Göttern zu opfern. Euseb (t), ein zeitgenossener Schriftsteller, führet diese zweyte Verordnung an, und berichtet, als ein Christ von Nikomedien, der eines sehr hohen Standes war, dieselbe gelesen hatte, sey er darüber unwillig geworden, und hätte sie öffentlich abgerissen. Es ist gewiß, daß die That dieses Christen an einem Christen sträflich gewesen, weil es den Unterthanen niemals erlaubt ist, die den Obrigkeiten gebührende Ehrerbiethung auser Acht zu setzen, wenn schon die

Ob-

(t) Euseb. Hist. L. 8.

Oberkeiten ihrer Pflicht gegen die Unterthanen vergäſen.

Doch ich frage hier den Herrn von Voltaire, erſtlich, ob eine dergleichen Verordnungen nicht offenbar unbillig, und den geheiligtſten Rechten zuwider geweſen. Zweitens, ob das eine hinlängliche Urſache geweſen, das ganze Reich mit Chriſtenblute zu überſchwemmen. Drittens, ob es der Mühe werth geweſen, ſich über einen Chriſten ſo heftig zu erbittern, der ſich die Wahrheit zu geſtehen, anfänglich unbeſonnen, hernach aber ſo beherzt und eifrig für ſeine Religion bezeiget hat. Es hat das Anſehen, Gott habe die That dieſes Chriſten nicht ſo ſtark misbilliget, als Voltaire, indem er ihm die Marterkrone geſchenket. Nach verſchiedenen Peinigungen, ſagt Euſeb, empfieng er das Urtheil bey einem ſchwachen Feuer verbrennt zu werden, welche Quaal er mit ſolcher Herzhaftigkeit und Freude gelitten, daß die Heyden ſelbſt darüber erſtaunten.

Die unerſchrockenſten Märtyrer ſind in Voltaires Augen lauter Schwärmer und aufrühriſche Leute. Er verdrehet die Wahrheit ohne Scheu, um den Glanz ihrer Tugend zu ſchwächen und zu verdunkeln. Man kann ſich deſſen überzeugen, wenn man erwäget, was er vom heil. Märtyrer Marcellus, der Hauptmann bey der trajaniſchen Schaare geweſen, anführet. Seine Erzählung lautet ſo: „ Als ein Hauptmann, Na„ mens Marcellus, einem Feſte beywohnte, das „ man wegen des Sieges des Gallerius angeſtellet „ hatte; warf er ſein Gewehrgehenk ſamt den Waffen „ zur Erde, und ſagte überlaut, er wäre ein Chriſt, „ und wollte den Heyden nicht mehr dienen. Der „ Eifer des Marcellus war fromm, aber nicht ver„ nünftig. Das Chriſtenthum verpflichtete ihn kei„ nes-

„ nesweges, ein Beyspiel der Empörung zu geben;
„ und in der ganzen Welt ist kein Land, wo man eine
„ so verwägene That nicht abstrafte. „

Man braucht nicht mehr als ein Wort zu antworten, um die Bescheidenheit dieses christlichen Befehlshabers, und zugleich die haßwürdige Unbilligkeit der Urtheile und Schmähreden des Herrn von Voltaire zu erkennen zu geben. Marcellus legte seine Waffen aus keiner andern Ursache nieder, als weil man ihn zur Verlassung des Christenthumes hat zwingen wollen. Die Geschichten seiner Verurtheilung, die man noch aufzeigen kann, geben einen unumstöslichen Beweis davon. Als er sah, daß man ihn nöthigen wollte, den Göttern und Kaisern zu opfern; warf er seinen Befehlshaberstab mit dem Gewehrgehenke auf den Boden, und sagte (u): **Ist es um die Kriegsleute, so bestellt, daß sie verbunden seyn sollen, den Göttern und Kaisern zu opfern; so werfe ich meinen Befehlshaberstab und das Gewehrgehenk weg: ich verlasse meinen Fahnen, und sage dem Kriege gute Nacht.** Uud das war die Ursache seiner Verurtheilung und Verdammung. Wo steckt aber in diesen Worten ein unvernünftiger Eifer, ein Geist der Empörung, eine sträfliche Verwägenheit? Das sind aber doch die Ehrentitel, welche der Herr von Voltaire dem Betragen des h. Blutzeugen Marcellus beygeleget.

Um uns den Begriff von den entsetzlichen Peinen, die unsere Märtyrer ausgestanden haben, aus dem Kopfe zu bringen, greift er es allso an: „. Es ist ge-
„ wiß, sagt er, daß viele Christen im Reiche sind
„ gepeiniget worden. Allein es ist schwer, alle diese

(u) Acta Marcelli apud D. Ruinart.

„ ausgesuchte Quaalen, diese Stümmelungen, diese
„ Ausreisungen der Zunge, diese Abschneidungen und
„ Röstungen der Glieder, diese der Schamhaftigkeit
„ öffentlich, und wider die öffentliche Ehrbarkeit an-
„ gethane Gewaltthätigkeiten mit den römischen Ge-
„ sätzen zu vereinigen. „

Diese Vereinigung ist nicht so schwer, wenn man ein wenig in der Historie bewandert ist, und weis, wie die Gemüthsart und Neigung des römischen Volkes beschaffen gewesen. Ist es nicht bekannt, daß kein Volk unter der Sonne in Verordnung der Peinigungen jemals unmenschlicher gewesen, und daß die Kaiser sich nach dieser grausamen und blutdürstigen Gemüthsneigung gefüget haben? Weis man nicht, daß die Strafen verbrennt, oder von den wilden Thieren gefressen zu werden, bey ihnen sehr gemein waren? Sind die Beschreibungen, welche uns Tacitus, Sueton, und Julius capitolinus von diesen unterschiedlichen Peinen machen, nicht schreckbar und entsetzlich? Demnach ist dasjenige, was Lactanz und Eusеb, und andere christliche Schriftsteller sagen, der Wahrscheinlichkeit nicht zuwider. Der Herr von Voltaire sucht allso vergebens, dieselben als Aufschneider und schlecht erleuchtete Geschichtkündige der Welt vorzustellen.

Er merkt wohl, daß er sich umsonst bemühe, der Kirche den Ruhm ihrer Märtyrer zu rauben. Die bewährtesten Kundschaften widersprechen ihm allzuklar und offenbar. Darum geht sein ganzes Absehen dahin, wie er die Zahl derer, so ihr Blut für die Wahrheit der Religion aufgeopfert haben, vermindern könne „ Es geschieht von ungefähr zweyhundert Mär-
„ tyrern Meldung, sagt er, die gegen die letzten Zei-

„ ten

„ ten Diocletians im ganzen Umfange des römischen „ Reiches ihr Leben gelassen haben. „

Es ist zu merken, daß Voltaire dieses erst nach vierzehnhundert Jahren, wider das Zeugniß der ansehnlichsten Schriftsteller, und ohne die mindeste Probe, versichere. Das Buch der römischen Päpste, worin man alle diejenigen aufs genaueste verzeichnete, die ihr Leben für den Glauben gegeben hatten, zählt viele Tausende, welche in der diocletianischen Verfolgung in einem Monathe Opfer der Religion geworden. Baronius berichtet (z) Maximian hätte lassen Feuer an eine Kirche legen, und alle Christen, womit dieselbe angefüllt war, in den Flammen aufgehen. Viele Martergeschichten weisen uns die Christen fünfzig-und sechszigweise auf, die auf einmal hingerichtet worden. Euseb schreibt (a) man hätte alle Einwohner einer Stadt in Phrygien, welche ganz christlich war, bis auf den letzten Mann umgebracht. Dessen unangesehen versichert uns Voltaire, es seyn gegen die letzten Zeiten Diocletians im ganzen Umfange des römischen Reiches kaum zweyhundert Märtyrer gefunden worden.

Hier folgt nun der letzte Stos, den er dem Ruhme unserer Märtyrer beyzubringen trachtet. Er behauptet, daß die Werke, welche unter dem Namen der Martergeschichten bekannt sind, nichtswerthige Werke seyn, ohne Beurtheilungskunst, ohne Ansehen, ohne Wahrscheinlichkeit. Er sagt, Lactanzens Eifer wider die heydnischen Kaiser sey sehr löblich, aber ungeschickt gewesen. Man ist wohl versichert, daß sein Eifer wider die Märtyrer nicht so löblich sey; ist er aber geschickter?

(z) Vid. Baron. Sub Dioclet. (a) Euseb. Hist. L. 8. C. 9.

Um uns zu zeigen, wie wenig man sich auf die Martergeschichten zu verlassen habe; nimmt er die Lebensbeschreibung des heil. Romanus zur Uebung seiner Geschichtkunde vor (b). Hierin meynt er nun Unmöglichkeiten und Ungereimtheiten gefunden zu haben. Es befremdet ihn, daß Fleury dergleichen Geschichten angeführet habe, die mehr zur Aergerniß, als zur Erbauung dienen. Er läßt sich folgendergestalt über diesen Blutzeugen aus: „Die ächten Geschichten melden, daß, als der Kaiser zu Antiochia war, der Vogt ein kleines Kind zum Feuer verdammet habe. Ein starker Regen löschete den Scheiterhaufen aus: worauf der Knab frisch und gesund davon gieng, fragend: wo ist denn das Feuer? Die Geschichte setzt hinzu, der Kaiser hätte ihn freygesprochen, der Richter aber hätte ihm die Zunge ausschneiden lassen. Es ist unglaublich, daß ein Richter einem Knäbchen, dem der Kaiser Gnade geschenkt hatte, die Zunge habe ausschneiden lassen.„ Der Herr von Voltaire erzählt hierauf, wie dieses Kind, als es seiner Zunge beraubt war, mit einer grösern Fertigkeit, als zuvor, gesprochen habe, mit welchem vorgegebenen Mirakel er seinen Scherz treibt. Nach diesem füget er hinzu: „Merket, daß der Kaiser in eben diesem Jahre 303, wo er dieser artigen „ Begebenheit zu Antiochia ganz beygewohnt haben „ soll, zu Rom gewesen, und das ganze Jahr in Italien zugebracht habe. „

Allein merket ebenfalls, daß, da der Herr von Voltaire den Geschichten der Märtyrer widersprechen will, er sich selbst widerspreche. Hier behauptet er, Diocletian habe das ganze Jahr 303 in Italien zugebracht, und zwey Blätter zuvor sagt er, Diocletian wäre

(b) Melanges C. 61.

wäre in eben diesem Jahre 303 zu Nikomedien gewesen, wo er seinen Befehl wider die Christen hat verkündigen lassen. Es fehlt dem Herrn von Voltaire weder an Gedächtniß, noch an Einsicht; wo mag denn der Widerspruch herkommen? Er hat dem Ansehen nach mit den öftern Verfälschungen gleichen Ursprung. Die Geschichten des h. Romanus verhalten sich ganz anders, als Voltaire sie vorträgt. Sie enthalten, daß die Marter dieses jungen Christen sich im neunzehnten Jahre der Regierung Diocletians zugetragen: daß dieser Blutzeuge erstlich zum Feuer verdammet, seiner Zunge beraubt, und danach wieder in den Kerker geworfen worden, wo er noch lange Zeit gesessen ist. Als endlich die Feyerlichkeit der Festtage, welche wegen des zwanzigsten Regierungsjahres des Kaisers im ganzen Reiche gehalten wurden, herbey kam, und der Gebrauch es mit sich brachte, daß man die Gefangenen ihrer Bande zu dieser Zeit entledigte; wurde dieser Heilige, drey Tage vor dem Anfange der Belustigungen, in seinem Gefängnisse erdrosselt. Die Geschichten belehren uns, Diocletian sey zu Anfange der Verfolgung in Asien gewesen; und Lactanz sagt, derselbe sey gegen den halben Wintermonath zu Rom angelanget. Auf diese Weise entwickeln sich die Geschichten: die Wahrheit kömmt an den Tag: die Irrthümer und Verleumdungen des Herrn von Voltaire werden handgreiflich.

Seine Anmerkungen über die Marter des h. Mauriz und seiner ganzen Schaare sind nicht bässer gerathen, als jene, welche er über die Geschichten des h. Romanus gemacht hat. Er betrachtet den Martertanz dieser tapfern Kriegsleute anders nicht, als ein dumm ausgesonnenes Mährchen. „ Diese Historie, „ sagt er, ist erst zweyhundert Jahre hernach durch „ den Abt Lucher, der sie vom Hörensagen gehabt,

„ beschrieben worden. Mein, wie sollte es Maxi-
„ mian Herkuln angekommen seyn, diese Schaare
„ aus Morgenlande kommen zu lassen, um eine Auf-
„ ruhr in Gallien zu dämpfen? Warum sollte er sich
„ sechstausend sechshundert brafer Soldaten beraubet
„ haben? Wie sollten alle diese Christen gewesen seyn,
„ ohne Ausnahme? Wer hätte sie niedergesäbelt?
„ Wenn diese unglaubliche Geschichte wahr seyn könn-
„ te; wie wäre sie Eusеb mit Stillеschweigen über-
„ gangen? ꝛc. ꝛc. „

Das heist wohl einen ganzen Haufen wie und warum zusammenschmieren, der aber wenig bedeuten will. War es denn der Mühe werth, mit einem so grosen Wortgepränge angezogen zu kommen, damit man etliche schwache Gründe auf die Bahn brächte? Der Verfasser der Geschichte dieser heiligen Märtyrer ist der h. Eucher, anfänglich ein reicher Rathsherr, und nachmals Erzbischof von Lyon. Er sammelte die Urkunden, die man zu sanct Mauriz über die Marter dieser Soldaten verwahret hatte. Viele Umstände davon hatte er von Isaaken Bischofe zu Genf vernommen, welcher dieselben aus dem Munde Theodors, eines alten Bischofes, der im Jahre 381 noch gelebet, gehöret hatte. Diese Geschichte ist also viel älter und bewährter, als der Herr von Voltaire vorgiebt.

Der Zug, den mehrere Kriegsvölker gegen das Ende des dritten Jahrhunderts in Gallien gethan, trifft mit allen Urkunden dieser Historie überein. Als die Bagauden einen Aufstand erreget hatten; schickte ihnen Diocletian Maximian Herkuln auf den Hals, der sie zu Paaren trieb: und das war die Gelegenheit, wobey die thebanische Schaare aus Morgenlande in Gallien gezogen. Uebrigens hat man sich nicht gar stark zu verwundern, daß Maximian die Kriegsleute

einer

einer ganzen Schaare habe niedermachen lassen. Das war den Sitten der Römer nicht zuwider. Sylla lies siebentausend Mann, mit denen er übel zufrieden war, fast in seinem Angesichte ohne Mitleiden ums Leben bringen. Als Caligula sich am Rheine aufhielt; machte er sich damit lustig, daß er ganze Schaaren von andern niedermätzeln lies. Dio Cassius schreibt, Galba habe siebentausend Soldaten von der Leibwache unmenschlicher Weise umbringen lassen. Was die grausame und blutdürstige Gemüthsart betrifft; blieb Maximian den Syllen, Caligulen und Galben nichts schuldig. Eutrop und Aurelius Victor gestehen dieses ein. Das Wie und Warum des Herrn von Voltaire ist allso schlecht gegründet.

Aus Eusebens Stillschweigen läßt sich nichts erweisen. Dieser Geschichtschreiber, der in Asien lebte, redet nur von der Verfolgung, welche sich in Morgenlande ergeben, und die er selbsten gesehen hatte. Was sich im westlichen Reiche eräuget, berühret er bey dieser Gelegenheit mit keinem Worte. Urtheilet hieraus, welchen Glauben Voltaires übrige Erzählungen, die er von den Verfolgungen der christlichen Kirche machet, verdienen.

IV Hauptstück.

Von Constantin dem grosen.

Man muß sich nicht verwundern, daß derjenige, welcher Diocletianen so grosses Lob beygeleget, den grosen Constantin mit so schwarzen Farben abmale. Was man immer abscheuliches von Tiberen und Neronen sagen könnte, wird zur Schilderung des ersten

christlichen Kaisers angewandt. Man zieht alle seine Thaten, Schritte und Tritte durch die Hechel. Man bemüht sich in allen Gemüthern einen Abscheu vor dem blosen Namen Constantin zu erwecken. Man verschreyt ihn als einen unrechtmäsigen Besitzer des Reiches, einen hofärtigen und eigensinnigen Gesätzgeber in den Kirchenversammlungen, einen meyneidigen und blutdürstigen Mitbuhler seiner Amtsgenossen, eine Misgeburt seines Geschlechtes. Wir wollen die Finsternisse der Schmähung und Ehrenschändung vertreiben, und an ihrer statt das Licht der Billigkeit und Wahrheit schimmern lassen.

„ Constantius Chlorus befand sich mitten in „ Britannien, wo er auf etliche Monathe den kaiser„ lichen Titel angenommen. Constantin hielt sich „ zu Nikomedien beym Kaiser Galerius auf, bey „ dem er um Erlaubniß angehalten, seinen Vater zu „ besuchen. Galerius willigt in sein Begehren un„ schwer ein. Constantin reiset ab: findet seinen „ Vater sterbend, und läßt sich von der geringen An„ zahl der römischen Mannschaft, die damals in Bri„ tannien lag, zum Kaiser ausrufen. Eine zu York „ von fünf bis sechstausend Mann gemachte Wahl „ eines römischen Kaisers konnte zu Rom keineswe„ ges für gültig angesehen werden. Wenigstens „ fehlte dabey der Wahlspruch: *Senatus Populus„ que romanus.* Der Rath, das Volk, und die „ Leibwache haben Maxenzen, den Bruder der Fau„ sta, mit welcher Constantin sich vereheliget hatte, „ einhällig erwählet. Unsere Geschichtschreiber, die „ sich immer auf derer Seite schlagen, welchen das „ Glück wohl gewollt, nennen diesen Maxenzen einen „ Tyrannen und unrechtmäsigen Besitzer des Reiches. „ Doch wie konnte er, als ein heidnischer und besieg„ ter Prinz, dem Fluche entgehen? (c) „

Der

(c) Melang. C. 61.

Der Herr von Voltaire giebt hier den Stoff zu dreyen nützlichen Anmerkungen. Erstlich über seine Unaufrichtigkeit, womit er von Constantins Kaiserwahl spricht. Zweytens über die Klugheit und erhabene Gemüthsart dieses Fürsten. Letztlich über die Abbildung, welche er von der Person und Regierung Maxenzens macht.

Läßt man den Herrn von Voltaire sprechen; so hat Constantius Chlorus, Constantins Vater, mitten in Britannien den kaiserlichen Titel auf etliche Monathe, man weis nicht wie, angenommen. Kömmt es darauf an, wie die Zahl der Märtyrer zu vergeringern sey; so behauptet Voltaire, es wären lange Zeit in Spanien, Gallien, Britannien und einem Striche Deutschlandes, wo Constantius Chlorus, ein Beschützer der Christen, allenthalben zu sagen hatte, ihrer keine gewesen: und alsdann giebt er ihm den dritten Platz unter den vier Fürsten ein, die den Erdboden beherrscheten. Will er ihn aber als einen Vater des grosen Constantin vorstellen; so redet er nicht anders von ihm, als von einem mit fünf bis sechstausend Mann ins Herz von Britannien verwiesenen Menschen. Nichts destominder bewähret uns die römische Geschichte, er sey schon dreyzehn Jahre lang Cäsar gewesen, und vor ungefähr anderthalb Jahren von Diocletianen und Maximianen zum Kaiser und Augusten erkläret worden. Mithin ist es falsch, daß er den kaiserlichen Titel auf etliche Monathe angenommen habe. Man beurtheile hieraus die Einsicht, Redlich- und Aufrichtigkeit unsers Geschichtrichters.

Constantin, fährt Voltaire fort, lies sich von der geringen Anzahl der römischen Mannschaft, die damals in Britannien lag, zum Kaiser ausrufen. Diese Wahl konnte zu Rom keinesweges

für gültig angesehen werden. Man betröge sich sehr stark, wenn man den kühnen Versicherungen des Herrn von Voltaire nachgehen wollte. Constantin wurde an demselbigen Tage, als sein Vater verschieden, von den Soldaten zum Kaiser erkläret. Dennoch wollte er sich des Purpurs nicht bedienen ohne Genehmigung des Maximian Galerius, bey dem er darum anfragen lies. Maximian gestattete ihm allein den Titel eines Cäsars, womit sich Constantin begnüget. Man hatte bis dahin noch kein Beyspiel einer solchen Gelassenheit gesehen. Wenigstens hat sie Julian, Voltaires Held, fünfzig Jahre danach seiner Nachfolge nicht würdig geachtet. Constantin wurde das folgende Jahr 307 von Maximian Herkuln, der ihm seine Tochter Fausta zur Gemahlinn gab, zum Kaiser ernennet. Man war damals der Einwilligung des Rathes und Volkes nicht bedürftig, um die Verwaltung des Reiches anzutreten (d). Allso ist der Abgang des Wahlspruches: *Senatus Populusque romanus*, eine armselige, wider Constantinen übel angebrachte Zänkerey.

Die Einwilligung des Rathes, des Volkes, und der Leibwache in Maxenzens Wahl ist weiter nichts, als eine von Voltairen ungeschickt ersonnene, und von allen heydnischen Geschichtschreibern verworfene Fabel. Aurelius Victor (e) bezeuget, Maxenz sey mit Widerspruche seines eigenen Vaters Maximian Herkuls, von dem allerverächtlichsten Pöbel und etlichen Soldaten der Leibwache zum Kaiser erwählet worden. Und Eutrop schreibt diese Wahl einer aufrührischen Bewegung der Leibwache zu.

(d) Eutrop. L. 9. (e) Aurel. Vict. P. 2.

Es ist wahr, daß die christlichen Geschichtschreiber nicht gar rühmlich von **Maxenzen** sprechen; allein die Heyden machen die Sache weit ärger als die Christen. **Aurelius Victor** schildert ihn folgendergestalt ab: „ **Maxenz** war ein grausamer und unmenschlicher „ Fürst, den die rasende Begierde zur Ueppigkeit noch „ furchtbarer machte. Sein immer unordentliches, „ unbeständiges, und müsiges Leben gab das Ansehen, „ als wenn nichts wäre, das ihn angienge. Italien „ stund in Flammen: seine Heere flohen vor **Constantinen**: an allen Enden und Orten wurde er geschlagen, ohne von seiner sinnlosen Schlafsucht zu „ erwachen. Als er endlich Rom wider seinen Willen „ verlassen; wurde er überwunden, und gieng in der „ Tiber zu Grunde. Es ist unglaublich, wie entzückend „ die Freude gewesen, welche sein Tod dem römischen „ Rathe und Volke, das er durch seine Tyranney unterdrücket und zerrieben hatte, verursachet hat. „ **Aurelius Victor** hatte schon vor dieser Gemüthsbildung, die er hier gemachet, die erschrecklichen Unsterne vorgestellet, welche **Maxenz** über Afrika gezogen. **Eutrop** füget noch die Grausamkeiten hinzu, welche er den römischen Adel hat empfinden lassen; wobey die christlichen Geschichtschreiber seines viehischen Luderlebens nicht vergessen. So sah das Ebenteuer aus, das sich **Voltaire** zu vertheidigen unterfangen, um **Constantinen** zu verkleinern!

„ Das Geld und die Waffen der Christen, sagt „ er weiter, haben **Constantinen** auf den Thron ge„ holfen. Und eben dieses hat ihn bey dem Rathe, „ dem Volke und der Leibwache, welche es insgesamt „ mit **Maxenzen** hielten, verhaßt gemacht. Da er „ nun wider ihren Willen zum Kaiserthume gelanget; „ so konnte er bei ihnen unmöglich beliebet seyn (f). „

Ich

(f) Hist. gen. C. 5.

Ich möchte doch gerne wissen, in welchem Winkel der Herr von Voltaire diese Nachricht, wovon bisher noch kein einziger Geschichtschreiber Meldung gethan, ausgekratzt habe. Noch Niemand hat von dem durch die Christen vorgeschossenen Gelde, oder von Heeren, die sie sollten aufgerichtet haben, einen Buchstaben geschrieben. Man weis, daß der Rath keinen Theil an Maxenzens Wahl gehabt. Man weis, daß das auf dem Rennplatze versammelte Volk, in Maxenzens persönlicher Gegenwart, Constantinen den Ehrennamen unüberwindlich beygeleget habe. Man weis, daß Constantin, der sich durch drey in einem Jahre bey Turin, Brescia und Verona gewonnene Schlachten, wie auch durch eine vierte unter den Stadtmauern von Rom, in ein Ansehen gesetzt, sich auch viele Liebe durch seine Milde und Gütigkeit, die er nach erhaltenem Siege hat blicken lassen, erworben habe. Man weis, daß er viele Rathsherren aus den Gefängnissen befreyt, und andere, die ins Elend verwiesen waren, zurück berufen habe. Allein das wußte man noch nicht, daß er sich einen allgemeinen Haß des Raths, des Volkes und der Leibwache über den Hals gezogen. Dieses alles ist ein leerer Traum des Herrn von Voltaire.

Hierauf deutet man Constantinen die Art, wie er bey der niceniſchen Kirchenversammlung erschienen, zum Laster aus. „Man sah ihn, heist es, die Ver„ sammlung berufen und eröffnen; mit Edelgesteinen „ besetzet mitten unter den Vätern hineintreten; mit „ der Krone auf dem Haupte den ersten Platz einneh„ men; bald den Arius, bald den h. Athanasius „ ohne Unterschied ins Elend verweisen. Er stellte „ sich an die Spitze des Christenthumes, ohne noch „ selbst ein Christ zu seyn. Denn da er nicht getauft „ war; konnte er noch kein Christ heisen. „

Man

Man begreift in der That nicht, warum es dem Herrn von Voltaire misfalle, daß Constantin sich mit der ganzen Pracht, die einem Weltbeherrscher zusteht, bey der Kirchenversammlung zu Nicea eingefunden habe. Ist es nicht eine bey den Fürsten eingeführte Gewohnheit, daß sie sich bey den herrlichsten Versammlungen in dem grösten Glanze sehen lassen? War aber wohl eine Versammlung jemals herrlicher als jene, bey der mehr als dreyhundert Bischöfe erschienen, deren viele die Marterzeichen, welche sie während der Verfolgung in der Bekänntniß Jesu Christi empfangen hatten, noch aufweisen konnten? Doch, er hatte Edelgesteine auf seinen Kleidern. Trug ihrer aber nicht Diocletian so gar auf den Schuhen? und dennoch macht ihm Voltaire kein Laster daraus. Man setzt hinzu, er hätte die Kirchenversammlung eröffnet, und sich an die Spitze des Christenthums gestellt, ohne noch selbst ein Christ zu seyn. Allein Eusеb und Theodoret, die ein wenig mehr Glauben verdienen, als unser Geschichtschreiber, belehren uns, Constantin sey mit einer tiefen Ehrfurcht gegen die Väter in der Versammlung erschienen, und habe seinen Mund nicht eröffnet, als um denselben das Vergnügen zu bezeugen, welches er empfände, daß er die Häupter so vieler versammelten Kirchen beyeinander sähe, und zugleich unter seinen Schutz nehmen könnte. Was die Verdammung des Arius betrifft; so war dieselbe eine Folge des von den Vätern über ihn gesprochenen Kirchenfluches. Die Acht des h. Athanasius rühret von den Tücken Eusebens von Nikomedien her, der ein heimlicher Arianer gewesen.

Hier läßt nun Voltaire alle Quellen seiner wider Constantinen gemachten Schmähungen auf einmal springen, da er sich also ausdrückt: „Ihr möchtet „vieleicht Constantins Gemüthsart gerne kennen

„ler-

„ lernen. Befraget Julianen und Zosimen darüber,
„ welche euch sagen werden, anfänglich habe er ge-
„ than wie ein groser Fürst, hierauf wie ein öffentli-
„ cher Räuber, gegen die letzten Zeiten seines Lebens
„ wie ein Verschwender, ein weibischer und wohllü-
„ stiger Weichling. Sie werden ihn als einen im-
„ mer ehrsüchtigen, grausamen und blutdürstigen
„ Herrn vorstellen. Fraget Euseben, Lactanzen
„ und einen Gregorius von Nazianz darum; sie wer-
„ den euch antworten, er sey ein Muster der Voll-
„ kommenheit gewesen. Bey solchen Widersprüchen
„ kann euch nichts als die ungezweifelten Geschichten
„ auf den Weg der Wahrheit bringen. Seinen
„ Schwiegervater zwang er, sich zu erhenken. Sei-
„ nen Schwager lies er erwürgen. Seinem Vätter
„ von zwölf bis dreyzehn Jahren lies er die Gurgel
„ abstechen. Seinem erstgebohrnen Sohne lies er den
„ Kopf herunter machen. Seine Gemahlinn lies er
„ in einem Bade ersticken. „

Da haben wir die abscheulichste Abschilderung, die jemals gemachet worden. Laßt uns alle Züge daran genau betrachten; und wir werden sehen, was nicht die durchtriebenste Bosheit und scheuslichste Treulosigkeit auszuwirken im Stande sind.

Seinen Schwiegervater zwang er, sich zu erhenken. Dieser Schwiegervater war Maximian Herkul. Alle heydnische Geschichtschreiber kommen darin überein, daß man niemals einen grausamern und ehrsüchtigern Menschen gesehen habe. Nachdem er das Reichsruder mit Diocletianen wider seinen Willen aus den Händen gelassen; lag er demselben heftig an, den Thron wieder gemeinschaftlich zu besteigen. Er bemühete sich, die Soldaten wider seinen eigenen Sohn **Maxenz**, der schon zum Kaiser erkläret war,

in

in Aufruhr zu bringen, und hatte vor, demselben in einer öffentlichen Versammlung den Purpur mit Gewalt abzunehmen. Als ihm dieser Streich fehlgeschlagen, und er sich seiner Haut halben fürchtete; nahm er seine Zuflucht zu seinem Tochtermanne Constantin in Gallien, den er hierauf mit einem Dolche zu erstechen oftmals Gelegenheit suchte. Er wollte seine Tochter Fausta dahin verleiten, daß sie ihm zu diesem Morde hülfliche Hand leistete, und ihn bey nächtlicher Weile in Constantins Gemach führete. Fausta gab ihrem Gemahle davon Nachricht, welcher einen Sklaven in seinem eigenen Bette schlafen lies, und sich in solche Verfassung setzte, daß er alles ohne Gefahr beobachten konnte. Maximian wurde mit dem Dolche in der Hand, der vom Blute des in Constantins Bette gelegenen Sklaven noch rauchte, ergriffen. Constantin, welcher seinem Schwiegervater schon andere Uebelthaten ungestraft hatte hingehen lassen, gab demselben für diesesmal die Wahl seines Todes, worauf sich Maximian erhenkete. Niemals war eine Strafe bäßer verdient, sagt Eutrop (g). Maximian war ein treuloser, viehischer, unerträglicher, zur Barbarey und Grausamkeit ungemein geneigter Fürst. Die gerechte Bestrafung dieses Ungeheuers ist das erste Laster, das Voltaire Constantinen beymißt.

Seinen Schwager lies er erwürgen. Seinem Vätter lies er die Gurgel abstechen. Dieser Schwager war Licinius, und der Vätter Licinianus. Die Beschreibung, die uns der junge Victor vom Licinius machet, ist noch weit häßlicher als jene, welche uns Eutrop von Maximianen hinterlassen. Als dieser Licinius Constantinen den Krieg angekündigt; wur-

(g) Eutrop. L. 10.

wurde er überwunden, bath um Frieden, und erhielt ihn. Nach wenig Monathen errichtete er ein neues Heer von mehr als hundert tausend Mann, und wurde aufs Neue besieget. Etliche Geschichtschreiber geben vor, er sey vom Rathe zum Feinde des gemeinen Wesens erkläret worden. Andere behaupten, die Soldaten hätten auf seinen Tod gedrungen, weil sie fürchteten, er möchte nach dem Beyspiele **Maximian Herkuls** wieder nach dem Purpur greifen. Dem sey es wie es wolle; **Constantin** willigte in seine Hinrichtung ein. Es ist noch unbekannt, auf welche Weise dessen Sohn **Licinius** der jüngere sein Leben beschlossen. Der Tod eines meyneidigen Amtsgenossen, und eines Verstörers des Reichs ist das zweyte Laster, dessen **Voltaire Constantinen** beschuldigt.

Seinem Sohne lies er den Kopf herunter machen. Seine Gemahlinn lies er in einem Bade ersticken. Man kann **Constantinen**, was diese Schicksale seines Hauses angeht, nicht allerdings rechtfertigen. Wiewohl man findt, wenn man sie beym Lichte betrachtet, daß er mehr zu bedauern als zu beschuldigen sey. **Crispus Constantins** und seiner ersten Gemahlinn **Minervina** ältester Sohn, war die Liebe und Ergätzung der Kriegsleute, die Hoffnung und Verwunderung der Völker des Reichs. Er hatte sich durch seine Kriegseigenschaften, und durch viele zu Wasser und Lande erfochtene Siege schon sehr hervor gethan. **Fausta** sah die Verdienste des **Crispus**, dem ihre eigene Kinder nicht das Wasser reichten, mit scheelen Augen an. Sie, als eine ächte Tochter **Maximian Herkuls**, beschuldigte den **Crispus** desjenigen Lasters, wessen **Phädra** den **Hippolytus** beschuldiget hatte. **Constantin**, als ein anderer **Theseus**, erkannte seine in der Verurtheilung seines Sohnes began-

gangene Uebereilung, als er die unverschämte Verleumderinn zum Tode verdammete.

Man hätte eben so Unrecht, wenn man Constantinen als ein Muster der Vollkommenheit ansähe, als wenn man denselben als einen Menschen betrachtete, der keine andere Richtschnur als den Ehrgeiz, keine Empfindung als die Grausamkeit, kein Absehen als die Unumschränktheit gehabt habe. Das ist doch aber die Abbildung, welche Voltaire von ihm zu machen sich alle erdenkliche Mühe giebt. Man lese die Geschichte seines Reiches mit Bedachtsamkeit und ohne Vorurtheil; man wird denselben, seiner Fehltritte ungeachtet, für einen der grösten Männer, die den Erdkreis jemals beherrschet haben, allezeit erkennen müssen.

Seine Jugend zeigte gleich einen Helden an. Aus allen seinen Kriegen erhellte eine unbegreifliche Lebhaftigkeit, die den Erfolg allemal versicherte. Aus seiner Regierungsart eine Klugheit, welche einen grosen Geist bewies, aber auch einen eben so grosen Geist, als der seinige war, erfoderte, um seine Absichten glücklich auszuführen. Aus seiner Gesinnung gegen die Religion ein innerlich überzeugter Fürst, dem aber die Mängel und Schwachheiten der Menschlichkeit noch anklebten. Aus seinem einsamen Leben ein Mensch von einem geschmeidigen Umgange, der wegen seiner angebohrnen Billigkeit leicht zu hintergehen war, jenen aber, der ihn hintergangen hatte, nachher nicht ungestraft lies. Allezeit grosmüthig, allezeit herrlich in seinen Freygebigkeiten, seinen Geschenken, seinen Gebäuden, seinen Palästen, und in allem, was die Ordnung seines kaiserlichen Hauses antraf. Unermüdet in genauer Erwägung der durch die Städte gemachten Vorstellungen und Erinnerungen: ein Lieb-

haber des Friedens, ungeachtet des Glückes, welches ihn in allen seinen Kriegen begleitete: ein Liebhaber der Wissenschaften und Künste: ein Fürst, der selbst erleuchtet, gelehrt und geübet gewesen. So sah der wahre Constantin aus! Die Heyden selbst flösen uns die vornehmsten Züge dieser Schilderung in die Feder. Der Constantin des Herrn von Voltaire ist nichts anders, als die Frucht einer mit Galle und Abscheue angefüllten Einbildung.

Um den Leser von der Unbilligkeit des Urtheils, welches man in der allgemeinen Geschichte von Constantinen fället, noch bässer zu überzeugen; wollen wir jetzt die Beschreibung vornehmen, die ein Heyd von diesem Ausrotter des Götzendienstes machet. Er verhölet keinen seiner Fehler; er hat aber auch so viel Herz, daß er seinen grosen Eigenschaften das verdiente Lob beyleget.

Constantin, sagt Eutrop (h), hatte alles in sich vereinbaret, was man immer Herrliches von den Gaben des Leibes und der Seele finden mag. Er suchte seinen Namen durch die Waffen zu verherrlichen; und alle Kriege, die er unternommen, wurden von einem unbegreiflichen Glücke begleitet. Allein man darf wohl sagen, daß seine Geschicklichkeit sein Glück noch weit überstiegen. Nach den bürgerlichen Kriegen bändigte er die um das Reich herumgelegenen barbarischen Völker, deren Liebe und Neigung er sich durch den Frieden, welchen er ihnen als Ueberwundenen zugestanden, erworben hat. Man fand an ihm einen Prinzen, welcher darauf bedacht war, daß er dem Reiche die Süsigkeit der Ruhe verschaffte. Einen Prinzen, der die Wissenschaften liebte, der für die Ge-

(h) Eutrop. L. 10.

Gerechtigkeit eiferte, der sich eine Angelegenheit daraus machte, daß er sich durch seine Leutselig- und Grosmüthigkeit Aller Liebe zuwägen brächte. Unter denen, die mit ihm umgiengen, waren etliche, die auf seine Freundschaft nicht rechnen konnten; die Uebrigen aber vergas er nicht zu erheben und zu bereichern. Er machte viele Gesätze, worunter etliche sehr nützlich und billig sind, etliche sehr streng, etliche, die man als überflüsig ansehen kann. Er verdiente, nach seinem Tode unter die Zahl der Götter gesetzt zu werden.

Aurelius Victor meldet, daß es das römische Volk sehr ungern gesehen, daß der Leichnam dieses grosen Prinzen zu Constantinopel gelassen worden; denn es betrachtete denselben als einen Fürsten, der durch das Glück seiner Waffen, durch die Klugheit seiner Gesätze, durch die Gelindigkeit seiner Regierung das Reich wieder hergestellet hat. Es ist Niemand, der sich getrauet über Constantinen herzufahren, als der unsinnige Zosimus und der Mameluck Julian, in deren Brüderschaft man jetzt auch den Herrn von Voltaire einschreiben kann.

V Hauptstück.

Von dem Kreuze, welches Constantin erblicket hat.

Der Herr von Voltaire setzet diese berühmte Erscheinung, die Constantin gehabt hat, unter die Zahl jener Fabeln, welche die gelehrten Alterthumskündige widerleget haben, welche die Weltweisheit verwirft, und die Beurtheilungskunst

zernichtet (i). Er vergleicht dieselbe mit den Erzählungen, welche die Heyden vormals von einem vom Himmel gefallenen Schilde, und vom trojanischen Pallasbilde gemacht haben. „Etliche, sagt „er (k), geben vor, Constantin habe diese Erscheinung zu Bisanz gehabt: andere sagen zu Köln, „etliche zu Trier, wieder andere zu Troyes. Es „ist wunderlich, daß der Himmel sich in allen diesen „Landen zu Griechisch soll erkläret haben. Es wäre „den schwachen Begriffen der Menschen viel gemäser „gewesen, wenn dieses Zeichen in Italien auf den „Tag der Schlacht erschienen wäre. Alsdann aber „wäre es nothwendig gewesen, daß die Aufschrift in „lateinischer Sprache erschienen wäre. Ein gelehrter Kenner der Alterthümer, Namens Loisel, hat „diese altväterische Meynung widerleget; er hat sich „aber den Namen eines Lasterhaften zugezogen. „

Man muß gestehen, daß in einer so schwachen Beurtheilung, als diese ist, keine Spur von dem Verstande des Herrn von Voltaire anzutreffen sey. Er untersteht sich nach mehr als vierzehnhundert Jahren dasjenige unter die Mährchen zu zählen, was drey bis vier zeitgenossene Schriftsteller bewähren, was Constantin selber mit einem Eide bestätiget hat, was auf seinen Befehl geprägte Münzen bezeugen, was auch seines Sohnes Constantius seine, welche man noch wirklich in Händen hat, aufweisen. Man sieht darauf den Sieg Constantinen den Fahnen darreichen, worauf der Namen Jesu Christi mit dieser Aufschrift zu lesen: Hoc Signo Victor eris. Man findt dieselbe im Banduri, und in dem Buche, welches den Titel führet: Numismata Imperatorum romanorum. Es scheint, der Geschichtrichter Voltaire habe von dem allen nicht das Geringste gewußt.

Es

(i) Hist. gen. C. 5. (k) Melang. Cap. 61.

Es ist aber wunderlich, sagt er, daß der Himmel sich in Gallien zu Griechisch soll erkläret haben. Allein wo hat er das her, daß der Himmel sich zu Griechisch erklärt habe? Die Schaumünzen des Constantius sind lateinisch, obschon der Sitz des Reiches zu Constantinopel war. Was Eusebien anbelangt, der diese Begebenheit schriftlich verfasset hat, schrieb er als ein Griech in seiner Muttersprache; es wäre seltsam, wenn er es anders gemacht hätte. Die Verschiedenheit der Meynungen über den Ort oder die Stadt, wo sich diese Erscheinung soll eräuget haben, benimmt der Gewißheit der Geschichte nichts. Euseb sagt, sie hätte sich in Gallien begeben, worauf die Ausleger allerhand Muthmasungen über die Stadt gemacht, wobey sie sich, ihren Gedanken nach, hätte zutragen können.

Es wäre viel natürlicher gewesen, setzt er hinzu, wenn dieses Zeichen in Italien auf den Tag der Schlacht erschienen wäre. Allein der Herr von Voltaire sagt nicht dabey, warum dieses natürlicher gewesen wäre. Und was wäre Uebels daran, daß Gott Constantinen lange Zeit voraus Versicherungen seines Schutzes gegeben hätte?

Endlich heiset es, ein gelehrter Kenner der Alterthümer, Namens Loisel, hätte diese altväterische Meynung widerleget; er hätte sich aber den Namen eines Lasterhaften zugezogen. Sind Loisel die Proben dieses Wunders, welche wir geben können, unbekannt gewesen; so verdient er den Namen eines Lasterhaften. Doch, ich will Loiselen so wohl als dem Herrn von Voltaire mit den Worten eines welt berühmtern gelehrten Mannes begegnen. Es ist der Herr Baluz. Dieser redet in seinen Anmerkungen über Lactanzen allso: „Es ist eine unerträg-

„ trägliche Frechheit, die Kreuzerscheinung, welche
„ Constantin gehabt, unter die heiligen Irrthümer
„ der alten Zeiten zählen wollen. Woran wird man
„ sich hinführo halten können, wenn eine durch Con-
„ stantins eigene Schaumünzen, durch Lactanzen,
„ durch Optatianen, durch Euseben bestätigte Ge-
„ schichte unter die Zahl der Einfältigkeiten der Alten
„ gerechnet werden soll? Also denken ist nicht allein
„ eine Verwägenheit, sondern auch eine Gottlosig-
„ keit.„ Baluz schliest auf diese Weise nicht, ohne seine Beweisgründe voraus angeführet zu haben. Voltaire giebt Loiselen, der sich vergebliche Mühe gegeben diese Wahrheit zu verdunkeln, den Namen eines Gelehrten; ein berühmter Aengelländer aber hat dieselbe in einem Werke, das vor sechs oder sieben Jahren ins Französische übersetzet und zu Paris aufgeleget worden, durch Gründe, die er bis zum Beweisthume hinausgeführet, unumstöslich dargethan. Warum ist doch Voltaire nicht der Meynung dieses Aengelländers? Nicht wahr, weil dieselbe der christlichen Religion Ehre macht?

VI Hauptstück.

Vom Ende der Verfolgungen.

„ Es ist zu beweinen, sagt der Herr von Voltaire
„ mit einem herzbrechenden Seufzer, daß, da die
„ christliche Religion kaum aufm Throne war, ihre
„ Heiligkeit durch Christen verunehret worden, die
„ dieses Namens nicht werth gewesen, und die sich
„ zu eben der Zeit, als ihnen ihr Sieg friedliebende
„ Gedanken hätte einflösen sollen, der Rachgier ganz
„ überlassen haben. Sie brachten in Syrien und

„ Palestina alle Obrigkeiten um, von denen sie ver-
„ folget worden waren. Sie ersäuften Maximins
„ Gemahlinn und Tochter. Sie peinigten seine Söh-
„ ne und Verwandte zu Tode. Die Zänkereyen über
„ die Natureinigkeit des Wortes (Consubstantia-
„ litas Verbi) erfüllten den Erdboden mit Unruhe
„ und Blute. Endlich sagt Ammian Marcellin,
„ die Christen seiner Zeit hätten sich untereinander,
„ wie die wilden Thiere, zernaget. „

Was sind das nicht zärtliche Gedanken! was eine verbitterte Galle! was abscheuliche Verleumdungen! was Ausdrücke einer rührenden Liebe! Hätte Voltaire noch einige Hochachtung für die Wahrheit gehabt; so hätte er weniger Seufzer gelassen, weniger Lästerungen wider die Christen ausgestosen, und wäre nicht in so viele Geschichtsirrthümer gefallen. Laßt uns diese Begebenheiten untersuchen, welche er als lauter Gräuel vorstellet, die den christlichen Namen damals geschändet haben.

Es ist wahr, daß Candidian Maximins Vätter, und Severian ein Sohn des Severus ermordet worden sind. Es ist wahr, daß die Kaiserinnen Prisca und Valeria, wovon eine die Gemahlinn, die andere die Tochter Kaiser Diocletians war, zu Thessalonich ins Meer gestürzet worden. Allein dieses alles ist auf Befehl des Licinius geschehen; nun aber war Kaiser Licinius kein Christ (1).

Es ist wahr, daß viele Befehlshaber der asiatischen Provinzen, welche die Verfolgungen auf das Hitzigste getrieben hatten, zum Tode verdammet worden. Allein alle diese Provinzen stunden unterm Li-

(1) Aurel. & Lact.

cinius. Constantin hatte allda nicht das Geringste zu sagen. Warum legt denn der Herr von Voltaire diese Hinrichtungen den Christen, die keinen Theil daran hatten, zur Schuld? Wo ist des Mannes Redlichkeit? wo bleibt die Treue des Geschichtschreibers?

Was er weiter von Ammian Marcellinen sagt, ist eine neue Probe seiner Unwissenheit, oder seiner Bosheit. Dieser wiewohl ganz heydnische Geschichtschreiber ist niemals so übel mit den Christen verfahren, als es unsere philosophische Schriftsteller heute zu Tage machen. Ammian Marcellin hat dasjenige nicht gesprochen, was ihm Voltaire auf die Zunge legt. Nachdem dieser sinnreiche und billige Geschichtschreiber angeführet, wie geschickt Julian seine Neigung zur Abgötterey geheim gehalten, und mit welchem Eifer er dieselbe wieder empor gehoben; füget er diese Worte hinzu (m): „Um sein Vorhaben glücklicher auszuführen, lies er die Bischöfe, welche „ verschiedene Meynungen über die Religion hatten, „ in seinen Palast kommen. Er ermahnte sie beyderseits friedsam miteinander zu leben, doch sollte ein „ Jeder fest und unverzagt bey seiner Glaubensmeynung bleiben. Dieses that er allein aus der Absicht, „ damit er ihre Spaltungen durch die Freyheit vermehrte; weil er, seiner Aussage nach, durch die „ Erfahrniß gelernt, daß die wilden Thiere den Menschen nicht so gefährlich sind, als die Christen untereinander, wann sie sich im Glauben getrennt haben. „ Ammian Marcellin giebt uns hierdurch von Julians Absichten und Schalkheit Unterricht. Er berichtet, was dieser Kaiser gedacht und geredet. Allein er sagt nirgendwo, daß er selber gesehen, daß die Christen sich, wie die wilden Thiere, untereinan-

(m) Amm. Marcell. L. 22.

einander zernaget haben. So verleumdet denn Voltaire so wohl Ammian Marcellinen, als die Christen zu gleicher Zeit.

VII Hauptstück.

Von Kaiser Julianen.

Ammian Marcellin, ein eifriger Heyd, vornehmer Befehlshaber bey den römischen Heeren, macht aus Julianen einen Helden. Allein er getrauet sich doch nicht, seine Fehler zu verhöhlen. Der Herr von Voltaire ist viel kecker. Er macht fast einen vergötterten Menschen aus ihm. „ Man betrachte an ihm, sagt „ er, den Mann, den Philosophen, den Kaiser: man „ suche hiernächst einen Fürsten, der mit ihm in Ver„ gleichung könne gezogen werden. „ Das ist gleichsam der Abriß und Grund der Abhandlung, die er dem Ruhme dieses verrufenen Mameluken weihet.

Es ist gewiß, daß Kaiser Julian viele von jenen Eigenschaften besessen, welche Helden und grose Fürsten bilden, nämlich die Kriegskunst, die Tapferkeit, die Wohlredenheit, die Nüchterkeit, die Mäsigung, die Gaben zu regieren. Allein es ist gleichfalls gewiß, daß seine grose Eigenschaften seinen Lastern gleich gewesen. Es wäre sehr unbillig, wenn man ihn auf einer Seite allein betrachten, und danach richten wollte. Deßwegen werden wir dem vermummten Julian, welchen uns Voltaire abschildert, die Larve abziehen, und denselben in seiner wahren und eigenen Gestalt vorstellen. Man fürchte hier keine Vorurtheile der Christen wider diesen Prinzen. Wir werden uns der Zeugnisse der Heyden selber bedienen.

„ Dieser Mensch, sagt der Herr von Voltaire,
„ den man als verfluchenswürdig abgemalet, ver-
„ dient vieleicht den ersten, oder wenigstens den zwey-
„ ten Platz unter den Menschen. Allzeit nüchtern,
„ allzeit mäßig, der niemals eine Beyschläferinn ge-
„ habt, der mit Noth etliche Stunden dem Schlafe
„ gewidmet, der seine Zeit unter das Studiren und
„ die Geschäfte getheilet, grosmüthig, freundschaft-
„ lich, ein Feind des Stolzes. Man hätte ihn be-
„ wundert, wenn er auch nur ein gemeiner Mann ge-
„ wesen wäre. „

Lasset uns den Grund dieser Lobrede untersuchen. Voltaire beklagt sich, daß man Julianen als einen verfluchenswürdigen Menschen abgemalet, obwohl er vieleicht den ersten, oder wenigstens den zweyten Platz unter den Menschen verdienet. Allein ein Fürst, der im Christenthume gebohren, und dasselbige abgeschworen hatte; der in eine Schwachheit des Aberglaubens, womit die Heyden selbst ihr Gespött getrieben, verfallen ist; der allzeit mit Wahrsagern, Schwarzkünstlern, nichtswerthigen Weibern umgeben war, konnte wohl als verfluchenswürdig angesehen werden. Man sieht nicht, wie Voltaire das Herz haben könne, ihm den ersten Platz unter den Menschen einzuräumen.

Es geht noch ein gutes an den schönen Eigenschaften ab, die er Julianen beymißt. Erstlich ist es schwer zu begreifen, daß dieser Prinz niemals eine Beyschläferinn gehabt habe. Man weis, daß er von seiner Gemahlinn Helena keine Kinder bekommen; man hat aber dennoch einen Brief, welchen er im Jahre 363, das ist, im Jahre seines Absterbens, an den geschrieben, welcher die Sorge über seine Kinder hatte. Zweytens könimt die Grosmuth, die man

hier an ihm rühmet, weder mit der Arglistigkeit, deren er sich wider seinen Oheim Constanz bedienet, noch mit der Ehrsucht überein, die er sehen lies, als er den Titel eines Augusten, welchen ihm Constanz nicht bestätigen wollte, beybehalten hat. Constantin, den Voltaire so übel mitgenommen, hat viel mehr Gelassenheit gezeiget. Sein siegreiches Heer hatte ihm den Titel eines Augusten beygelegt. Kaiser Galerius wollte ihm nur den Titel eines Cäsars gestatten. Constantin wollte sich lieber damit begnügen, als einen bürgerlichen Krieg entzünden. Aber der grosmüthige Julian wollte lieber seinen Oheim bekriegen, als sich zum Ziele legen.

Der Herr von Voltaire stellt uns Julianen immer als einen Philosophen, als einen wahrhaften Weisen vor. Und das ist eben der Philosoph, von dem Ammian Marcellin selbst versichert (n), daß er mehr abergläubisch als gottesfürchtig gewesen sey, daß er bey jeder Gelegenheit unzählige Schlachtopfer gemacht, daß man öffentlich und überlaut gesagt habe, wofern er siegend aus dem persischen Kriege zurück käme, so wäre im ganzen Reiche nicht Vieh genug, seinem Aberglauben ein Genüge zu leisten. Das ist derjenige philosophische Kaiser, der durch die öffentlichen Strasen Bittfahrten angestellet, wobey er mit geringschätzigem Weibervolke umgeben, die kleinen Götzen und die Opfergefäse ehrerbiethig daher trug. Das ist derselbige Weltweise, der, wie Theodoret berichtet, zu Carres im Tempel des Mondes eine Frau zum Opfer geschlachtet hat.

Allein Theodoret, sagt der Herr von Voltaire mit Unwillen, ist der einzige, welcher dieses schändliche

(n) L. 25.

liche Mährchen anführet. Theodoret, als welcher näher bey Carres war, komte freylich der Sache leichter kündig seyn. Marcellin sagt kein Wort davon, das ist wahr; das kömmt aber daher, weil er gewisse Geschichten, die seinem Helden zu viel Schande gemacht hätten, nach seinem eigenen Geständnisse unterdrücket hat. Also unterdrückte er den drohenden Brief, welchen Julian zu Anfange des Krieges an Constanzen geschrieben hat. Alles, was wir von der That, die wir untersuchen, in Marcellinen finden (o), ist dieses, daß Julian in eigener Person zu Carres ein sehr geheimes Opfer verrichtet, wobey er keinen Zeugen gehabt, auser Prokopen seinen Verwandten, welchem er befohlen, bey Vernehmung seines Todes den Purpur anzulegen. Marcellins Erzählung ist nicht viel beyzusetzen, um Theodorets seine zu bestärken.

„ Betrachtet man ihn als einen Kaiser, fährt der „ Lobsprecher fort, so findt man, daß er den Titel „ Dominus, worauf Constantin so versessen war, „ abgeschlagen, daß er dem Volke unter die Arme „ gegriffen, die Auflagen vermindert, seine Beamten „ und Befehlshaber in den Schranken gehalten, allen „ Verderbnissen vorgebogen habe. „

Ammian Marcellin belehret uns (p), daß Julianen das Herz vor Freude gehüpfet habe, wenn er gesehen, daß ihm der Pöbel glückwünschend zugerufen. Er habe demnach, um den Ruhm eines für das Volk gemachten Fürsten zu haben, sich beeifert, auch mit den geringsten Leuten freundlich zu sprechen; und das ist der Grund, warum er den Titel Dominus, den die Kaiser schon von langer Zeit her geführet hatten,

ge=

(o) Amm. Marcell. L. 20. (p) L. 25.

gemeinlich nicht angenommen. Constantinen abbilden wollen als einen auf diesen Titel versessenen Fürsten, ist ein Griff der Misgunst, und nicht die Wahrheit. Die Lobsprüche, welche man Julianen wegen der Sorge, seine Beamten und Befehlshaber in den Schranken zu halten, beyleget, gründen sich ganz allein auf die abgöttische Ehre, die ihm Voltaire erweist, und bey andern zu verschaffen suchet: denn Libanius, Eutrop und Ammian Marcellin ziehen ihn wegen seiner Nachlässigkeit in diesem Stücke durch die Hechel. Diese Geschichtschreiber waren aber doch alle drey Heyden, und Julians Bewunderer.

„ Es ist eine lächerliche Fabel, sagt er weiter, „ daß, als Julian den Tempel zu Jerusalem wie„ der wollte aufbauen lassen, feuerige Kugeln aus der „ Erde gefahren seyn, welche die Werke samt den „ Werksleuten verzehrten. „

Es ist richtig, daß alle christliche und heydnische Geschichtschreiber in diesem Stücke übereinkommen. Nichts destoweniger glaubt Voltaire weder diesen, noch jenen. Vierzehnhundert Jahre nach der Begebenheit erkläret er, daß sich alle geirret haben: daß er die Sachen bässer wisse, als alle zeitgenossene Schriftsteller, die auf dem Platze selber gewesen: daß dieses nichts, als eine lächerliche Fabel sey. Seiner Entscheidung ungeachtet werden wir nicht unterlassen, die Zeugnisse der zeitgenossenen Schriftsteller vorzutragen. Man weis, daß Jesus Christus und die Propheten die ewige Verwüstung des Tempels zu Jerusalem vorgesagt haben. Julian machte sich die Gedanken, er könnte diese Prophezeihung falsch machen, und dadurch die Meynung von der Wahrheit und Unfehlbarkeit der göttlichen Bücher zernichten. Er versammelte die Juden, gab ihnen schöne Worte, und

schoß unermessene Summen zu dieser Unternehmung her, welche, nach Ammian Marcellins Erzählung (q), also ausgeschlagen ist: „ Alipius trieb die Ar„ beiter mit einer auserordentlichen Aemsigkeit an. „ Er war dazu vom Landpfleger der Provinz noch „ unterstützet. Allein alle Mühe und Sorgfalt war „ vergebens. Schreckbare feuerige Kugeln fuhren bey „ den Grundfesten auf einmal aus der Erde, verzehr„ ten viele Arbeiter, machten die Zugänge zu diesen „ Orten unmöglich: und da dieses furchtbare Element „ alles, was sich näherte, abtrieb; wurde man ge„ zwungen, das Vorhaben fahren zu lassen. „

„ Die Christen und Heyden, sagt Voltaire, „ streueten gesamter Hand Fabeln aus. Doch waren „ die Fabeln der Christen, ihrer Feinde, insgesamt „ ehrenrührisch. „

Allein hat er nicht zu fürchten, daß man dasselbige von seiner Historie sage, und daß sein Versuch nichts anders sey, als ein Gespinnst von lauter Verleumdungen wider die christliche Kirche?

VIII Hauptstück.

Von Julians Abfalle.

Hier folget nun eine der seltsamsten Rechtsvertheidigungen, die von Menschengedenken her niemals unternommen worden. Wer sich an solch eine Sache machen, und dieselbe schützen wollte, der müßte die ganze Geschicklichkeit und Kühnheit des Herrn von Vol-

(q) Amm. Marcell. L. 23.

Voltaire besitzen. Er suchet Kaiser Julianen zu entschuldigen und einigermaasen zu rechtfertigen, daß er vom Christenthume abgefallen, und das Evangelium mit dem Götzendienste verwechselt habe. Derjenige, der Neronen entschuldiget, Dioeletianen mit so herrlichen Lobsprüchen erhebt, der Constantinen so unbarmherzig hernimmt; darf wohl einen Vertheidiger des abtrinnigen Julians abgeben.

„ Wenn man seinem Lebenslaufe nachsieht, sagt „ er (r), und seine Gemüthsart durchgründet; wird „ man vieleicht finden, was ihm solchen Ekel vor dem „ Christenthume verursachet hat. „ Die Ursachen des Ekels, welche der Rechtsvertheidiger angeführt, sind folgende: Die Laster des ersten christlichen Kaisers **Constantins**, Grosoheims des **Julians**: die Verwirrung und Blutbäder, womit die christliche Religion das Reich angefüllet: der Uebermuth und die Arglist der Bischöfe: eine philosophische Erziehung: endlich der friedliebende Geist der heydnischen Religion. Er schliest und sagt, daß die Staatsverständigen nicht mehr bewundert gewesen über Julians Abfall vom Christenthume zu den falschen Göttern, als über **Constantins** Abfall von den falschen Göttern zum Christenthume: es sey auch sehr wahrscheinlich, daß beyde aus Staatsabsichten diese Veränderung gemacht haben. Laßt uns die Stärke und das Gewicht dieser Ursachen kürzlich untersuchen.

Die erste, so der Herr von Voltaire angiebt, ist der Abscheu, den Julian vor den Lastern Constantins, welcher diese neue Religion empor gehoben, fassen mußte. Diese erste Ursache hält keinen Stich. Denn Julian mußte viel mehr Abscheues vor der heyd-

(r) Melang. C. 62.

heydnischen Religion schöpfen, als welche so viele Kaiser gezeuget, die nicht so wohl für Menschen als für Ungeheuer, die vom ganzen Erdboden verdienten verwünschet zu werden, anzusehen waren. Constantin hatte seine Fehler: sein Leben war nicht ohne Flecken, das ist wahr; allein darf man diese Fehler und Flecken wohl vergleichen mit Augustens Grausamkeiten während dem Dreyherrenthume, mit den Unmenschlichkeiten des Caligula, des Domitians, der Maximinen, der Decien, mit den schandvollen Ausschweifungen der Neronen, der Heliogabalen, der Caracallen, u. s. w.? Diese Heyden mußten ja in Julians Augen weit verfluchenswürdiger seyn, als der christliche Constantin. Dies war allso keine hinlängliche Ursache vom Christenthume zur Abgötterey überzugehen.

Die zweyte Ursache ist die Verwirrung und Blutvergiesung, womit die christliche Religion das Reich angefüllet. Allein es scheint im Gegentheile, daß der Frieden der Kirche den Frieden auf dem ganzen Erdkreise mit sich gebracht habe. Das römische Reich hatte niemals eine so lange und glückliche Ruhe genossen, als unter Constantinen. Während seiner und seines Sohnes Regierung sind etliche Bischöfe wegen den Händeln der arianischen Ketzerey ins Elend verwiesen worden. Man sah Kirchenversammlungen, Streitigkeiten, und hinterlistige Anschläge gewisser Bischöfe. Allein dadurch wurde der bürgerliche Frieden der Provinzen nicht gestöret. Die Blutbäder, welche das ganze Reich überschwemmet haben, sind noch nirgendswo, als in dem Hirne des Herrn von Voltaire, anzutreffen gewesen. Kein einziger Schriftsteller hat Meldung davon gethan. Es sind erschreckliche Blutbäder unter den Diocletianen, Maximianen, Maximinen, Decien im Reiche angerichtet wor-

worden, wovon die Christen das Opfer waren. Und das ist alles, was uns die historischen Urkunden aufweisen; wobey man aber noch nichts erblicket, welches Julians Abfall entschuldigen oder rechtfertigen könnte.

Für die dritte Ursache giebt man den Stolz und Uebermuth der Bischöfe an, und bringt folgendes Stück zur Probe bey: „Ein sicherer Bischof von Tri„ poli, Leontius genannt, lies der Kaiserinn ent„ biethen, er würde sie nicht besuchen, wofern sie „ ihn nicht auf eine seinem bischöflichen Ansehen ge„ ziemende Art empfienge. Sie müßte ihm bis an „ die Thüre entgegen gehen, mit geneigtem Leibe sei„ nen Segen empfangen, aufrecht stehen bleiben, bis „ er ihr erlaubte sich zu setzen. Die heydnischen Hohen„ priester verhielten sich weit anders gegen die Kai„ serinnen. Dieser Hochmuth, wovon Julian Zeu„ ge war, mußte die stärksten Eindrücke in seinem „ Gemüthe machen. „

Wäre dieses Stück treulich angeführt worden; so hätte es gerade das Gegenspiel dessen, was Voltaire will, erwiesen. Es befinden sich zween Fehler in dieser seiner Erzählung, ein Fehler der Aufrichtigkeit, und ein Fehler der Billigkeit. Er verdrehet die Geschichte ganz und gar, um die Kirchendiener verhaßt zu machen, und widrige Folgen daraus zu ziehen. Suidas erzählt die Sache ganz anders. Er sagt, als eine grose Menge Bischöfe eine Kirchenversammlung zu halten beysammen gewesen, hätten sie nacheinander ihre Aufwartung bey der Kaiserinn Eusebia gemacht, welche dieselben sehr hochmüthig und trotzig empfangen hätte. Als Leontius, ein arianischer Bischof, der in ziemlich schlechtem Rufe war, vernommen hatte, auf welche Art die übrigen Bischöfe bewillkommet wor-

den; wollte er seinerseits nicht erscheinen. Eusebia, welche sich hierdurch beleidiget fand, lies diesen Bischof fragen, warum er nach dem Beyspiele der andern nicht käme seine Ehrfurcht zu bezeigen. Leontius gab darauf zum Theile die Antwort, welche Voltaire so schön ausgeführet. Eusebia beklagte sich darüber beym Kaiser, welcher ihr geantwortet, sie thäte viel bässer, wenn sie daheim in ihrem Palaste die Zeit mit ihrem Weibsvolke beym Spinnrocken zubrächte. So lautet die Erzählung des griechischen Schriftstellers, welche himmelweit von des französischen Schriftstellers seiner unterschieden ist.

Daraus muß man schliesen, erstens, daß dieser Hochmuth sich nicht auf alle Bischöfe insgesamt erstreckt habe, maasen nur einer darunter gewesen, der diesen so boshaft angemerkten Fehltritt gethan hat. Zweytens, daß die Ehrebezeigung der andern Bischöfe einen grösern Eindruck in Julians Gemüthe hätte machen, auch ihm den Geist der christlichen Religion bässer hätte zu erkennen geben sollen, als der Fehler eines einzigen.

Die vierte Ursache, welche man für Julians Abfall angiebt, ist, weil er durch Weltweise erzogen worden, welche den unglückseligen Ekel, den ihm die Misbräuche der christlichen Religion beygebracht hatten, in seinem Herzen gestärket haben. Das beweist, wie verderblich die philosophische Erziehung sey. Ich glaube, daß dieselbe heutiges Tages noch eben so schädlich sey, als sie damals gewesen. Man lehrt junge Leute wohl die wahrhaften oder scheinbaren Misbräuche der Religion kennen; man weist ihnen aber ihre Heiligkeit, ihre Stärke, ihre Vortheile und Folgen nicht. Doch es ist falsch, daß Julian allein durch Weltweise erzogen worden. Eusebi-

Bischof zu Nikomedien, sein Verwandter, war einer seiner ersten Erzieher, und er gesteht selber, daß er bis ins zwanzigste Jahr seines Alters ein Christ gewesen. Wäre er ein ächter Weltweise gewesen; so hätte er die Heiligkeit der Religion von den eingeschlichenen Misbräuchen wohl wissen zu unterscheiden: er hätte die Abgeschmacktheit und Thorheit des Götzendienstes, dem er sich ergeben, eingesehen.

Die letzte Ursache endlich, welche Julians Rechtsvertheidiger anzieht, ist der friedliebende Geist der heydnischen Religion, welche weder Glaubenslehren, noch gesetzte Opfer hatte, mithin weit mehr nach dem Geschmacke eines Philosophen seyn mußte. Aus dieser letztern Ursache erhellet, daß die Heyden wie unsere heutige Weltweise gewesen; und unsere heutige Weltweise wie die Heyden seyn. Die Religion, welche ihnen anstünde, ist eine Religion ohne Glaubenslehren, ohne Gottesdienst: das heist, sie behalten den Namen der Religion nothhalben bey, und dadurch betrügen sie die Welt; im Grunde aber haben sie keine Religion.

Nachdem der Herr von Voltaire Julianen wegen seinem Abfalle mit so glücklichem Erfolge entschuldiget; rechtfertiget er ihn vollkommen über die Verfolgungen, welche er den Christen, unserer Meynung nach, angethan hat. „Er lies niemals einen Chri„sten umbringen, sagt er; er verfolgte sie im Ge„ringsten nicht. Er lies sie ihrer Güter genieſen „als ein gerechter Kaiser, und schrieb wider sie als „ein Philosoph. „

Eutrop gesteht (s), daß Julian die christliche Religion zu hitzig verfolget habe. Ammian Mar-

(s) Eutrop. L. 10.

cellin schmähet über die Unbilligkeit seiner wider die Christen gemachten Gesätze, und über seine Kunstgriffe die Trennung unter denselben zu unterhalten (t). Die öffentlichen Urkunden zeigen uns eine grose Anzahl Märtyrer vor, die auf Befehl seiner Landpfleger gelitten haben; und Voltaire versichert, Julian habe die Christen niemals verfolget. Er kann sich hiernächst nicht enthalten, seinen Unwillen darüber an den Tag zu geben, daß man diesem grosen Manne den ehrenrührischen Beynamen eines **Abtrinnigen** gebe. Allein er muß sich dabey trösten. Die Welt wird immer dieselbige Sprache führen. Man wird allzeit sagen: Ludwig der Stammler, Karl der kahle, und Julian **der abtrinnige.**

IX Hauptstück.

Von Mahometen.

Die Christen haben bisher den berühmten **Mahomet** nicht anders als einen beglückten Freybeuter, einen tüchtigen Leutebetrüger, einen fast immer ausschweifenden Gesätzgeber angesehen. Etliche Gelehrte dieses Jahrhunderts haben sich, auf das Ansehen arabischer Flickschriften unterfangen, denselben wegen der Unbild, die ihm unsere Schriftsteller zufügen, zu rächen. Sie stellen uns denselben vor als einen vortrefflichen Kopf, als einen Mann, der wegen der Hoheit seiner Unternehmungen, seiner Absichten, seiner Fortgänge aller Verwunderung würdig ist.

Der

(t) Amm. Marcell. L. 25.

Der Herr von Voltaire versichert uns (u), er habe eine lebhafte und durchdringende Wohlredenheit gehabt, scharfsichtige Augen, ein gutes Ansehen, die Unerschrockenheit Alexanders, die Freygebigkeit und Nüchterkeit, die Alexander, um in allen Stücken ein groser Mann zu seyn, vonnöthen gehabt hätte. Er beschreibt ihn als einen Mann, der die Ehre gehabt, schier ganz Asien von den Finsternissen der Abgötterey zu befreyen. Er zieht etliche Worte aus unterschiedlichen Stellen des Alcorans, und bewundert ihre Hoheit. Es dünket ihn, sein Gesätz sey überaus vernünftig, seine bürgerliche Verordnungen gut, und seine Glaubenslehre, in sofern sie mit der unsrigen übereintrifft, vortrefflich. Um endlich wider alles, was die Christen Böses von Mahometen gesagt haben, bey dem Leser vorzubauen, erinnert er, daß es lauter abgeschmackte, durch dumme und unsinnige Mönche ausgestreuete Possen seyn. Last uns etliche Anmerkungen über diese erhabene Lobrede machen.

Und wahrhaftig, die Vergleichung Mahomets mit Alexandern ist sinnreich ausgedacht. Man vergleicht den Knecht eines Kamelhändlers mit dem Sohne eines Königs: einen Anführer der Spitzbuben und Räuber mit dem Ueberwinder von Griechenlande und Asien: den widersinnigsten Gesätzgeber und allerdummsten Menschen mit dem gelehrtesten und erleuchtetsten aller Fürsten. Man legt Mahometen die Unerschrockenheit und Freygebigkeit Alexanders bey, nicht aber seine Eingezogenheit. Alexander begegnete allen Prinzessinnen vom Hause des Darius mit allen Ehren; und Mahomet sagte, er hätte die Erlaubniß vom Himmel, auf einmal so viele Weiber zu nehmen, als

(u) Hist. gen. C. 5.

er wollte. Der arabische Verfasser seines Lebens berichtet, daß er ihrer achtzehn gehabt habe. Wir wollen jetzt die Wunder, die er ihm zuschreibt, betrachten.

Mit Voltairen sagen, daß Mahomet schier ganz Asien von den Finsternissen der Abgötterey befreyet habe, heist diesem Betrüger zu viel Ehre anthun. Das heist seinen eigenen Namen schänden, wenn man Sachen behauptet, deren Falschheit auch ein Halbgelehrter darthun kann. Denn erstens war der schöne Strich Asiens, der sich von der constantinopolitanischen Meerenge bis zum Euphrate, ja auch bis zum Tiger erstrecket, schon christlich, ehe man etwas von Mahometen gewußt hat. Zweytens sind die ungeheuren Landschaften der Tartarey, und der ganze nördliche Theil von Asien noch schier ganz heydnisch. Drittens zählt Indien unvergleichlich mehr Heyden als Mahometaner, wie der Herr von Voltaire selbst eingesteht. Viertens hat China kaum etwas von Mahomeren gehöret. Fünftens hatte Syrien und ein guter Theil Arabiens den christlichen Glauben schon angenommen gehabt, ehe Mahomet die Welt erblicket. Wie hat er denn schier ganz Asien von den Finsternissen der Abgötterey befreyet? Man darf allso diesem ersten Theile der Lobrede schon nicht wahl trauen.

„ Es konnte nicht wohl anders seyn, sagt man (x), „ als daß eine so platte, so weise, und durch einen „ immer sieghaften Menschen vorgetragene Religion „ einen grosen Theil der Erde nach sich zöge. „

Es ist wahr, daß Mahomets Religion sehr platt sey. Denn auser der Lehre von der Einigkeit Gottes, wel-

(x) Melanges C. 69.

welche er von den Juden oder von den Christen entlehnet, hat er nichts an den Gebräuchen der Arabier geändert. Er lies ihnen ihre Räubereyen, welche er durch sein Beispiel noch sogar billigte. Er befahl ihnen, die Hände, Füse, und das Haupt oft zu waschen, weil sie von Natur der Unsauberkeit zugethan waren, gleichwie die Türken noch wirklich sind. Er lies ihnen die Beschneidung, weil sie von vielen Jahrhunderten her bey ihnen im Gebrauche war, wie sie denn glauben, daß sie dieselbe vom Abraham empfangen haben. Er verfaßte ihnen ein kurzes Gebethbüchlein, mit dem man im Augenblicke fertig ist. Es ist wahr, daß sich nichts anstösiges darin befinde; ist aber viel lobens- und bewundernswürdiges daran?

Was die Weisheit dieser Religion anbelangt; so ist das weiseste Stück, welches man darin findet, das Verboth dieselbe zu untersuchen, und darüber zu vernünfteln. Diese Vorsicht war nothwendig. Es war nichts übrig als eine dumme Unwissenheit, welches das abgeschmackte Zeug, womit der Alcoran ausgestopfet ist, in Sicherheit hätte setzen können.

Laßt uns nun zu den erhabenen Gedanken schreiten, welche Voltaire im Alcorane bewundert. Wir werden sehen, daß es lauter Nachahmungen oder Auszüge unserer heiligen Schrift seyn. Mahomet verstund nicht viel davon; er bediente sich aber, wie man sagt, eines abtrinnigen Mönches, mit Namen Sergius, welcher im Stande war, unterschiedene Stellen daraus an die Hand zu geben, die Mahomet hernach unter fremder Gestalt in seinen Alcoran eingeschoben hat. Eine Stelle, die wir sogleich anführen wollen, wird hinlänglich seyn, einen Beweis von diesen Nachahmungen und Verstaltungen zu geben.

„ Seine Erklärung Gottes ist von einer recht er„ habenen Art, sagt der Herr von Voltaire. Man „ fragte ihn, wer dieser Alla wäre, den er verkün„ digte. Es ist jener, antwortete er, der sein We„ sen von sich selber hat, und von dem die übrigen „ Dinge das Ihrige haben: der nicht zeuget, und „ nicht gezeuget ist: der nichts ähnliches hat im gan„ zen Umfange aller Dinge. „

Ich bin, der ich bin, sagt der Herr im Buche Exodus (y). Himmel und Erde sind dein, spricht der königliche Prophet zu Gott (z); du hast ihre Grundfeste geleget. Dein Reich ist ein Reich in alle Ewigkeit. Wer ist dir gleich, o Herr, du Gott der Heerschaaren! Man vergleiche diese Sprüche mit dem, was man von Mahometen anführet; man wird finden, daß, was er Groses sagt, aus der heil. Schrift gezogen sey, und daß jenes, was er hinzusetzt, eine Lehre sey, die nach dem Sabellianer-, Arianer- oder Judenthume schmecke, und auch wohl von den Socinianern könne angenommen werden.

Wer sollte sich aber wohl einbilden, daß eben derjenige Voltaire, welcher in seiner allgemeinen Geschichte aus Mahometen einen vortrefflichen Kopf, einen weisen Gesätzgeber, einen Alexander, und noch mehr als einen Alexander machet; in seinem Gemenge der Weltweisheit und Gelehrsamkeit den verächtlichsten und verfluchtesten unter allen Menschen aus demselben mache? Er verfällt in die handgreiflichsten Widersprüche, und führt immer einen gleich freyen und kühnen Ton. Urtheilet von dem Glauben, den dieser verrufene Geschichtschreiber verdienet.

Er

(y) Cap. 3. ℣. 14. (z) Psalm. 88. & 144.

Er spricht aus demselbigen Tone in seinem Sendschreiben an den König in Preusen, über das Trauerspiel **Mahomets**. Er gesteht darin, daß dieser grose Prophet „nichts anders als ein Kamelhändler gewesen, der sich zu einigen Freybeutern gesellet, und sie überredet hat, er unterhielte sich mit dem Engel Gabriel: daß er sich gerühmt habe, er sey in den Himmel verzückt gewesen, und habe allda einen Theil des unbegreiflichen Buches empfangen, welches den natürlichen Verstand an jedem Blatte betäube: daß er, um diesem Buche ein Ansehen zu machen, sein Vaterland mit Feuer und Schwerte überzogen: daß er die Väter erdrosselt, und die Töchter geraubet habe: daß er den Ueberwundenen die Wahl seiner Religion, oder des Todes gegeben: daß er seinen Jüngern ihre Weiber entrissen habe. „

Da haben wir die sicherste Auslegung, welche wir über **Mahomets** Lobsprecher aufbringen können. Es ist **Voltaire**, welcher **Voltaires** Sinn erkläret.

X Hauptstück.

Von Karl dem grosen.

Karl der grose, der die Gränzen des fränkischen Reiches von der Iber in Spanien bis in Ungarn, und von den Thoren der Stadt Rom bis an die nördliche Seite Deutschlandes erweitert hat: der gleichfalls ein neuer Stifter des westlichen Reiches gewesen: der das trotzige Deutschland, welches der ganzen römischen Macht Widerstand gethan hatte, unter das Joch gebracht: der die Religion eben so weit, als seine Er-

oberungen, ausgebreitet, und der von etlichen Kirchen als ein Heiliger verehret wird; eben dieser Karl, wenn man dem Herrn von Voltaire Glauben beymißt, war nichts als ein glücklicher Freybeuter, ein unmenschlicher Eroberer, und vieleicht gar ein blutschänderischer Vater. Der diesen grosen Prinzen so übel ausmacht, ist eben derjenige, der uns kurz vorher den Erzbetrüger Mahomet. als einen Menschen von ausbündigem Verstande vorgestellt, welcher Alexandern durchaus gleich, ja in etlichen Stücken auch überlegen war. So theilt er seine Lob- und Schmähreden aus!

Um Karlen bässer herunter zu setzen, machet er sogleich eine bewegliche Beschreibung von der Unschuld und den Bedrängnissen der sächsischen Völker, und von den Grausamkeiten, die dieser Prinz wider sie ausgeübet hat. „ Die Sitten und Gesätze der Sachsen, sagt er, waren dieselbigen, wie zur Zeit der „ Römer. Jede Provinz regierte sich als ein Freystaat; allein sie wählten ein Haupt zum Kriege. „ Ihre Gesätze waren ungekünstelt wie ihre Sitten, „ und ihre Religion platt; sie handhabten aber die „ Gerechtigkeit: sie setzten ihre Ehre und Glückseligkeit in der Freyheit. „

„ Karl der grose bekriegte die Sachsen dreyssig „ Jahre, ehe er sie vollkommen unters Joch hat bringen können. Ihr Land hatte dasjenige noch nicht, „ was heute zu Tage die Begierlichkeit der Eroberer „ reizet. Es war nur darum zu thun, daß man sich „ Millionen Leute, die sich von der Viehzucht nähreten „ und keinen Oberherrn wollten, zu Sklaven machte. „ Der Heersführer des grösten Haufens dieser Völker „ war der bekannte Witikind, ein Mann, der dem „ Arminius geglichen, zuletzt aber mehr Schwach-

hei-

„ heiten, als derselbe gezeiget hat. „ Wir werden bald sehen, was das für eine Schwachheit sey, die Voltaire an diesem Heersführer tadelt. Da habt ihr eine kurzgefaßte Abbildung, die er von den Sachsen macht; sehet nun, wie er die Grausamkeiten Karl des grosen schildert.

„ Karl bemächtiget sich sogleich des Städtchens „ Ehresburg. Er läßt die Einwohner erwürgen, „ er plündert, er schleifet den vornehmsten Tempel „ des Landes. Man tödet die Pfaffen auf den Trüm„ mern des umgestürzten Götzenbildes: man dringt „ bis an die Weser: alle diese Provinzen unterwer„ fen sich: er trachtet sie mit den Banden des Chri„ stenthums an sein Joch zu fesseln: er giebt ihnen „ apostolische Lehrer, die sie überreden, und Solda„ ten, die sie zwingen sollten. Schier alldiejenigen, „ welche nach der Weser zu wohneten, waren in Zeit „ von einem Jahre Christen, aber auch zugleich „ Sklaven. „

„ Witikind, der sich zu den Dänen geflüchtet „ hatte, kömmt nach etlichen Jahren wieder zurück: „ er spricht seinen Landsleuten Muth ein: er versam„ melt sie: er zernichtet das Christenthum, welches „ man aus Zwange angenommen hatte: er kömmt „ an der Spitze einer grosen Menge Deutschen bis an „ den Rhein: er schlägt Karls Befehlshaber. Die„ ser Prinz eilt herbey: schlägt Witikinden wieder, „ nimmt aber diese beherzte Unterwindung der Frey„ heit als eine Empörung auf. Er begehrt von den „ zitternden Sachsen die Auslieferung ihres Anführers, „ und läßt auf die Nachricht, daß sie ihn nach Däne„ marke haben zurückkehren lassen, viertausend fünf„ hundert Gefangene ermorden. So mit Leuten um„

„ gehen,

„ gehen, die für ihre Freyheit fechten, ist eine That
„ eines Freybeuters. „

„ Man mußte noch drey Siege erfechten, ehe
„ diese Völker völlig gebändiget worden. Das Blut
„ befestigte endlich das Christenthum und die Dienst-
„ barkeit. Witikind selber, durch so viele Bedräng-
„ nisse ermüdet, fand sich gezwungen die Taufe zu
„ empfangen. Der König, um sich des Landes bässer
„ zu versichern, errichtete sächsische Pflanzstädte in
„ Italien, und fränkische im Lande der Ueberwunde-
„ nen. Allein mit dieser klugen Staatseinrichtung
„ vergesellte er die Grausamkeit, alle Sachsen durch
„ Kundschafter erstechen zu lassen, welche zu ihrer
„ Religion zurückkehren wollten. Durchgehends sind
„ die Eroberer nur im Kriege grausam: der Frieden
„ bringt gelindere Sitten und Gesätze mit sich; Karl
„ der grose hingegen machte Gesätze, welche die Grau-
„ samkeit seiner Eroberungen noch immer begleitete. „

Man muß gestehen, daß der Herr von Voltaire hier aus Karl dem grosen einen recht verfluchten Fürsten macht. Man könnte keinen Sylla, keinen Marius, keinen Attila mit so fürchterlichen Farben schildern. Allein man halte sich nicht an den Worten eines Geschichtschreibers, der immer rasend mit jenen Fürsten verfährt, welche der Religion grose Dienste geleistet haben. Lasset uns die Lügen zerstreuen, und an ihrer Statt das Siegeszeichen der Wahrheit aufpflanzen.

Die Sitten der Sachsen waren zur Zeit Karl des grosen dieselbigen, wie zur Zeit der Römer, das ist, überaus wild und barbarisch. Sie handhabten die Gerechtigkeit; das thaten sie aber allein unter sich. Sie stunden immer bereit in die Lande

ihrer Nachbarn einzubrechen, wo sie alles raubten, verbrannten und verwüsteten, sobald sie die Stärksten waren. Sie kehreten auch nicht eher in ihre Wälder zurück, als nach völliger Verheerung der Länder, welche sie durchstrichen hatten. Die römischen Kaiser, von Augusten an bis auf den Honorius, waren immer gezwungen zahlreiche Heere auf diesen Gränzen zu unterhalten. Der Ausschlag war allzeit zweifelhaft. Diese Völker waren niemals gänzlich zur Ruhe gethan (a).

Zur Zeit Karl des grosen fielen sie stets in die Länder der Franken ein, und verheerten sie. Sie überzogen alles mit Feuer und Schwerte. Alles, was sie von Männern, Weibern und Kindern aufheben konnten, schleppten sie in die Dienstbarkeit. Karl geht auf sie los: schlägt sie: erobert ihren bästen Platz, nämlich Ehresburg: läßt die Besatzung über die Klinge springen: ertheilt der übrigen Nation Gnade, und begiebt sich nach Italien. Kaum hatte der Ueberwinder den Rücken gewendet; greifen die Sachsen wieder zu den Waffen, und fangen ihre Verwüstungen aufs Neue an. Karl war genöthiget umzukehren. Er schlägt sie, und verzeiht ihnen noch einmal. Erst nach der fünften Treulosigkeit, und nach dem fünften Feldzuge beschloß er mit der Strenge hinter diese Räuber zu gehen. Um sie wegen den Blutbädern, die sie in so vielen Städten angerichtet hatten, abzustrafen, und ihnen eine Furcht der Strafen einzujagen; lies er viertausend fünfhunderten von denen, welche ihres Eides ungeachtet die Waffen aufs Neue ergriffen hatten, die Köpfe abschlagen. Diese Strafe war freylich hart; allein Karl hielt sie für nöthig, theils diese Freybeuter im Zaume zu halten, theils die

(a) Tacit.

die Wohlfahrt seiner eigenen Völker in Sicherheit zu setzen (b).

Doch da er sah, daß solche Schärfe nichts hälfe; bezeugte er den Sachsen, daß er ihr Blut sehr ungern vergösse: er wäre nicht gesinnt ihre Nation zu vertilgen: er wollte ihnen den Frieden vergünstigen, wofern ihre Häupter, die sich geflüchtet hatten, herbey kommen wollten, mit ihm in Unterhandlung zu treten. Er gab ihnen Geiseln zur Sicherheit ihrer Personen: er empfieng sie huldreich, und gewann sie dem Christenthume: er trug das Mehrste zur Bekehrung des berühmten Witikinds bey (und darin mag wohl die Schwachheit stecken, die Voltaire diesem Heersführer vorwirft): er stiftete eilf Bißthümer im Lande der Sachsen: er setzte die Religion daselbst in einen blühenden Stand: er lies sie nach ihren Gesätzen leben, und das Vergnügen des Friedens empfinden. Das ist es, was die Geschichtschreiber, die mit Karl dem grosen zu gleicher Zeit gelebet, von seinen Unternehmungen, und der Einführung der Religion in Sachsen melden. Sie waren bässer unterrichtet als Voltaire, und sind folglich glaubwürdiger als er. Das Christenthum, welches mit dem Degen in der Faust geprediget, durchs Blut befestiget, die Dienstbarkeit nach sich zog, und dergleichen häßliche Ausdrücke, womit die allgemeine Geschichte angespickt ist, sind der Wahrheit eben so sehr zuwider, als sie im Munde eines Menschen, der sich noch zum Christenthume bekennet, unanständig klingen.

Man findet in keinem dieser zeitgenossenen Geschichtschreiber jene abscheuliche That, welche Voltaire erzählet, nämlich, daß Karl der grose, als er sächs-

(b) Eginhart.

sächsische Pflanzstädte in Italien angeleget, alldiejenigen durch Kundschafter habe erstechen lassen, welche zu ihrer vorigen Religion zurückkehren wollten. Ein wenig von jener Beurtheilungskunst, deren man sich so eiferig zur Vertheidigung der Ketzer bedienet, hätte sich bässer hierher geschickt. Doch, Karl der grose war katholisch.

Die gröste Schärfe, welche dieser Fürst wider die Götzendiener geäuſert, eräuget sich in einer Verordnung, die sich unter seinen geistlichen Gesätzen befindet (c). Sie geht dahin, daß, wenn ein Sachs in Sachsen wollte wohnen bleiben, und seine Religion verbärge, oder sich weigerte ein Christ zu werden; er durch den Tod sollte hingerichtet werden. Diese Verordnung war allso eine Art eines wider die Sachsen gesprochenen Bannes, falls sie sich weigerten Christen zu werden: oder ein Todsurtheil, wofern sie keine Christen werden, und doch im Reiche bleiben wollten. Man findet nicht, daß diese Verordnung eine einzige Verurtheilung nach sich gezogen habe. Die Königinnen Johanna von Navarra, und Elisabeth von Aengellande haben wohl weit schärfere Verordnungen wider die Katholischen, welche sich weigerten ihre Religion abzuschwören, ergehen lassen. Die mit Gefangenen angefüllten Kerker, und die mit Blute überschwemmten Gerichtsplätze waren traurige Zeugen des blutdürstigen Geistes, der diese Verordnungen eingeflöset, und der grausamen Verurtheilungen, die darauf erfolget. Wir werden sehen, daß Voltaire die zur Ausrottung der katholischen Religion gemachten Gesätze verschweige, bemäntele, rechtfertige. Hier greift er zu den Schmähungen, Lügen und Verleumdungen, um dasjenige zu verschwärzen, was

Karl

(c) Cap. Reg. Carol. m. de Præsent. Saxon. C. 8.

Karl der grose zur Vertilgung des Götzendienstes gethan hat.

Nachdem Voltaire alle diese Unternehmungen Karl des grosen, welche so viel zum Ruhme dieses Prinzen und zur Aufnahme der Religion beygetragen, auf eine so schändliche Weise vorgestellet hat; sucht er auch seine Sitten in den schmählichsten Verdacht zu setzen. „ Man findet geschrieben, sagt er, daß er „ die Weiberliebe so weit getrieben, daß er auch mit „ seinen eigenen Töchtern eine verbothene Gemeinschaft „ gehabt habe. „

Allein, schreibt man etwas nachtheiliges über Mahometen, Julianen, Diocletianen; so trotzet seine beunruhigte, strenge und übertriebene Beurtheilungskunst kühn und oft unbesonnen, man könne sein Angeben mit keinen Proben bewähren. Man biethet ihm hier denselbigen Trotz. Er weise einen einzigen zeitgenossenen Geschichtschreiber auf, der von diesen Schandthaten Meldung gethan. Er soll Proben herbey bringen, und dieselben bewähren. Allem Ansehen nach wird es ihm hierin eben so schön gelingen, als es ihm gelungen, da er in demselbigen Hauptstücke Gregoren von Tours angeführet, den er gewiß nicht einmal eingesehen hat.

„ Karl, sagt er, hatte die Tochter des Königs „ der Longobarder zu derjenigen Zeit geheurathet, als „ er schon eine andere Gemahlinn hatte. Es war „ nichts seltenes mehrere Weiber zugleich zu haben. „ Gregor von Tours berichtet, daß die Könige Gon„ tran, Caribert, Siegebert und Chilperik mehr „ als eine Gemahlinn gehabt haben. „

Hätte

Hätte Voltaire die Augen auf Gregoren von Tours (*) geworfen; so hätte er ganz anders gesprochen. Er hätte gelernt, daß Siegebert König von Austrasien, der vollkommenste Fürst seines Jahrhunderts, sich über den schandvollen Lebenswandel seiner Brüder geärgert, und die Tochter des spanischen Königes Brunehaut, die schönste Prinzessinn, welche damals in Europa war, zur Ehe begehrt und erhalten habe; daß auch seine Sitten mit dem Namen eines sehr christlichen Fürsten allzeit übereingestimmet. Er hätte gelernt, daß Gontran zwar auf einige Zeit eine Beyschläferinn gehabt, daß aber dieses unordentliche Leben von keiner langen Dauer gewesen. Er hätte darin gelernt, daß der heil. German, Bischof von Paris, König Cariberten wegen seiner Gemeinschaft mit einem zweyten Kebsweibe, das e zur Ehe nehmen wollte, in den Kirchenbann gethan habe. Dieses beweist, daß, wenn es einige Ausschweifungen gegeben hat, dieselben weder gutgeheisen noch geduldet worden, noch so gemein gewesen seyn, als Voltaire vorgeben will. Was König Chilperiken anbelangt; so hat der gottselige König Gontran dessen Tod, wegen seinem übel geführten Leben, mit bittern Thränen beweinet.

Wird der Herr von Voltaire einer Falschheit überzeuget, wo er sich noch auf Urkunden gründet; welchen Glauben verdient er wohl, wenn er Sachen ausstreuet, die er durch keinen einzigen Schriftsteller bewähren kann? Er kann Karl dem grosen den Eifer nicht verzeihen, den dieser Fürst in Bekehrung der Wilden bezeuget, noch die Sorgen, welche er angewendet, selbige in der Religion unterrichten zu lassen. Es scheint, wenn man ihn anhöret, das

(*) Lib. 4. C. 24. 25. 26. 27. 28.

gröste Unglück, das diesen Völkern hätte zustosen können, sey gewesen, daß sie Christen geworden. Er beklagt die armen Sachsen, daß ihnen das Licht und die Wahrheit des Christenthums beygebracht worden. Er schätzt die Polen und Russen, welche bey ihrer Barbarey und Unwissenheit geblieben, weit glücklicher. „ Diese Völker, sagt er, lebten bey ihrer Unwissen„ heit in Ruhe, und waren glücklich, daß Karl der „ grose, welcher die Erkänntniß des Christenthumes „ so theuer verkaufte, nichts von ihnen wußte. „ O wie schön schickt sich dieser Ausruf nicht für einen christlichen Weltweisen! Welchen Beyfall würde er nicht in einer Versammlung von Freygeistern und Schwärmern finden! So malet auch dieser Philosoph Karlen nicht anders ab, als einen blutdürstigen Fürsten, der das Evangelium mit gewaffneter Hand predigen lies. „ Das Blut, sagt er, befestigte bey den Sachsen das „ Christenthum und die Dienstbarkeit. Man gab ih„ nen apostolische Lehrer, die sie überreden, und Sol„ daten, die sie zwingen sollten. „ Hätte der Herr von Voltaire ein wenig Scham und Redlichkeit gehabt; so hätte er gestanden, daß Karl der grose die Waffen wider die Sachsen nicht ergriffen, als bey Gelegenheit ihrer Empörungen, Einfälle, und auf dem Reichsboden ausgeübten Räubereyen (d).

Dieser grose Fürst war überzeuget, daß nichts zur Linderung ihrer wilden Sitten mehr beytrüge, als das christliche Gesätz. Nach seinen erhaltenen Siegen lies er apostolische Lehrer bey ihnen. Er befahl, man sollte gütig, sanftmüthig und leutselig mit ihnen verfahren: denn dieser Prinz war von der gelassensten und leutseligsten Gemüthsart, welches er bey vielen Gelegenheiten bewiesen, unter andern, da er eine wider seine eigene Person gemachte Verschwörung gar nicht oder wenigstens sehr gelind abstrafete.

Wenn

(d) Vid. Eginhart.

Wenn es aber auch wahr wäre, daß Karl der grose bisweilen ein wenig zu viel Schärfe bey seinem Eifer, die Wilden zu bekehren, gebraucht hätte; so hätte ihm Voltaire wohl nachgeben können, gleichwie er den Verfolgern des Christenthumes nachgegeben hat. Er streckt alle Kräfte seiner Einbildung und seines Verstandes daran, den Decius, Maximian und Diocletian, welche allenthalben Ströme des christlichen Blutes vergossen, und nichts unterlassen haben, dem Christenthume den letzten Stos zu geben, zu entschuldigen und zu rechtfertigen. Hätte er nicht auch einen Prinzen rechtfertigen können, der mit so glücklichem Erfolge an Ausbreitung des Christenthumes gearbeitet hat? Er hätte alsdann als ein gerechter Richter gesprochen: er wäre ein redlicherer Geschichtschreiber gewesen, und hätte das Ansehen eines etwas bässern Christen gewonnen.

Um endlich zu verhindern, daß man sich nicht einen zu hohen Begriff von Karl dem grosen mache; so saget er: „ er sey mit dem Rufe gestorben, daß er „ ein eben so beglückter Kaiser gewesen als August, „ ein eben so tapferer Kriegsheld, als Adrian, aber „ kein solcher, wie die Trajanen und Antoninen, „ mit welchen kein Fürst jemals in Vergleich zu setzen „ gewesen. Daß ihm endlich der berühmte Calife „ Aaron Raschild an Ruhme und Macht gleich gewesen, ihn aber an Gerechtigkeit, Wissenschaft und „ Leutseligkeit weit übertroffen habe. „

Man kann es nicht in Abrede stellen, daß Karl der grose einer der grösten Männer gewesen, die jemals den Thron bestiegen. Daß er jene herrliche Eigenschaften gehabt, welche einen Helden bilden; die Weisheit, welche erhabenen Gesätzgebern eigen ist; jene reizende und verehrungswürdige Gaben, die einen

für die Wohlfahrt der Menschen gebohrnen Menschen zeigen. Allein von allem diesem sagt Voltaire sauber nichts, oder doch schier nichts.

Bey der Vergleichniß, die er hier zwischen Karl dem grosen und Augusten, Adrianen, Trajanen machet, kann man anmerken, daß August wahrhaftig glücklich gewesen, indem er sich der Wohlredenheit des Cicero, der Siege des Markus Antonius, des Kopfes des Agrippa bedienet hat um auf den Thron zu gelangen, ohne schier einmal an der Spitze der Heere gewesen zu seyn, auser zu Philippi, wo er sich schlagen lies. Karl der grose eroberte aber in eigener Person einen grosen Theil jener Länder, die das neue westliche Reich ausmacheten. Die Unternehmungen und Eroberungen Adrians waren weder so glücklich, noch so weitläufig, als die Seinigen. Die Trajanen und Antoninen waren grose Fürsten; dieser grose Kaiser aber hat sie in vielen Stücken übertroffen. Was den Muselmann anbelangt, den Voltaire Karl dem grosen entgegen setzet, und der denselben, wie er spricht, an Wissenschaft, Gerechtigkeit und Leutseligkeit überstiegen hat; so vergrösert Voltaire die Sache noch viel mehr, als die arabischen Lobsprecher. Diese haben, was die Ausübung des Verstandes betrifft, niemals so viel Schönes von Aaron Raschilden gesagt, als wir von Karl dem grosen zuverlässig wissen. Was aber die Gerechtigkeit und Leutseligkeit angeht: davon kann man aus folgenden zweyen Stücken urtheilen.

Karl der grose, wie wir schon gesehen, lies wider seine eigene Person gemachte Verschwörungen ungestraft hingehen. Als Aaron Raschild wußte, daß ein sicherer Herr von einem Hause abstammte, welches einige Hoffnung hatte einstens zum Califenthume

zu gelangen; schickte er hin und lies seinen Kopf fodern. Man brachte ihm denselben unverzüglich. Kaum war Aaron dieses ersten Mordes vergewissert; so befahl er einen andern, und lies denjenigen auf der Stelle umbringen, der seinen eigenen Befehl vollstrecket hatte (e). Voltaire findet mehr Gerechtigkeit und Leutseligkeit an einem Fürsten, der das Leben der Menschen so misbrauchte, als an jenem, der die wider seine eigene Person begangenen Frevelthaten zu verzeihen wußte.

Damit wir mit der Ausbässerung des Begriffes, welchen er von diesem grosen Prinzen giebt, zu Ende kommen; wollen wir ihm das Urtheil eines Schriftstellers entgegen setzen, der ein Aengelländer und Protestant ist (f). Das sind doch für den Herrn von Voltaire zween ehrwürdige Titel.

Dieser Fürst, sagt dieser Schriftsteller, welcher eines bässern Jahrhunderts und längern Lebens wohl werth gewesen, war dem Geiste nach noch gröser, als nach dem Namen. Es wäre schwer zu entscheiden, was bey ihm bewunderns- und verehrenswürdiger sey, die Herrlichkeit seines Reiches, oder der Glanz seiner Tugend. Er war einer der gelehrtesten Männer, und einer der vortrefflichsten und geübtesten Köpfe seiner Zeit. Er verstund die griechische und lateinische Sprache überaus wohl. Er war von Natur so beredet, daß man ihn für einen der vornehmsten Meister in der Redekunst hätte ansehen sollen. Er war ein besonderer Liebhaber der freyen Künste, und überhäufte diejenigen mit Gunst und Gnaden, welche sich mit Nutzen dazu verwendeten. Alle Augenblicke, welche

(e) Herbelot Biblioth. orient. (f) Cave Biblioth. eccles.

er den Reichs- und Staatsgeschäften entziehen konnte, widmete er den Wissenschaften. Sogar seine Tischzeit wurde mit Lesen, Wortstreiten und gelehrten Gesprächen zugebracht. Die Geschichten und merkwürdigen Begebenheiten der alten Fürsten hörte er alsdann am Liebsten. Allein kein Buch erweckte bey ihm ein gröseres Vergnügen, als das gelehrte Werk des heil. Augustins von der Stadt Gottes.

Das ist die Abbildung, welche dieser Schriftsteller von Karl dem grosen machet. Auf diese Art redet er, nachdem er der Reihe nach alles erzählet hatte, was dieser Prinz zur Wohlfahrt seiner Völker, zur Aufnahme der Wissenschaften und zur Verherrlichung der Religion gethan hat. Voltaires Karl der grose sieht ganz anders aus.

XI Hauptstück.

Von der Religion zur Zeit Karl des grosen.

Das Hauptstück, welches von der Religion zur Zeit Karl des grosen handelt, ist eben so merkwürdig als jenes, so die Kriege, Eroberungen und Sitten dieses Fürsten enthält. Es hat gleichergestalt einer klugen Beurtheilung nöthig, weil es voll Irrthümern ist. Es muß Niemanden befremden, daß der Herr von Voltaire in Irrthümer verfällt, wenn er von der Religion spricht: denn er hat sich nicht genug darauf geleget; er kennet sie nicht genug. Nur ist es zu bewundern, daß er dieselben mit solcher Zuversicht verkaufet. Wir wollen etliche der merkwürdigsten hier betrachten.

„ Die

„ Die Messe, sagt er uns (g), war von dem
„ unterschieden, was sie heute zu Tage ist, und noch
„ viel mehr von dem, was sie zu den ersten Zeiten ge-
„ wesen. Sie war anfänglich das Abendmahl. Als
„ die Pracht des Gottesdienstes mit der Zahl der
„ Gläubigen zunahm; war sie beyläufig dasjenige,
„ was heutiges Tages eine hohe Messe ist. „

Weil er von der Religion, von den Glaubenslehren, von den Kirchengebräuchen hat sprechen wollen; hätte er das Alterthum um Rath fragen sollen: und wenn er dieses gethan hätte: so wäre er nicht in so viele Fehler gerathen: er hätte sich nicht so weit von der Wahrheit verirret. Er hätte gelernet, daß der Kanon der Messe schon vor **Karl** dem grosen eben derselbige gewesen, wie er heute zu Tage bey uns ist: denn sein Lehrmeister **Alcuin** (h), der ihn erkläret hat, beschreibt uns denselben eben so, wie wir ihn jetzt wirklich in den Händen haben. Er hätte gelernt, daß der Gebrauch, die Epistel und das Evangelium bey der Messe zu lesen, uralt sey, maasen der heil. **Justin**, ein Philosoph und Märtyrer, der im zweyten Jahrhunderte lebte, davon schon Zeugniß giebt (i). Er hätte gelernet, daß die übrigen Gebether, welche vor oder nach dem Kanone gesprochen werden, auser etlichen Worten, deren Gebrauch nicht allgemein gewesen, schon von den erstern Jahrhunderten her einen Theil der Ordnung, die bey dem Messelesen gehalten wurde, ausgemacht haben. Er hätte gelernet, daß gleich im ersten Jahrhunderte, als die Kirche Ruhe bekommen, die Messe, auf etliche kleine Gebether nahe, mit der heutigen vollkommen übereingestimmet habe. Laßt uns jetzo zu einem andern Punkte kommen.

(g) Hist. gen. C. 11. (h) Alcuin. de Offic. eccles. (i) Justin Apol. 2.

„ Die Communion unter zweyerley Gestalten war „ unter Karl dem grosen ein allgemeiner Gebrauch. „ Er ist immer bey den Griechen geblieben, und „ dauerte bey den Lateinern bis ins zwölfte Jahr„ hundert. „

Nachdem er im vorigen Artikel für die Calvinisten geredet; so spricht er in diesem den Hussiten zu gefallen: er spricht aber allzeit mit derselbigen Gewißheit und Erkänntniß der Wahrheit. Der Gebrauch der Communion unter zweyerley Gestalten war nicht so gemein, als er sagt, maasen Alcuin bezeuget (k), daß man in der römischen Kirche, der Mutter und dem Muster der andern Kirchen, das Abendmahl nur unter einer Gestalt empfangen habe. In den französischen Kirchen wandelte man nur einen Kelch, wie es jetzt zu geschehen pflegt; allein man schüttete etliche Tropfen dieses geheiligten Weines in einen gröseren und mit gemeinem Weine gefüllten Kelch, den man jenen, welche das Abendmahl empfangen hatten, darreichte. Aber auch dieser Gebrauch dauerte nicht lang (l). Wir wollen den Entscheidungen, oder bässer zu sagen, Irrthümern unsers lehrenden Geschichtschreibers weiter nachgehen.

„ Die Ohrenbeicht, sagt er, hatte sich seit dem „ sechsten Jahrhunderte eingeschlichen. Die Bischöfe „ befahlen ihren Chorherren allsobald, zweymal des „ Jahrs bey ihnen zu beichten, kraft der Satzungen „ der Kirchenversammlung zu Attigny vom Jahre „ 763; und das war das erste mal, daß dieselbe aus„ drücklich befohlen worden. Die Aebte unterwarfen „ ihre Mönche demselbigen Joche, und die Weltli„ chen kamen allgemach daran. Es war erlaubt ei-

nem

(k) Alcuin. de Ord. celebr. Miss. (l) Vid. Bellarm.

„ nem Laien, ja sogar einem Weibe zu beichten.
„ Diese Erlaubniß hat sehr lang gewähret. „

Da sehen wir, daß uns der Herr von Voltaire lehret, die Beicht sey eine ganz menschliche Erfindung oder Verordnung. Dieses zu erweisen führt er die Satzungen der Kirchenversammlung zu Attigny an. Nun ist es aber zu wissen, daß diese Satzungen nirgendswo vorhanden sind (m). Wir haben von dieser Kirchenversammlung nichts mehr übrig, als die Namen der Bischöfe, welche derselben beygewohnet, samt einer Verordnung wegen etlichen Messen, die bey gewissen Fällen sollten gelesen werden. Da war es, sagt er, wo die Bischöfe anfänglich befohlen, daß ihre Chorherren bey ihnen beichten sollten. Die Aebte forderten dasselbige von ihren Mönchen, und man legte mit der Zeit den Laien eben dasselbe Joch auf. Und diese seine ganze Erzählung gründet er auf das Ansehen der Kirchensatzungen von Attigny.

Er versichert, daß eine Zeit gewesen, da man den Laien und sogar den Weibern habe beichten können. Es ist wohl Schade, daß er die Zeit nicht genauer bestimmet hat, zu welcher man das Frauenvolk zu diesem ehrwürdigen aber häkelichten Dienste für tüchtig hielt, wie auch, daß er weder die Kirchenversammlungen genennet, welche demselben die Gewalt ertheilet Beicht zu hören, noch jene, welche ihm dieselbe wieder abgenommen haben. Der Beytrag war merkwürdig und wichtig genug, um genau erläutert und bewiesen zu werden. Allein laßt uns diese erbärmliche Sätze fahren lassen, und die Wahrheit darthun.

(m) Vid. Collect. Concil.

Die Lehre von der Beicht ist eben so alt, als die Religion selbst. Sie ist deutlich bewährt durch die Worte Jesu Christi zu den Aposteln: **welchen ihr die Sünden vergebet, denen sind sie vergeben; und welchen ihr sie behaltet, d. i. nicht nachlasset, denen sind sie behalten** (n). Sollen die Sünden blos auf das Gutachten der Apostel und Religionsverweser vergeben und behalten werden; so ist es nothwendig, daß sie dieselben erkennen: sie können sie aber nicht erkennen, ohne daß man sie ihnen erkläret: und diese Erklärung ist dasjenige, was man in der Kirche die Beicht nennet. Da es nun verordnet worden, daß man dieselbe heimlich oder ins Ohr ablege; so nennet man sie die Ohrenbeicht.

Daraus erhellet, daß die Beicht eine göttliche Verordnung sey: daß Jesus Christus selbst der Urheber davon sey, und daß sie eben so alt sey, als die Religion selber. Wäre der Herr von Voltaire ein wenig bescheiden gewesen; so hätte er dasjenige, was er nicht verstund, nicht mit solcher Kühnheit ausgesprochen. Wäre er ein eben so erfahrner Kanonist und Gottesgelehrter, als er ein groser Schriftsteller und Poet ist, so hätte er überzeugende Proben der Beicht in den vom vierten Jahrhunderte her gehaltenen Kirchenversammlungen gefunden.

Die zweyte Satzung der Kirchenversammlung zu Laodicea, welche im Jahre 372 gehalten worden, verordnet, **daß man denen, welche bethen, beichten und Zeichen einer wahrhaften Bäfferung geben, eine der Art des Verbrechens gemessene Buse** auflege. Die ein und dreyßigste Satzung der dritten Kirchenversammlung zu Karthago, die im Jahre 397 ge-

(n) Joan. C. 20. v. 23.

gehalten worden, befiehlt unterschiedene Busen, nach dem Unterschiede der Sünden, aufzugeben. Endlich fängt die hundert und zweyte Satzung der sechsten allgemeinen Kirchenversammlung vom Jahre 681 mit diesen Worten an: Diejenigen, welche von Gott die Gewalt zu binden und zu lösen bekommen haben, müssen die Schwere der Sünden und die Launen des Sünders zur Bekehrung wohl betrachten, und demselben ein für seine Krankheit taugliches Mittel vorschreiben.

Alles, was wir anführen, ist zuverlässig. Ein jeder kann die Wahrheit davon leicht finden. Das Alterthum und der Gebrauch der Beicht ist erwiesen. Dies gilt gewiß so viel, als die vermeynten Satzungen der Kirchenversammlung von Attigny. Viele andere sehr alte Kirchenversammlungen bewähren dieselbige Sache. Die heil. Väter vom zweyten Jahrhunderte handeln diese Glaubenslehre in ihren Werken oft ab. Man kann ausführliche Proben davon in des Cardinals Bellarmins gelehrten Schriften finden.

„ Die christlichen Kirchen, fährt Voltaire fort, „ regierten sich als Freystaate. Jene, die bey diesen „ Gemeinden den Vorsitz hatten, legten sich allge„ mach den Titel der Bischöfe bey, von einem grie„ chischen Worte, womit die Griechen die Verwalter „ ihrer Pflanzstädte benenneten. Die Aeltesten die„ ser Gemeinden nennten sich Priester, welches in „ griechischer Sprache einen Greis bedeutet. „

Schauet, da bleibt die Gelehrtheit des Herrn von Voltaire schon wieder stecken, oder vielmehr, da erfüget sich ein neuer Beweis der Treulosigkeit. Es ist falsch, daß jene, so bey den christlichen Versammlungen den Vorsitz gehabt, den Titel der Bischöfe

schöfe allgemach angenommen haben. Dieser Titel ist eben so alt als die Kirche, indem er an verschiedenen Orten des neuen Testamentes ausdrücklich aufgezeichnet ist (o). Es ist ebenfalls falsch, daß der Namen Priester blos die Aeltesten der Gemeinden bedeutet habe, maasen es auch junge Priester gab. Dem Ansehen nach hat der Aufenthalt zu Berlin, oder die Nachbarschaft von Genf dem Herrn von Voltaire diese artige Anmerkungen verschaffet.

Was er hierauf von der Ketzerey der Bilderstürmer saget, sind lauter aufeinander gehäufte Irrthümer und Betrachtungen, die keinen andern Grund haben, als seine gewöhnliche Art über Religionssachen zu denken. „ Irene, sagt er, war der Verehrung der Bil„ der zugethan, weil ihr Gemahl einen Abscheu davor „ hatte. Man hatte dieser Prinzessinn weis gemacht, „ um ihren Gemahl zu regieren müßte sie die Bilder „ gewisser Heiliginnen unter das Kopfküssen seines „ Bettes legen. „

Der Herr von Voltaire hält sicher dafür, daß man diejenigen, welche man angreift, viel leichter um ihr Ansehen bringe, wenn man sie lächerlich machet, als wenn man sich guter Gründe und Beweisthümer wider dieselben bedienet. Das ist auch das Mittel, wozu er zum Oefftersten seine Zuflucht nimmt; und das ist das einzige, welches ihn zum Ziele, so er sich scheint vorzusetzen, führen kann. Er malet hier die Kaiserinn Irene ab, als eine Frau von schwachen und mit abergläubischen Bildergedanken ganz betäubten Sinnen. Allein er würde sehr verlegen seyn, wenn er eine einzige Probe für sein Angeben beybrin-

gen

(o) Act. 20. — Philipp. 1. — 1 Tim. 3. Tit. 1.

gen sollte. Nicht ein einziger Schriftsteller hat dieselbe dieser Häucheley halben angeklaget. Hierin hat er sich auf Calvinen, der achthundert Jahre nach der Zeit geschrieben, oder auf einige Calviniſten verlassen. Giebt er mit dergleichen Bürgsprechern seinen Meynungen viel Gewicht?

„ Diese Kaiserinn, sagt Voltaire, lies einen „ Laien, der Staatssecretär war, Namens Tarasius, „ zum Patriarchen erwählen. Papst Adrian thut „ diesen Secretär, der das Patriarchat annimmt, „ nicht in den Bann. „

Und was ist wunderliches daran, daß ein Staatssecretär Bischof wird? Hat man nicht von einem der grösten Kirchenhirten in Frankreich, dem berühmten Herrn von Marca gesehen, daß er aus dem ersten Präsidenten im Parlamente von Pau, Erzbischof von Toulouse geworden? Was viel mehr zu bewundern, ist dieses, daß der Herr von Voltaire, der so stark wider die Wahl des Tarasius schreyt, nicht ein Wort wider des Photius seine sagt; da doch diese eben so übereilt, und noch weit verdammlichern Untüchtigkeiten unterworfen war. Doch einer war ein Vertilger, der andere ein Beschützer der Ketzerey.

Die Wahl des Tarasius war, wie des Ambrosius Bischofes von Maylande seine. Und einer wie der andere, ist unter die Zahl der Heiligen gesetzet worden. Warum hätte Papst Adrian diesen Patriarchen in den Bann thun sollen? Er war durch den Fürsten und das Volk erwählet. Scheint seine Weihe übereilet zu seyn; so hat es die Nothwendigkeit dahin gebracht. Die Dispenz war sehr rechtmäsig, und der Erfolg davon einer der beglücktesten.

„ Es

„ Es ist eine bey allen klugen Geschichtkündigen „ ausgemachte Sache, sagt er weiter, daß die Väter „ der zweyten Kirchenversammlung zu Nicea, wo „ man die Verehrung der Bilder wieder hergestellet, „ viele augenscheinlich falsche Urkunden, wie auch viele „ Mirakel, deren Erzählung unsere heutige Welt ärgern würde, beygebracht haben. Allein diese falsche Urkunden haben den wahrhaften, nach welchen „ man entschieden, nichts benommen. „

Es ist eine bey allen klugen Geschichtkündigen nicht allein ausgemachte, sondern bewiesene Sache, daß die augenscheinliche Falschheit dieser Urkunden nicht darin bestehe, was Voltaire beybringen will. Sie besteht allein darin, daß man dieselben einem Verfasser vor dem andern zugeschrieben hat. Allso ward damals das Werk, worin das Mirakel der Bildniß Jesu Christi angezogen wird, welches mit Messern von den Juden zerstochen Blut gegeben hat, dem h. Athanas zugeschrieben, ob es schon einem andern Schriftsteller von eben demselbigen Jahrhunderte zugehörte. Auf gleiche Weise legte man das Buch der himmlischen Wiese Sophronen Bischofe von Jerusalem bey, obwohl Johann Moschus der Urheber davon war. Es giengen noch etliche andere dergleichen Irrthümer vor (p). Was die ärgerlichen Mirakel betrifft, wovon Voltaire redet, findt man deren keine in dieser Kirchenversammlung angezogen; es sey denn, daß er das Versprechen für ein Mirakel nehme, welches der Teufel einem Mönche gethan, ihn nicht mehr zu versuchen, wenn er der Bilderverehrung absagen wollte. Ein Bischof brachte diesen Vorfall bey den Vätern der Kirchenversammlung an, welche aber keine Acht darauf

(p) Du Pin Biblioth. eccles. Hist. Conc. 8. Tom. 7.

auf hatten. Allso geht der Erzählung des Herrn von Voltaire nichts ab, als die Wahrheit.

„Allein, setzt er hinzu, da diese Kirchenversammlung
„ in den französischen Kirchen sollte angenommen wer-
„ den; in welche Verlegenheit gerieth nicht der Papst!
„ Karl der grose erklärte sich öffentlich wider die Bil-
„ der. Er hatte so eben die Bücher, welche man die
„ karolinischen nennet, aufsetzen lassen, worin die-
„ se Verehrung verflucht wird. Er berief eine Kir-
„ chenversammlung nach Frankfurt, wobey er nach
„ der Gewohnheit aller Kaiser den Vorsitz hatte. „

Je ungereimter die Unwahrheiten sind; desto fre-cher wird Voltaires Ton. Höret nun nach den Irr-thümern auch die Wahrheit. Der grose Constantin wohnte der ersten Kirchenversammlung zu Nicea bey, um sie zu verherrlichen, um ihr seine Ehrfurcht zu be-zeigen, und sie seines Schutzes zu versichern; aber weit gefehlt, daß er als ein Richter zugegen gewesen. Karl der grose folgte Constantinen nach. Der Herr von Voltaire ist der Erste, welcher die Kaiser zu Prä-sidenten bey den Kirchenversammlungen gemacht hat. Er lobet hierauf die Klugheit Papst Adrians, wel-cher zwischen der nicenischen Kirchenversammlung, die er annahm, und dem Kaiser, der sich wider die Bil-derverehrung erkläret hatte, das Mittel hielt, und, wie er sagt, einen politischen Weg eingieng, wo-durch er die Bestätigung oder Abschaffung eines noch zweifelhaften Gottesdienstes der Zeit über-lies.

Nichts ist heimtückischer und treuloser, als diese Beschreibung des päpstlichen und kaiserlichen Betra-gens. Die Bischöfe wurden durch verfälschte Abschrif-ten der nicenischen Kirchenversammlung hinterga-

gen

gen (q): sie fanden Entscheidungen, die dem Glauben zuwider liefen, worauf sie diese Kirchenversammlung verfluchten. Papst Adrian lies ihnen gesichertere Abschriften einhändigen; brachte sie auf andere Gedanken; und das gute Verständniß wurde wieder hergestellt. Eben dieser Papst antwortete weitläufig auf die karolinischen Bücher in einem Werke, welches sich in der Fortsetzung der zweyten nicenischen Kirchenversammlung befindt; und hiermit ward der Kaiser befriediget (r). Dies nämliche Werk beweist, daß es sehr falsch sey, daß **Adrian diesen Gottesdienst als zweifelhaft angesehen, und daß er dessen Bestätigung oder Abschaffung der Zeit überlassen habe.** Diese Art zu denken des Herrn von Voltaire könnte wohl zu Genf angehen; allein von erleuchteten Geschichtkündigen, und wahren Katholischen wird sie immer verworfen werden.

In eben diesem Hauptstücke sind noch viele andere Stücke, welche die Religion betreffen. Wir wollen dieselben jetzt nicht berühren, damit wir unsern Lesern mit so vielen, über denselbigen Zeug angestellten Untersuchungen nicht überlästig fallen. Aus den bisher untersuchten Punkten kann man schliesen, was die übrigen für einen Glauben verdienen.

XII

(q) Die ausführliche Nachricht sieh in Maimburgen. (r) Epist. Adriani ad Carol.

XII Hauptstück.

Ursprung der päpstlichen Macht.

Die weltliche Macht der Päpste hat gegen das Jahrhundert Karl des grosen ihren Anfang genommen. Deßhalben wollen wir itzo diesen Theil der Kirchengeschichte vornehmen. Der Herr von Voltaire handelt in dem sechsten und zwanzigsten Hauptstücke sehr weitläufig vom Ursprunge dieser Macht; und alles, was er uns einpräget, läuft dahinaus, daß dieselbe aus keiner andern Quelle entsprungen, als aus der feinen Staatsklugheit der römischen Päpste, und aus einer Rechtsanmasung, die mit keinem Titel kann beschöniget werden.

Daß er die Schenkung Constantins als eine eingebildete Schenkung ansieht: darin hält er es mit allen heutigen Geschichtkündigen. Daß er aber die Schenkung, welche Pipin und Karl der grose der römischen Kirche gemacht haben, mit gleichen Augen betrachtet; das ist eine andere Sache. Er wird wohl erlauben, daß wir von ihm abgehen, und die Unwahrheit seiner Meynung beweisen.

„ Ist es wahrscheinlich, sagt er, daß Pipin das
„ Gebirg zweymal überstiegen habe, allein aus der
„ Ursache, damit er dem Papste Städte schenkte?
„ Der Bibliothekär Anastas, welcher hundert und
„ vierzig Jahre nach Pipins Zuge gelebet, ist der
„ Erste, der von dieser Schenkung redet; und die bä-
„ sten Staatsgelehrten von Deutschlande verwerfen
„ dieselbe heute zu Tage. Man wendet uns ein,
„ der Longobarder Astolph sey durch die blose Ge-
„ genwart des Franzmannes in Schrecken gerathen,

„ und habe dem Papste das ganze Exarchat von Ra„ venna sogleich abgetreten. Hätten nun die Päpste „ das Exarchat gehabt; so wären sie unumschränkte „ Herren von Ravenna und Rom gewesen. Allein „ im Testamente Karl des grosen, welches uns Egin„ hart hinterlassen, setzet dieser Monarch unter den „ ihm zugehörigen Städten Rom und Ravenna oben „ an, und vermacht ihnen Geschenke. Was Bene„ vent anbelangt; hat dieses der heilige Stuhl erst „ lange Zeit danach, gegen das Jahr 1047, von „ Kaiser Heinrich dem schwarzen geschenkt bekom„ men. „

Alle diese so nachdrückliche und wichtige Begebenheiten bestätiget er durch ausführliche Proben, die er anführt, von der Unterwürfigkeit der Päpste, worin dieselben noch lange Zeit nach Pipinen und Karl dem grosen gewesen. Höret, wie er sich im zwanzigsten Hauptstücke ausdrücket.

„ Die Päpste hatten zu Rom vielmehr ein groses „ Ansehen, als eine oberherrliche Gewalt. Sie muß„ ten sich zu gleicher Zeit dem römischen Rathe, dem „ Volke und dem Kaiser gefällig erzeigen. Lothar „ geht im Jahre 844 über die Alpen: läßt seinen „ Sohn Ludwig krönen, der in Rom selbst Papst „ Sergius den II vor Gericht ladet. Der Papst er„ scheint; antwortet gerichtlich auf die Anklagen eines „ Bischofs von Metz: rechtfertiget sich, und legt bey „ eben diesem Lothar, der von den Bischöfen abge„ setzet worden war, den Eid der Treue ab. Lothar „ macht auch die berühmte und unnöthige Verordnung, „ daß der Papst vom Volke nicht mehr erwählet wer„ den solle, und daß man die Erledigung des heil. „ Stuhls dem Kaiser berichte. „ Auf diese Art be„ weist der Herr von Voltaire die Falschheit dessen,

was

was alle Geschichtschreiber von den Geschenken melden, welche die französischen Könige der römischen Kirche verehret haben. Laßt uns nun die Stärke dieses Beweises prüfen.

Man muß gestehen, daß die Staatsklugkeit der römischen Päpste jederzeit überaus aufgekläret gewesen, und daß dieselbe zum Aufkommen und zur Befestigung der oberherrlichen Macht, deren sie heutiges Tages genießen, viel beygetragen habe. Allein man müßte schlecht belesen seyn, wenn man diese Macht als eine unbillige Rechtsanmaßung betrachten wollte; oder man müßte sehr treulos seyn, wenn man die Proben verhöhlen wollte, welche man von den durch die fränkischen Eroberer der römischen Kirche gemachten Schenkungen, und von den hohen Stuffen des Ansehens, der Macht, der Oberherrlichkeit, wozu sie dieselben erhoben haben, beybringen kann.

Ist es möglich, heist es, daß Pipin das Gebirg zweymal überstiegen habe, allein aus der Ursache, damit er dem Papste Städte schenkete? Dieses ist nicht allein möglich, sondern es ist sehr glaubwürdig, daß ein ehrgeiziger und grosmüthiger Fürst, wie Pipin, der nach der königlichen Würde trachtete, und sich das päpstliche Ansehen so wohl zu Nutzen machte, um auf den Thron zu gelangen, es ist sehr glaubwürdig, sage ich, daß derselbe nichts habe wollen schuldig bleiben. Er begabte den Papst mit sehr herrlichen Geschenken, das ist wahr; allein er gab überhaupt nur Städte her, die ihm nicht zugehöreten, und weiter nichts kosteten, als die Mühe hinzugehen, und sich Furcht und Ehre zu verschaffen. Ueber dies ergriff dieser neue König, welcher wußte, wie viel der heil. Stuhl bey den Franzosen selbiger Zeit galt, in diesem Stücke die Maasregeln der aus-

erlesensten Staatsklugheit. Es lag ihm sehr viel daran, im Falle einer Staatsänderung den Papst auf seiner Seite zu haben; und er verband sich denselben wirklich mit prächtigen Geschenken, die ihm nichts kosteten.

Aber Anastas, spricht der Herr von Voltaire ferner, welcher hundert und vierzig Jahre nach Pipins Zuge geschrieben, ist der Erste, der davon redet. Hätte Voltaire in den Quellen der Wahrheit geschöpfet; so hätte er alle diese so schwache Vernünftelungen, und alle diese erbärmliche Anmerkungen gesparet. Er hätte gefunden, daß Eginhart, der Geschichtschreiber, Secretär und Tochtermann Kaiser Karl des grosen, in seinen Jahrbüchern des kaiserlichen Hauses von dieser Schenkung redet. Pipin, sagt er (s), lies Ravenna, die fünf Städte, und das ganze Exarchat, das von Ravenna abhieng, herausgeben, und machte dem heil. Peter ein Geschenk davon. Er hätte gefunden, daß die Jahrbücher von Fuld unter dem Jahre 756 eben das sagen (t). Er hätte gefunden, daß Paul Diakon, Secretär des letzten longobardischen Königes Desiderius, eben das Zeugniß giebt, und diese Schenkungen voraus setzet (u). Mithin ist Voltaire in Irrthume, und führt andere in Irrthum, wann er behauptet, daß der erste Schriftsteller, der von diesen Schenkungen Meldung gethan, hundert und vierzig Jahre nachher gelebet habe. Da sind französische, und mit Karl dem grosen zeitgenossene Geschichtschreiber, die lange vor Anastasen davon geredet haben.

Was

(s) Eginhart. Annal. ad An. 756. (t) Die fuldischen Jahrbücher gehen bis aufs Jahr 900. Sie sind aber von vielen Verfassern zusammengetragen, deren jeder geschrieben, was sich zu seiner Zeit zugetragen. (u) Vid. Annal. Franc.

Was er hierauf vom Testamente Karl des grosen spricht, erweist ganz und gar nichts. Als dieser Fürst vermöge seines Testamentes allen Hauptstädten des Reiches seine Freygebigkeit angedeihen lies; wollte er die zwo davon nicht ausschliesen, welche in den Händen der Päpste waren, gegen die er so viel Verbindlichkeit, Ehrfurcht und Dankbarkeit hegete. Zudem hatte er sich daselbst das Recht der Oberherrlichkeit vorbehalten. Allso beweisen diese gottselige Vermächtnisse keinesweges, daß Rom und Ravenna der römischen Kirche nicht seyn geschenket worden.

Es läßt sich gleicherdings aus den Gefälligkeiten, welche die Päpste den Kaisern zu erzeigen schuldig waren, nichts probiren. Wann diese Fürsten mit zahlreichen Heeren nahe bey Rom erschienen; so thaten die Päpste, was noch heutiges Tages die kleinen Fürsten von Italien zu thun pflegen, wann sie mächtige Heere der Franzosen oder Deutschen in ihren Provinzen bey sich haben. Der Schwächere sieht dem Stärkern allemal nach den Augen.

Endlich ist der Herr von Voltaire nicht glücklicher in den Begebenheiten, die er erzählet, als in den Beweisthümern, die er beybringt. Er betrügt sich, da er saget, daß Benevent durch die blose Freygebigkeit Heinrich des schwarzen den Päpsten zu Theile geworden. Dies war keine Freygebigkeit, sondern ein Tausch. Der Kaiser trat dem Papste alle seine Rechte auf das Herzogthum Benevent ab; und der Papst überlies dem Kaiser alle Lande, welche die römische Kirche in Deutschlande besas, wie auch sein Recht auf Fuld und Bamberg (x). Er betrügt sich, da er saget, daß der Papst einem Bischofe von Metz gerich-

(z) Hist. d'Allemagne, Heinri le noir.

richtlich habe antworten müssen. Dieser Bischof, der ein Sohn Karl des grosen, und Oheim des regierenden Kaisers war, glaubte bey dem römischen Hofe die Sprache eines Gebiethers führen zu können; seine Unterwindungen aber wurden zu Wasser. Der Papst verachtete die Anklagen des Bischofs: er weigerte sich den Eid der Treue, den der Bischof für König Ludwigen foderte, von den Römern ablegen zu lassen: er erklärte, daß die Römer denselben dem Kaiser allein schuldig wären. Diese Standhaftigkeit hemmte den Bischof; und der Papst krönte darauf den jungen Ludwig zum Könige von Italien. Die Verordnung betreffend, welche Voltaire eine berühmte Verordnung nennet, daß der Papst vom Volke nicht mehr sollte erwählet werden, und daß man dem Kaiser die Erledigung des heil. Stuhls berichte; so war dieses ein Begehren, das der Bischof in Lothars Namen that, woran man sich aber nicht gebunden hat. Man urtheile hieraus, ob dem zu trauen sey, was der Herr von Voltaire auf das Heiligste versichert.

Nachdem wir diese irrige Meynungen vom Ursprunge der päpstlichen Macht vor Augen gelegt haben; so wollen wir itzo einen historischen Begriff davon mittheilen, der sicher ist, und alle diejenigen befriedigen wird, welche in Erzählungen ihr Augenmerk auf die Kennzeichen der Wahrheit richten.

Der grose Constantin hat eigentlich den ersten Grundstein zu dieser Macht gelegt. Die französischen Kaiser erhoben dieselbe auf jene Stuffe, welche sie hernach bestiegen, und die Zeit setzte sie in den Bestand, worin wir sie heute zu Tage erblicken. Der Herr von Voltaire giebt selber zu (y), daß Constantin

(u) Hist. gen. C. 5.

stantin der römischen Kirche tausend Mark Goldes, dreyßig tausend Mark Silbers, und vierzehn tausend Sols Einkünfte und Länder in Calabrien geschenkt habe. Alles dieses zusammen gerechnet, macht nach dem heutigen Münzfuse ungefähr zwo Millionen, vier bis fünfhundert tausend Pfund (z). Jeder Kaiser vermehrte diesen Erbtheil. Als hernach Italien von den Barbarn oft heimgesucht worden; verlor die römische Kirche manche Städte und Länder, die ihr zugehöreten. Niemals war sie aber in gröserer Gefahr, als unter Astolphen, einem der letzten longobardischen Könige. Dieser Fürst hatte auf Rom selbst einen Anschlag gemacht. Der heil. Stuhl schickte eilfertig nach Constantinopel um Beystand; allein das östliche Reich war zu viel geschwächt, und zu übel verwaltet, um Italien retten zu können. Man speisete die Abgesandten mit schönen Worten ab, und das war alles. Rom wurde von seinen Oberherren verlassen, nicht aber von seinen Bischöfen. Diese wandten sich zu den französischen Fürsten. Pipin, dem die Päbste die Hand so treulich gereichet, um auf den Thron zu kommen, reichte ihnen seiner Seits die Hand wieder. Er geht an der Spitze eines Heeres in Italien, schlägt die Longobarden, und zwingt Astolphen, der römischen Kirche das Exarchat von Ravenna samt etlichen andern Landschaften abzutreten. Der longobardische König versprach alles, was man wollte: da er sich aber hernach nicht entschliesen konnte, so viel an die Päpste abzugeben; ergriff er die Waffen wieder, sobald die Franzosen wieder über dem Gebirge waren. Pipins Macht brachte ihn bald zur Reue über seinen Meyneid. Die Longobarden wurden nochmals auf allen Seiten geschlagen, und von ihren bästen Plätzen verjaget, worauf sich Astolph

(z) Livres.

gezwungen sah, die Bedingnisse, welche ihm der französische König gesetzt hatte, treulich zu erfüllen.

Da unterdessen die Griechen sahen, daß die Longobarder aus dem Exarchate verjaget waren; glaubten sie eine gute Gelegenheit zu haben, dasselbe wieder an sich zu bringen. Sie schickten eine öffentliche Gesandtschaft an Pipinen, und liesen es als eine Provinz ihres Reiches zurückfodern. Als Pipin ihren weitläufigen Vortrag angehöret hatte; antwortete er ihnen ganz kurz, er hätte den Griechen nichts abgenommen, sondern hätte von den Longobardern Städte erobert, womit da er das Recht hätte nach Belieben zu schalten; so hätte er sie dem heil. Peter verehret, gleichwie er sie demselben noch einmal wirklich verehrete. Mit dieser Antwort mußten die Griechen abziehen; und nachdem Pipin alle Artikel des Friedens hatte vollstrecken lassen, trat er die Rückreise nach seinem Königreiche an.

Nach Pipins Tode machte Desiderius, der letzte König der Longobarder, einen neuen Versuch, dasjenige in Besitz zu nehmen, was seine Vorfahrer abzutreten gezwungen waren. Allein er war noch unglücklicher als sie. Er fand an Karl dem grosen einen noch fürchterlichern Helden, als Astolph an Pipinen gefunden hatte. Nach einem kurzen, aber hitzigen Kriege, verlor Desiderius alle seine Staate, und wurde nach Frankreiche in eine Abtey geschickt, wo er seine Lebenstage beschlossen. Karl bemächtigte sich seines Königreiches; nahm den Titel eines Königs der Franzosen und Longobarder an, und lies die Päpste bey ruhigem Genusse dessen, was ihnen sein Vater geschenket hatte.

Etliche Jahre darauf, nämlich im Jahre 801, lies ihn Papst Leo III von den Römern zum Kaiser ausrufen, und krönte ihn in dieser Würde. Das Volk leistete dem neuen Kaiser den Eid der Treue, und er begnügte sich mit den Rechten der Oberherrlichkeit. Die Sachen blieben in diesem Stande bis auf Karl den kahlen, einen Enkel Karl des grosen. Dieser überlies Papst Johann dem VIII alle Rechte, welche die Kaiser in Rom hatten, wie uns die zeitgenossenen Geschichtschreiber bewähren. Das ist dasjenige, was die zuverlässigsten und sichersten Urkunden vom Ursprunge der päpstlichen Macht melden.

XIII Hauptstück.

Von dem Photius und der griechischen Kirchenspaltung.

Der Herr von Voltaire setzet sich in seinem ein und zwanzigsten Hauptstücke vor, uns von den Veränderungen der Christen in ihren Glaubenslehren, und von dem Vorzuge der constantinopolitanischen Kirche über die römische zu unterrichten. Herr Bosuet hatte den Protestanten wohl erwiesen, daß sie in ihren Glaubensbekänntnissen viel geändert hätten, und daß diese Abänderungen eine Probe seyn, daß sie die Wahrheit nicht auf ihrer Seite hätten. Der Herr von Voltaire unterwindet sich dieselben zu trösten, indem er ihnen zu zeigen suchet, daß es in der katholischen Kirche eben sowohl, als in den protestantischen, Veränderungen gegeben habe. Der ganze Unterschied zwischen diesen beyden Schriftstellern besteht darin, daß der eine die Wahrheit dessen, was er den Protestanten vorträgt, beweist, der andere aber die Falschheit der Urkunden,

deren er sich wider die Katholischen bedienet, nicht zu merken scheint. Ehe wir uns hierin einlassen; wollen wir etliche Anmerkungen über die Lobeserhebung machen, womit er den **Photius**, ersten Urheber der klägslichen Kirchenspaltung der Griechen, beehret.

„ **Photius**, sagt er, war ein Mann von hoher „ Geburt, von groser Fähigkeit, und von einer all„ gemeinen Wissenschaft. Wer nun immer redlich „ ist, der wird bekennen, daß derselbe nicht allein „ das gröste Kirchenlicht, sondern auch ein groser „ Bischof gewesen sey. Als **Basilius**, Kaiser **Mi„ chels** Meuchelmörder, in der Sophienkirche er„ schien; verhielt er sich wie der heil. **Ambrosius**: „ **du bist unwürdig**, sagt er ihm mit lauter Stim„ me, **dich den heiligen Geheimnissen zu nähern**, „ **du**, dessen **Hände von dem Blute deines Gut„ thäters noch triefen!** **Photius** fand am **Basilius** „ keinen **Theodos**. Dieser Tyrann that, um sich zu „ rächen, eine gerechte Sache. Er setzte **Ignazen** „ in den patriarchalischen Stuhl wieder ein, und ver„ jagte den **Photius**. Dieser Patriarch, der in sei„ nem Leben mehr Unglück als Ruhm gehabt, ward „ durch listige Hofstreiche abgesetzt, und starb arm„ selig. „

Es ist Niemand, der nicht gesteht, daß der berühmte **Photius** einer der gelehrtesten Männer, der gescheidesten Köpfe, und der vornehmsten Schriftsteller, die wir kennen, gewesen sey. Seine Werke geben hiervon eine untrügliche Probe. Allein die Historie belehrt uns auch, daß er einer der gottlosesten Menschen gewesen, die die Erde jemals getragen. Niemals ist ein frecherer Betrüger, oder ein geschickterer und listigerer Verführer gesehen worden. Die lasterhaftesten Verfälschungen und abscheulichsten Verleum-

dungen

dungen hatte er im Griffe. Die Religion schien für ihn allein darum gemacht zu seyn, damit sie ihm zur Ausführung seiner ehrgeizigen Absichten dienete: und ob er schon äuserlich Ehrfurcht gegen dieselbe bezeigte; trieb er doch im Grunde des Herzens sein Gespött damit. Darum als Kaiser Michel der III eines Tages den Photius samt dem lasterhaften Bardas, der Reichsfolger war, an seinem Tische hatte; warf er seine Augen auf einen Hofnarren, Namens Theophil, der zugegen war, und sagte in Scherze: Theophil ist mein Patriarch, Photius ist der Patriarch des Bardas, und Ignaz ist der Christen ihrer (a). Solche Meynung hatte Michel vom Photius!

Der Herr von Voltaire will haben, wir sollen den Photius nicht allein als das gröste Kirchenlicht, sondern auch als einen grosen Bischof betrachten. Er vergleicht ihn mit dem heil. Ambrosius. Allein man kann das Stück, welches er zur Bestätigung seiner Vergleichung beybringt, ohne Vermessenheit als falsch ansehen, erstlich weil kein zeitgenossener Schriftsteller davon Meldung thut. Zweitens, weil es der einzige Zonaras anführet; dieser Zonaras aber, welcher vierhundert Jahre nachher gelebet, war einer der hartnäckigsten Kirchenspalter. Drittens, weil Photius beständig aus der Zahl der Hofleute gewesen, die dem Kaiser Basilius am Meisten schmäuchelten. Er verfaßte sogar einen falschen Geschlechtsregister für diesen Prinzen, worin er ihn von den alten Arsaciden herleitet. Viertens, weil er die Laster und Ausschweifungen Kaiser Michels, Vorfahrers des Basilius, immer gedultet, und einigermaasen gebilliget hat (b).

Wir

(a) Hist. byzant. (b) Nicetas in Vit. s. Ignat.

Wir haben beyneben zu merken, daß Voltaire in der Vorstellung des Photius, wo er den Basilius an der Kirchenthüre aufhält, demselben kräftige und nachdrückliche Worte auf die Zunge lege, welche er mit besondrer Schrift ausdrückt, eben als wenn er sie aus einem bewährten Geschichtschreiber ausgezogen hätte. Es ist Voltaires eigene Sprache. Zonaras saget weiter nichts, als daß Photius dem Basilius den Eingang in die Sophienkirche verwehret habe, mit Vermelden, er sey an einem Todschlage schuldig (c). Allein der Herr von Voltaire schmückt jene Thaten allezeit aus, welche den Kirchenspaltern, den Heyden, den Protestanten zum Vortheile gereichen. Für die Katholiken pflegt er sich niemals auf diese Art zu versehen.

Er beschliest seine Rede vom Photius mit den Worten, daß derselbe durch listige Hofstreiche abgesetzet, und armselig gestorben sey. Die Historie sagt uns (d), daß Kaiser Leo, der Philosoph zubenamset, sobald er auf den Reichsthron gelanget, Hand angelegt habe, die Spaltung, welche die griechische und römische Kirche anfieng zu trennen, aufzuheben. Er betrachtete den Photius als die gröste Hinderniß an der Vereinigung beyder Kirchen. Er wußte um den mehrsten Theil seiner Laster, wovon er beynahe selbst ein Opfer geworden wäre. Er schrieb dem Papste, und richtete mit ihm alles ein, was die griechische Kirche betraf. Er verwies den Photius in ein Kloster, wo er sein Leben geendiget hat. Sehet, das ist die Ursache, warum man saget, daß er armselig gestorben sey. Die Strafe war nach so abscheulichen Lastern wohl gering. Lasset uns jetzt untersuchen, worin die

Aende-

(c) Zonar. Ann. L. 16. (d) Curopalat, Cedren.

Aenderungen der Glaubenslehren bestanden, welche man der Kirche vorwirft.

Nachdem Voltaire einen falschen Brief von Papst Johann dem VIII an den Photius angeführet, worin der Papst den Ausspruch thut, daß der heil. Geist vom Vater und Sohne nicht hervorgehe; drückt er sich folgendergestalt aus: „ So ist es denn klar, daß die „ damalige Meynung der römischen und griechischen „ Kirche von der heutigen unterschieden gewesen. Es „ geschah hernach, daß Rom die Hervorgehung vom „ Vater und Sohne annahm. Die Griechen in der „ zweyten Kirchenversammlung von Lyon sangen mit „ der Kirchenversammlung auf Latein: qui ex Patre „ Filioque procedit. Allein die griechische Kirche „ kehrte zu ihrer Meynung zurück, welche sie in ihrer „ hinfälligen Vereinigung unter Eugen dem IV noch „ einmal zu verlassen schien. Das sind ja Aende„ rungen in einem Hauptpunkte. „

Wohl ein groses, aber vergebliches Geschrey, indem alle Geschichtkündige erweisen, daß der Brief, worauf sich Voltaire steifet, unterschoben sey. Höret die Gründe, woraus sie dieses darthun. Erstens war die Hervorgehung des heil. Geistes vom Vater und Sohne, der Glauben von ganz Westen. Man sang in allen Kirchen Spaniens, Frankreichs und Deutschlandes bey der Messe diese Worte: qui ex Patre Filioque procedit. Alle diese Kirchen waren in der Gemeinschaft mit der römischen Kirche. Die römische Kirche sah dieselben als katholisch an. So ist es denn falsch, daß das Haupt dieser Kirche damals geschrieben habe: wir halten es für eine Gotteslästerung zu sagen, daß der heil. Geist vom Vater und Sohne hervorgehe; und die, welche diese Lehre halten, achten wir für Ketzer. Denn das

ist

ist der Sinn dessen, was Johann der VIII soll gesagt haben.

Zweytens machte Johann Diakon von Rom um dieselbige Zeit eine Sammlung der Werke des heil. Gregors, worin diese Lehre sehr deutlich vorgetragen und erkläret wird (e). Er überreichte sie Papst Johann dem VIII, und warnete ihn wegen der Treulosigkeit der Griechen, welche bey Uebersetzung der Werke dieses Heiligen in ihre Sprache, alles darin unterdrücket hatten, was die Lehre von der Hervorgehung des heil. Geistes betrifft. Hätte dieser Verfasser ihnen das als ein Laster ausgedeutet, wenn man zu Rom geglaubt hätte, daß der heil. Geist vom Vater und Sohne nicht hervorgienge?

Drittens ist Photius überzeuget worden, daß er manche Briefe dieses Papstes, theils durch Auslassung, theils durch Zusätze, verfälschet habe. Er ist überzeuget worden, daß er falsche Briefe so wohl des heil. Patriarchen Ignazens an den Papst Nikolaus den I, als dieses Papstes an den Kaiser Michel, unterschoben habe (f). Er hatte einen verschrieenen Bösewicht an der Hand, Namens Theodor Santabarenus, nachmaligen Erzbischof von Euchait, welcher ihm in seinen Betrügereyen treuliche Dienste geleistet, und hernach gleich demselben abgesetzet worden. Konnte es nicht leicht geschehen, daß von so vielen Lastern der Verfälschung angesteckte Menschen auch den Brief, von dem die Rede ist, verfälscheten oder unterschöben?

So viel merken scharfsinnige Geschichtkenner von diesem angegebenen Briefe an. Das ist das Mittel, ver-

(e) Notæ ad Epist. Joan. VIII. (f) Nicet. in Vit. s. Jgnat.

verwägene Entscheidung zu meiden, und die Wahrheit zu finden. Der Herr von Voltaire hätte viel weiser gehandelt, wenn er sich auf gleiche Weise betragen hätte. Er hätte alsdann die vermeintlichen Aenderungen, welche er der katholischen Kirche vorwirft, nicht angetroffen.

„ Die griechische Kirche, sagt er hierauf, ver-
„ achtete die römische. Zu Constantinopel blüheten
„ die Wissenschaften; zu Rom aber gerieth alles in
„ den Abgang. Die Griechen ersetzten den Vorzug
„ gar wohl, den die Römer über sie gehabt hatten.
„ Sie nannten den heil. Gregorius den grosen schlecht-
„ weg Gregorius den gesprächigen, weil seine Ge-
„ spräche in der That einen zu einfältigen Kopf zeigeten.
„ Sie behaupteten, daß die römische Kirche der grie-
„ chischen alles zu verdanken hätte. Sie betrachteten
„ die Lateiner als unwissende, und von ihren Meistern
„ abgefallene Schüler. „

Niemals sind die Griechen bey aller ihrer Wohlredenheit so übel mit der römischen Kirche verfahren, als es Voltaire thut. Wir müssen zween Stände der griechischen Kirche unterscheiden. Zu Chrysostoms Zeiten, und da ganz Morgenland dem Reiche unterworfen war, verachtete die griechische Kirche die römische wohl nicht. Dies erhellet aus der Ehrfurcht, welche ihr die Patriarchen und Kaiser erwiesen; aus der Würde der Vorsitzer, welche die römischen Gesandten in den allgemeinen Kirchenversammlungen, die im östlichen Reiche selbst gehalten worden, bekleidet haben; aus der Zuflucht, welche die Morgenländer in den wichtigsten Angelegenheiten zum römischen Papste genommen. Auch nach ihrem Falle verachtete die griechische Kirche die römische nicht. Allein wegen des Ansehens, das die ganze christliche Welt ver-

ehre-

ehrete, wurde sie hernach eifersüchtig, und eine unversöhnliche Feindinn der Standhaftigkeit, womit die römische Kirche alle Irrthümer der Griechen verdammete.

In eben dem neunten Jahrhunderte, wo nach Voltaires Aussage zu Rom alles in den Abgang gerieth, gab es blühende hohe Schulen in Italien. Rom konnte Päpste aufweisen, welche als die bästen Köpfe ihres Jahrhunderts konnten angesehen werden; einen Leo den IV: einen Nikolaus den I: einen Adrian den II. Leo errettete durch seine Geschicklichkeit Rom samt einem Theile Italiens von dem Einbruche der Muselmänner. Nikolaus, der grose zugenannt, vertrieb den eingedrungenen Photius vom patriarchalischen Throne, und setzte den heil. Ignaz wieder ein, brachte auch die Kirchengesätze bey den Fürsten und mächtigsten Bischöfen in Ansehen. Unter seinem Nachfolger Adrian dem II merkte man nicht, daß der heil. Stuhl einen andern Besitzer bekommen hatte. So sahen damals die Häupter der römischen Kirche aus (g)!

Was den heil. Gregor anbelangt; machten freylich etliche abtrinnige Griechen wenig Wesens aus ihm: im Gegentheile aber betrachtete ihn das ganze Reich, zur Zeit seines blühendesten Zustandes, mit Ehrerbiethung und Verwunderung. Das Urtheil dieser Griechen, welche ganz Morgenland beherrscheten, gilt ein wenig mehr, als jener Griechen ihres, die unter den Saracenen schon halb verwildet waren.

XIV

(g) Hist. des Papes par Duchêne.

XIV Hauptstück.

Von Spanien im achten Jahrhunderte.

Das achte Jahrhundert war vieleicht für Spanien das unglückseligste, wegen des Einfalles der Saracenen, welche es in Zeit von dreyen Jahren unters Joch gebracht haben. Allein diese Zeit war für dasselbe zugleich die glorreichste, wegen der beglückten Unterwindungen, sich in die vorige Freyheit zu setzen. Der Herr von Voltaire scheint von dieser berühmten Staatsänderung allein darum zu handeln, damit er seine Helden, die Mahometaner, mit allen erdenklichen Lobsprüchen erhebe, und das allerschärfeste Gift wider die Christen ausspeye. Es ist wahr, daß er darum genöthiget ist den sichersten, erleuchtersten und ansehnlichsten Geschichtschreibern zu widersprechen. Unseres Orts wollen wir sogleich eine kurze Beschreibung dieser Staatsänderung mittheilen; und nachdem werden wir bemerken, wie verdreht der Herr von Voltaire dieselbe vorstellet.

Graf Julian, Statthalter im spanischen Afrika, wurde über die Schande, welche König Roderich seiner Tochter zugefüget, aufgebracht, und suchte deßwegen eine meisterliche Rache zu nehmen. Er unternahm, die Araber in Spanien zu führen, und diesen viehischen und unverschämten Fürsten vom Throne zu stürzen. Diesen Streich führte er nur zu glücklich aus. Roderich verlor bald das Leben, Spanien seine Freyheit, und Graf Julian gieng darauf selbst mit seinem ganzen Hause armseliger Weise zu Grunde.

Democh haben sich etliche spanische Herren, welche dem Schwerte der Muselmänner entgangen, unter Anführung des **Pelagius**, eines Anverwandten des Königs, in das Gebirg von Asturien zurückgezogen. Sie verschanzten sich daselbst sorgfältig, und wurden hierauf die Hoffnung und Zuflucht der Nation. **Pelagius** an der Spitze der Asturier und seiner tapfern Flüchtlinge, that den Arabern, welche ihm in den Gebirgen niemals ankommen konnten, lange Zeit Einhalt. Er fiel sogar aus denselben öfters aus, schlug sie, machte sich bey ihnen schreckbar, und legte den Grund zur neuen spanischen Monarchie. Viele seiner Nachfolger setzten sich seine Tapferkeit zum Beyspiele vor, und waren in ihren Unternehmungen noch glücklicher. In Zeit von hundert Jahren eroberten die Asturier Biscayen, Gallicien, Altcastilien, und einen Theil von Portugalle. Die neue Monarchie ward immer schreckbarer und mächtiger. Endlich kam sie so weit, daß sie die mahometanische Macht in ganz Spanien völlig über den Haufen warf. So lauten die Nachrichten aller spanischen Geschichtschreiber einhällig; wovon aber der Herr von **Voltaire** in seinen Erzählungen erschrecklich weit abgeht.

Er will gleich anfänglich, daß man den Unwillen Graf **Julians**, welcher, die Ehre seiner Tochter **Florinda** zu rächen, die Araber in Spanien gelocket hat, für eine fabelhafte Heldengeschichte ansehen. Er sucht den vermeinten Schimpf der unglückseligen **Florinda** für eine eben so ungewisse Begebenheit, als jene der römischen **Lucretia**, auszugeben. „ Es „ scheint, sagt er, man habe, um die Afrikaner her„ beyzulocken, den Vorwandt einer Nothzüchtigung, „ welche eben so schwer ist zu erweisen als zu bewerk„ stelligen, nicht nöthig gehabt. **Opas**, Erzbischof „ von Sevilla, welcher das vornehmste Werkzeug

„ dies

„ dieser Staatsänderung gewesen, hatte weit hörere
„ Vortheile, als die Ehre einer Jungfrau, zu besor-
„ gen. Graf Julian, ein Tochtermann des Witiza,
„ welcher von Roderichen vom Throne gestosen und
„ ermordet worden, fand in dieser einzigen Bündniß
„ Grund genug, sich wider den Tyrannen zu em-
„ pören. „

Man müßte eben so kühn seyn als der Herr von Voltaire, um sich zu unterstehen, alle alte Geschichtschreiber zu Lügner zu machen, und eine von ihnen einhällig bewährte Geschichte unter die Fabeln zu zählen. Selbst Ferreras, der schwache Mitbuhler des Mariana, erzählt die Sache gleich den übrigen allen (h). Ja, was noch mehr ist, er weist, daß sie eben so wohl durch die arabischen Schriftsteller, als durch die Christen bezeuget sey. Voltaire selber setzet zwey Blätter weiter unten, die Wahrheit dieser Begebenheit, die er jetzt umzustosen suchet, voraus.

Er bemühet sich vergebens zu erweisen, daß stärkere Bewegursachen, als die Ehre einer Jungfrau zu rächen, hätten da seyn müssen, um die Muselmänner zum Einbruche in Spanien zu bereden. Denn sind nicht eben so grose Staatsänderungen, als diese ist, aus noch geringern Ursachen entstanden? Spielte nicht der berühmte Narses den Barbarn Italien in die Hände, um sich wegen einem bissigen Worte, das ihm die Kaiserinn zugeschrieben, zu rächen? Rief nicht Graf Bonifaz die Wandaln in Afrika, weil man ihn bey der Placidia, der Tochter des Honorius, in etlichen Stücken eingehauen hatte? Ueberzogen nicht Clodowigs Enkel Spanien mit Feuer und Schwerte, um ihre Schwester Clotilde zu rächen, welche vom

(h) Ferrer. Hist. Hisp. 4. Part. P. 423.

Könige ihrem Gemahle übel gehalten worden? Hätte nicht auch ein Vater wegen seiner einzigen, innigst geliebten, und so viehisch verunehrten Tochter, zu dergleichen Ausschweifungen schreiten können? Auf den Erzbischof Opas zu kommen; hat denselben keiner der spanischen Schriftsteller zum Urheber dieser Staatsänderung gemacht. Allein Voltaire und die neuern Philosophen halten dafür, man könne sich nicht Mühe genug geben, die Diener der Kirche verhaßt zu machen.

Er setzet hierauf die vorgegebene königliche Würde des Pelagius ebenfalls in die Zahl der Fabeln. „Ich „ weis nicht, sagt er, wie man diesem Gothen, des„ sen Königreich allein darin bestund, daß er nicht ge„ fangen gewesen, den königlichen Titel habe beylegen „ können. Sollten wohl die Mahometaner, welche „ im Jahre 734 die Hälfte Frankreichs unters Joch „ gebracht haben, dieses Königreich der Asturier hin„ ter den pyrenäischen Gebirgen haben stehen lassen? „ Sollte nicht Karl dieses Königreich durch seine „ Waffen viel eher unterstützet, als sich mit Maho„ metanern verbunden haben? „

Der Herr von Voltaire fodert, daß man sich mehr auf sein Wort, als auf das Zeugniß der alten Geschichtschreiber verlassen solle. Sein Begehren ist zu stark, und die Gründe, worauf er bauet, sind zu schwach, als daß man seinem Ansehen Raum gebe. Die Asturier bewohnten ein Land, welches mit aneinander hangenden Bergen, wo man sehr leicht hinunter kommen, aber überausschwer eindringen konnte, umschlossen war. Das ist dasjenige Land, welches die alten Cantabrier bewohnten, die von den Römern nicht eher völlig konnten bemeistert werden, als ungefähr zweyhundert Jahre nach Spaniens gänzlicher Erobe-

rung. Ist es daher wunderlich, daß die Mahometaner auf das gothische Gallien, welches leicht einzunehmen war, losgegangen seyn, und die Felsen und Berge der Asturier haben liegen lassen? Ist es wunderlich, daß sie ihre immer sehr blütige und vergebliche Unterwindungen nicht fortgesezet haben, um ein Land zu bezwingen, dessen Eroberung ihre dahin angewendete Mühe nicht belohnet hätte?

Die Schlußrede, welche man über das Betragen Karl des grosen anstellet, ist nicht mehr werth, als die vorhergehende. Ein saracenischer Statthalter empöret sich wider seinen Fürsten, und will sich dem Könige in Frankreiche als ein Lehenträger unterwerfen. Karl der grose nimmt diese Huldigung an. „ Wäre nun ein christliches Königreich in Spanien „ gewesen, fragt Voltaire, hätte nicht Karl dieses „ Königreich durch seine Waffen viel eher unterstützet, „ als sich mit Mahometanern verbunden? „ Allein leistete Karl den Christen keine gute Dienste, da er die Mahometaner schwächte und trennete? Und haben sich die Christen dieses nicht zu Nutze gemachet, da sie hierauf ihre Eroberungen erweiterten? Wo will den die Schlußrede des Herrn von Voltaire hinaus.

Eins verdient hier angemerkt zu werden. Er sagt, daß von Karl Martels Zeiten her die Christen angefangen haben ihren Ueberwindern die Spitze zu biethen. Zwanzig Zeilen danach behauptet er, unter Karl dem grosen, einem Enkel Karl Martels, sey kein christlicher Staat in Spanien gewesen. Das ist eine Art eines Widerspruches. Allein man muß sich nicht darüber befremden. Der Widerspruch ist fast eine unvermeidliche Klippe für die, welche die Wahrheit nicht auf ihrer Seite haben.

Hiernächst gehen alle Sorgen des Herrn von Voltaire dahin, daß er den Ruhm der nächsten Nachfolger des Pelagius verdunkele. Unter diesen Nachfolgern findt man einen Alphons den II, den keuschen zugenannt. Man hat ihm diesen Namen angehenkt, weil er sein Leben in der Keuschheit zugebracht, und die Christen der schändlichen Schatzung von hundert Jungfrauen, welche sie jährlich in das Weiberhaus zu Cordua zu liefern verbunden waren, entlediget hat. Der uneheliche Mauregat, welcher, mit Beyhülfe der Araber den asturischen Thron bestürmte, hat den Christen diese Schatzung auf den Hals geladen. Alles, was Voltaire von diesem Alphonsen saget, ist, daß er ein arglistiger und grausamer Fürst gewesen: er bewähret aber seinen Satz nicht mit dem geringsten Grunde. Die alten spanische Geschichtschreiber haben ihm auch keinen an die Hand gegeben.

Unter den Nachfolgern des Pelagius findt sich auch ein Alphons der III, mit dem Zunamen der grose (i). Dieser Fürst hatte während vierzig Jahren die Waffen schier immer in den Händen. Er lieferte keine Schlacht, die er nicht gewann. Er erweiterte sein Königreich von dem Theile des pyrenäischen Gebirges, welcher ans Meer stöst, bis in Portugall. Er bauete oder ergänzte die Mauern sehr vieler Städte. Er lies viele herrliche Gotteshäuser aufrichten. Er gewann die Ehrfurcht, Hochachtung und Bewunderung seiner eigenen Feinde. Welche Lobreden hätte der Herr von Voltaire diesem Fürsten nicht gehalten, wenn er ein Muselmann gewesen wäre!

Alphonsens Brüder machten gleich Anfangs seiner Regierung einen Aufstand wider ihn, und wollten

(i) Ferrer. 5. Part. Sec. IX.

ten ihm ans Leben. In seinen alten Tagen ergriff sein Sohn, dem die Zeit zu lang ward, ehe er an die Regierung kam, die Waffen, um ihm die Krone zu rauben. Alphons überwindt seine Brüder, schenkt ihnen das Leben, läßt ihnen aber die Augen ausstechen. Er schlug auch allenthalben die Kriegsschaaren seines Sohnes: weil er aber schon achtzig Jahre auf dem Halse hatte; wollte er lieber seine Krone abgeben, als dieselbe mit Blutvergiesung seiner Unterthanen behaupten. Er starb kurz darauf mit den allerschönsten Regungen der Andacht und Religion.

Höret nun, wie Voltaire von diesem Prinzen redet. „Ich muß mich immer verwundern, wann ich „ betrachte, wie verschwenderisch die Geschichtschreiber den Königen Titel austheilen. Dieser Alphons, „ den sie den grosen nennen, lies seinen vier Brüdern die Augen ausstechen. Sein Leben ist nichts „ als ein Zusammenhang von Grausamkeiten und „ Treulosigkeiten. Das Ende davon war, daß seine „ Unterthanen sich wider ihn empörten; und er ward „ gezwungen, sein kleines Königreich seinem Sohne „ gegen das Jahr 910 zu übergeben. „

Es ist zu merken, daß Alphons des III Staate Asturien, Biscayen, Gallicien und ein Stück von Portugalle begriffen haben. Voltaire heist dieses spottweise ein kleines Königreich. Es wundert ihn, daß man Alphonsen den Namen gros beygeleget; allein muß man sich nicht noch mehr verwundern, daß er ihm denselben weigert, da er doch eben diesen Titel bey so vielen Barbarn verschwendet, die sich blos dadurch bekannt gemacht, weil sie einen Theil des Erdbodens verwüstet, oder den Christen viel Uebels zugefüget haben, wie ein Cosroes, ein Mahomet der II? Giebt denn der Namen eines Christenverfolgers oder

eines Heyden ein Recht zu diesem Titel; oder ist der Namen eines Christen schon hinlänglich, einen davon auszuschliesen?

Nachdem er die Christen solchergestestalt mishandelt und gelästert, beschliest er sein Hauptstück mit den prächtigsten Lobeserhebungen der Mahometaner: man findt aber darin schier eben so viel Irrthümer als Worte: Werfe ich die Augen, sagt er, auf ihre Re„ ligion; so sehe ich, daß sie in ganz Indien, und „ auf den östlichen Küsten von Afrika blühet. Be„ trachte ich ihre Eroberungen; so erblicke ich sogleich „ den Calife Aaron Raschild, welcher der Kaiserinn „ Irene eine jährliche Schatzung von siebenzig tau„ send Goldgulden auferleget hat. Ich sehe die Mu„ selmänner im neunten Jahrhunderte Rom und Con„ stantinopel zugleich in Schrecken setzen; Persien, „ Syrien, Arabien, alle Küsten von Afrika, und „ drey Viertel von Spanien unters Joch bringen. „ Allein diese Eroberer lebten in keiner Einigkeit, wie „ die Römer, welche, da sie schier eben so weit, als „ diese, ausgebreitet waren, nur ein Volk aus„ machten. „

Ich habe gesagt, daß in dieser Beschreibung der muselmännischen Grösе schier eben so viel Irrthümer als Worte zu finden seyn. Dem zufolge merket, daß es ein Irrthum sey, wenn man saget, daß das Mahometenthum in ganz Indien blühe. Alle Gemeinden der europäischen Handelsleute in Indien, alle Nachrichten der Reisenden und Glaubensprediger bezeugen das Gegentheil. Voltaire selbst sagt im hundert und zwanzigsten Hauptstücke derselbigen Historie das Widerspiel. Er hatte vermuthlich damals vergessen, daß er hier eine Lobrede von der mahometanischen Religion gemacht habe.

Es ist ein Irrthum, daß Aaron Raschild der Kaiserinn Irene eine Schatzung von siebenzig tausend Goldgulden auferlegt habe. Die Griechen wurden erst im Jahre 804 mit dieser Schatzung beschwert, und Irene war schon im Jahre 802 gestorben (h).

Er hat dem Ansehen nach diese unrühmliche Vorfallenheit dieser Kaiserinn zuschieben wollen, weil sie die Ketzerey der Bilderstürmer getilget hat.

Es ist ein Irrthum, daß die Römer schier eben so weit ausgebreitet waren, als die Muselmänner im neunten Jahrhunderte. Niemals erreichten die muselmännischen Eroberungen den Umfang der römischen. Es ist wahr, daß die Muselmänner Persien, einen sehr geringen Theil Indiens, und etliche Küsten des östlichen Afrika inne hatten, so die Römer nicht besessen haben; allein die Römer hatten ganz Griechenland, Italien, Gallien, den nördlichen Theil Spaniens, Aengelland, ein Stück von Deutschlande samt Pannonien gehabt, wo die Muselmänner im neunten Jahrhunderte nicht hingeschmäckt hatten. Der Herr von Voltaire hatte die Landkarten nicht betrachtet, als er diese herrliche Schilderung der Grose der Mahometaner verfertigte.

Es ist ein Irrthum, daß Aaron Raschild (i), ein Zeitgenoß Karl des grosen, seine Bothmäsigkeit bis in Spanien und Indien ausgedehnet habe. Raschild hat erst im Jahre 784 den Tyron bestiegen; und Spanien hatte seit dem Jahre 758 unabhängige Califen. Voltaire gesteht dieses im achtzehnten Hauptstücke ein; allein eben dadurch widerspricht er sich. Doch, das widerfährt ihm oft.

(h) Theophan. Chronograph. (i) C. 4.

Es ist ein Irrthum, daß die Herrschaft der Calisen 655 Jahre gewähret habe: daß sie in Religionssachen sowohl, als in der Regierung unumschränket gewesen: daß alle geistliche und weltliche Gewalt in ihren Händen gestanden habe (*). Die Macht der Califen hat erst gegen die Hälfte des siebenten Jahrhunderts ihren Anfang genommen, und war ungefähr zweyhundert fünfzig Jahre hernach von den Türken so viel als getilget, wie Voltaire selbst gesteht (m). Hernach hatte ein Calife nicht mehr zu sagen, als heute zu Tage der Muffti zu Constantinopel.

XV Hauptstück.

Von etlichen unter dem neunten Jahrhunderte angeführten merklichen Begebenheiten.

Wir werden dem Herrn von Voltaire nicht in allen Stücken nachgehen, die er von dem Falle des kaiserlichen französischen Hauses, von den Zerrüttungen Deuschlandes, von den Plünderungen der Normänner auf den ängelländischen, französischen und spanischen Küsten erzählet. Seine Art diese Gegenstände vorzustellen, gleicht dem Blitze, der da bestürzet, verblendet, und hierauf nichts als Grauen, Finsterniß und Verwirrung hinterläßt. Man darf sich nicht schmäucheln die Sachen zu verstehen, wenn man sie blos aus den Beschreibungen, die Voltaire davon macht, erkennet. Vergebens sagt er uns durch den Mund seines Buchdruckers, daß er die Geschichten als ein Weltweiser abhandele, und als ein Maler aus-

(*) ibid. (m) C. 43.

ausziere (n). Der Pinsel des Malers zeiget viel Kühnheit, aber wenig Wahrheit; und man hat immer zu suchen, wo die Einsicht und Weisheit des Philosophen stecke. Wir werden uns demnach begnügen, ein Paar Anmerkungen über etliche Begebenheiten zu machen, wo der Philosoph und der Maler sich am Mehrsten zu vergessen scheinen.

Theodos ist allezeit angesehen worden als einer der grösten Prinzen, die das Reich verwaltet haben; als ein Prinz, dessen Tugenden, Eifer und heroische Eigenschaften der Religion den grösten Ruhm zuwege gebracht, und die nützlichsten und kräftigsten Dienste geleistet haben. Dieser Fürst begieng einen grausamen Fehler, als er das Blutbad zu Thessalonich zulies. Er hat denselben hernach auf eine so erbäuliche Art verbässert, daß man diese Verbässerung als eine der schönsten Thaten seines Lebens betrachten kann. Wir wollen die Begebenheiten in aller Kürze erzählen, damit man hiernächst die Verfälschungen, welche der Herr von Voltaire dabey einlaufen läßt, beurtheilen könne.

Als einer der berühmtesten Wagenführer, in den öffentlichen Spielen, sich eines abscheulichen Lasters schuldig gemacht; lies ihn der Befehlshaber der Kriegsleute in Macedonien in Verhaft nehmen (o). Etliche Tage darauf sollte allda, nach der Griechen Gebrauche, ein Rennen gehalten werden. Das thessalonische Volk fodert den Gefangenen inständig, weil man ihn im Wagenführen und Pferderennen für den geschicktesten hielt. Der Befehlshaber schlägt es rund ab, den Uebelthäter loszulassen. Das Volk läuft zusammen, greift zu den Waffen, eine Menge Kriegsleute wird getödet; und der Befehlsher, welcher die

Un-

(n) Avis des Edit. (o) Sozom. L. 7.

Unruhe hemmen wollte, kömmt selber auf der Stelle um. Sobald Theodos Nachricht von dieser Empörung bekommen; beschloß er die Aufrührer zur Strafe zu ziehen. Die Bischöfe, welche sich bey Hofe befanden, machten ihm so bewegliche Vorstellungen, daß er ihnen versprochen, den Uebelthätern die Strafe zu erlassen. Theodos war von einer lebhaften und hitzigen Gemüthsart; sobald aber die ersten Augenblicke vorbey waren, räumte die Lebhaftigkeit und das Feuer dieser Gemüthesart der angebohrnen Güte seines Herzens den Platz ein. Er hatte den Arianern grosmüthig verziehen, welche in einem Aufstande den bischöflichen Palast zu Constantinopel verbrennt hatten. Er hatte den Christen verziehen, welche eine jüdische Synagoge geplündert hatten. Er hatte den Einwohnern von Antiochien verziehen, welche sich erfrechet hatten, seine und der Kaiserinn Bildsäulen umzuwerfen, und zu zerdrümmern. Unterdessen machten ihm die Staatsverweser bey Gelegenheit der thessalonischen Empörung die Vorstellung, daß seine Gütigkeit zu den Lastern Anlaß gäbe, und legten ihm die Folgen seiner Fertigkeit zu verzeihen vor Augen. Theodos willigte auf diese Vorstellungen in die Bestrafung der Thessalonicher ein, worauf die Staatsverweser Kriegsleute hinschickten, welche das Volk von Thessalonich überfielen, und in weniger als dreyen Stunden ungefähr siebentausend Personen niedermachten.

Sobald der heil. Ambros dieses Blutbad vernommen; hielt er dem Kaiser die Abscheulichkeit seines Lasters in einem Sendschreiben vor. Er erklärte ihm, daß er ihn zum Genusse der heiligen Geheimnisse nicht mehr hinzulassen könnte, bis er eine öffentliche Buse über seine Missethat gethan hätte. Er hielt ihn an der Kirchenthüre öffentlich zurück, und verwehrte ihm den Eingang. Der Kaiser antwortete nur durch Ver-

demü-

demüthigung und Thränen, und unterwarf sich in allem, was der heil. Ambros ihm vorzuschreiben und aufzuerlegen für gut befunden. Auf diese Weise erzählen der heil. Paulin und Theodoret dieses berühmte Stück des theodosianischen Lebens. Davon redet aber der Herr von Voltaire folgendergestalt.

„ Theodos hatte fünfzehntausend Einwohner von
„ Thessalonich, nicht in einer Jähhitze des Zorns,
„ sondern nach einer langen Ueberlegung, umbringen
„ lassen. Dieses Laster, wenn es auf der rechten
„ Seite betrachtet worden wäre, hätte ihm die Rache
„ der Völker, welche ihn nicht erwählt hatten von
„ ihm erwürget zu werden, über den Hals ziehen
„ können. Der heil. Ambros machte es überaus
„ schön, daß er ihm den Eingang zur Kirche ver-
„ wehret: und Theodos that sehr weis dabey, daß
„ er sich, um den Haß des Reiches zu begütigen,
„ acht Monathe lang des Kirchenganges enthalten
„ hat. Wohl eine schwache und armselige Genug-
„ thuung für die erschrecklichste Lasterthat, womit
„ sich jemals ein Fürst besudelt hat! „

Theodosens auserbäuliche Buse schreibt der Herr von Voltaire einer Art der Staatsklugheit zu. Er sieht dabey keinen Trieb der Religion. Er vergrösert die Zahl der ermordeten Personen, indem er, anstatt acht, fünfzehntausend setzet. Er malet dies Verbrechen als die erschrecklichste Lasterthat ab, womit sich jemals ein Fürst besudelt habe. Die Lasterthaten der Neronen, der Tiberien, der Domitianen, welche unvergleichlich erschrecklicher und häßlicher sind, entschuldiget er. Allein Theodos war ein Christ.

Der Herr von Voltaire streicht in seinem siebenzehnten Hauptstücke König Alfreden, der gen das

Ende des neunten Jahrhunderts in Aengellande regieret hat, ungemein heraus; und dies ist ein billiges und wohlverdientes Lob. Alfred war in der That einer der grösten Fürsten, die Aengelland beherrschet haben. Allein der Herr von Voltaire schiebt folgende Anmerkung in seine Lobrede mit ein. Dieser Prinz „ hat „ kein Kloster bauen lassen. Er glaubte zweifels„ ohne, daß er seinem Vaterlande schlechte Dienste „ erwiese, wenn er sich diesen unzähligen Haushal„ tungen, welche ohne Vater und Kinder sind, und „ sich auf Unkösten der Nation verewigen, günstig „ erzeigete. Er wurde aber auch nicht unter die Zahl „ der Heiligen gesetzet. „

Was gewiß ist, ist dieses, daß der grose Alfred nicht so schön gedacht hat, als es Voltaire saget. Denn Asser, Bischof von Salisburg, der am Hofe dieses Fürsten gelebet, und seine Geschichte beschrieben hat, spricht uns von zweyen herrlichen Klöstern, welche dieser Prinz aufgebauet und über die Maasen bereichert hat. Er spricht ebenfalls von dem Eifer, welchen derselbe gezeiget, damit die klösterliche Zucht in dergleichen Häusern genau beobachtet würde. Daß er allso nicht unter die Zahl der Heiligen gesetzet worden, kam nicht daher, weil er keine Klöster gebauet hatte. Voltaire hat wohl nach seinem Sinne, nicht aber nach der Wahrheit gesprochen.

XVI Hauptstück.

Vom Papstthume im zehnten Jahrhunderte.

Zur Zeit, als die Nachkömmlinge Karl des grosen kaum noch etliche Städte in Frankreiche inne hatten: als in Deutschlande nur ein Schatten von dem Reiche, das dieser Fürst gestiftet hatte, übrig war: als die meisten Städte Italiens aus Begierde zur Freyheit sich zu Freystaaten zu machen trachteten, als Spanien unter die Christen und Muselmänner in kleine Staate zertheilet war; wurde auch Rom von den Schicksalen des Jahrhunderts getroffen.

Zwo Frauen, welche die Geburt und das Geld mächtig, der Verstand und die Ränke schreckbar machten, hatten allda aufeinander alles Ansehen. Diese Frauen waren Theodora, und Morozia Markgräfinn von Toscana. Sie setzten die Päpste nach ihrer Willkühr an und ab. Sie erhoben ihre Kinder, Verwandten, Freunde, und zuweilen auch wohl ihre Buhler auf den Stuhl des heil. Peters, und machten die grose Anzahl jener ärgerlichen Päpste, welche man im zehnten Jahrhunderte, bis zur Regierung der Ottonen, gesehen hat.

Dieser Geschichtbrocken ist nach dem Geschmacke des Herrn von Voltaire. Er vergißt nicht, alle diese Päpste anzuführen. Um aber die Schilderung rührender zu machen; verschweigt er entweder die brafen Päpste, die zuweilen dazwischen gekommen, oder er mishandelt jene auf gleiche Art, welche verdienten in Ehren gehalten zu werden.

Allso sagt er kein Wort von Benedict dem IV, welcher zu Anfange dieses zehnten Jahrhunderts, Roms Vergnügen und Auferbauung war; weder von Agapet dem II, der sich sowohl durch seine Heiligkeit als Weisheit alle Ehrfurcht zuwege brachte. Dieses war eben jener Agapet, welcher die Hartnäckigkeit der französischen Herren brach, die Ludwig den IV, übermeer zugenannt, für ihren Fürsten nicht erkennen wollten. Gregorius der VI, welcher so grossmüthig und so nachdrücklich am Frieden der Kirche gearbeitet, wird als ein Heiligthumskrämer verschrieen. Ein anderer Schriftsteller, als Voltaire, hätte seine Herzhaftigkeit und Gelassenheit gelobet. Leo der IX, welcher der Zahl der Heiligen einverleibet worden, wird für einen blutdürstigen Mann ausgerufen. Die Normänner verübten in dem Kirchenstaate Streifereyen und Verwüstungen. Leo, um ihnen Einhalt zu thun, suchet Hülfe beym Kaiser; Voltaire fraget, ob er für so viel Blutvergiesen Buse gethan. Es war schon Uebels genug von etlichen Päpsten des zehnten Jahrhunderts zu sagen; man brauchte kein Gift wider jene auszuspeyen, welche als Heilige verehret werden (p).

XVII Hauptstück.

Von der Religion und dem Aberglauben im zehnten und eilften Jahrhunderte.

Etliche Ketzer, welche damals in Frankreiche entstanden und gestrafet worden sind; Berengar Erzdiakon

(p) Duchêne Vie des Papes.

kon von Tours, welcher seine Irrthümer über das heil. Abendmahl ausgestreuet, und von vielen Kirchenversammlungen verdammet worden; ein deutscher Kaiser, der seine Gemahlinn, welche sich nicht aufgeführet, wie einer Kaiserinn zusteht, dem Angeben nach lebendig hat verbrennen lassen; sehet, das ist schier der ganze Inhalt des Hauptstückes, welches zur Ueberschrift hat: **von der Religion und dem Aberglauben im zehnten und eilften Jahrhunderte.** Alles, was man nach dem Herrn von Voltaire daraus schliessen soll, besteht darin, daß es damals grausame und blutdürstige Bischöfe, schwachsinnige Christen, erleuchtete und unschuldige Menschen, die man für Ketzer hielt, gegeben habe; und daß man schier nicht gewust, was man vom Abendmahle glauben sollte.

„ Zur Zeit König **Roberts**, sagt er, waren et„ liche Priester in Frankreiche, die man der Ketzerey „ halben angeklaget. Man nennte sie nur darum „ Manichäer, damit man ihnen einen verhaßten Na„ men machte. Man schrieb ihnen abscheuliche Laster „ und widernatürliche Meynungen zu, dergleichen „ man jenen immer zur Last legt, deren Glaubens„ lehren man nicht kennet.„ Er meldet hierauf die wider diese Ketzer geführten Klagen, und setzet hinzu: „ Das einzige, was gewiß ist, ist dieses, daß König „ Robert und seine Gemahlinn Constantia sich nach „ Orleans begeben, wo etliche Versammlungen von „ denen, welche man Manichäer nennte, gehalten „ wurden. Die Bischöfe liesen dreyzehn dieser Arm„ seligen verbrennen. „

Voltaire nimmt es für übel, daß man diesen Ketzern den Namen Manichäer angehenkt hat, und er saget, daß dies allein geschehen sey, um sie verhaßt zu machen. Allein er ist nicht mehr berechtiget, die„

selben zu entschuldigen, als die Katholischen zu verdammen. Diese Schwärmer sind überzeuget worden, daß sie in ihren Ausschweifungen, wie auch in vielen Stücken ihres Glaubens, mit den alten Manichäern übereinkämen; ist es denn wunderlich, daß man ihnen denselbigen Namen gegeben? Man lese nur Glaber Rudolphen, einen zeitgenossenen Geschichtschreiber, wo man die ausführliche Erklärung aller dieser Glaubenslehren, samt deren Widerlegung, antreffen wird.

Um die Geistlichkeit wegen Bestrafung dieser Ketzer verhaßt zu machen; sagt Voltaire ohne Scheu, die Bischöfe hätten dreyzehn dieser Armseligen verbrennen lassen. Es ist Schade, daß der zeitgenossene Geschichtschreiber, der selbsten der Orte gewesen, gerade das Widerspiel meldet. Der König, saget er (q), that sein Mögliches diesen Armseligen die Augen zu eröffnen, und sie durch Güte zurückzubringen. Er lies vor der Stadt ein groses Feuer anstecken, um sie durch diesen Anblick abzuschrecken. Er lies ihnen noch dazu hart anliegen, daß sie sich der Strafe entziehen sollten. Als er endlich ihre Halsstärrigkeit nicht biegen konnte; lies er dreyzehn der hartnäckigsten hinrichten. Man sieht, daß Glaber hier nicht die geringste Meldung von den Bischöfen thut.

Der Artikel von Berengaren ist sehr merkwürdig. Es erhellet daraus, daß der Herr von Voltaire in der katholischen Christenlehre sehr schlecht, in der calvinischen aber vortrefflich unterrichtet sey. „ Es zog „ sich einiges Gewölk, sagt er, über das Abendmahl „ auf. Die Frage, ob Brod und Wein in die „ zweyte Person der Dreyfaltigkeit, und folglich „ in Gott verwandelt werden: ob man diese

„ zwey-

(q) Glaber Lib 3. C. 8.

„ zweite Person allein durch den Glauben ißt
„ und trinkt, diese Frage ist den griechischen Chri-
„ sten, deren Einbildungskraft übrigens so lebhaft
„ war, nicht einmal in den Sinn gekommen. Man
„ begnügte sich auch zu den ersten christlichen Zeiten,
„ das Abendmahl des Abends zu halten, und dasselbe
„ bis zur Zeit, wovon ich rede, unter zweyerley Ge-
„ stalten zu empfangen, ohne einen gewissen und
„ bestimmten Begriff von diesem Geheimnisse zu
„ haben. Endlich lehrete Berengar, Erzdiakon von
„ Tours, gegen das Jahr 1050 schriftlich und auf
„ der Kanzel, daß der wahre Leib Jesu Christi unter
„ den Gestalten des Brods und Weines weder sey,
„ noch seyn könne. „

Der Herr von Voltaire stellet hier die Katholischen als schwachsinnige Leute vor, welche glauben, daß das Brod und der Wein im heil. Abendmahle in die zweyte Person der Dreyeinigkeit verwandelt werden. Solch eine Beschuldigung ist zu ungeschickt, den Katholischen einen Nachtheil zu verursachen. Sie ist Niemanden als ihrem Urheber nachtheilig. Die Katholischen haben niemals gelehret, daß das Brod und der Wein in die zweyte Person der Dreyeinigkeit verwandelt werden. Sie haben niemals gelehret, daß das Brod und der Wein Gott werden. Vernehmet ihren Glauben:

Sie glauben, daß das Brod und der Wein in den Leib und das Blut Jesu Christi verwandelt werden. Dieser Leib und dieses Blut sind dasjenige, was sie zur Zeit gewesen, als Jesus Christus auf Erden wanderte. Dieser Leib und dieses Blut waren damals mit der Seele Jesu Christi, und mit seiner Gottheit vereiniget: mithin sind sie es auch noch im heiligen Abendmahle. Diese Verwandlung bezieht sich also

auf den Leib Jesu Christi, und nicht auf seine Seele, noch auf die göttliche Person Jesu Christi. Schauet, das ist der Glauben der Katholischen! Die ganze Erklärung des Herrn von **Voltaire** könnte Jemanden auf die Gedanken bringen, daß er von diesem Glauben nichts wisse; unterdessen ist es sehr gewiß, daß er die katholische Glaubensunterweisung einmal gewußt habe, und daß es ihm an Gedächtniß nicht fehle.

Er scheint nicht bässer in den Geschichten, als in den Glaubenslehren unterrichtet zu seyn, indem er saget, man habe sich zu den ersten Zeiten des Christenthums begnüget, das Abendmahl des Abends zu halten, und dasselbe bis ins eilfte Jahrhundert unter zweyerley Gestalten zu empfangen. Er hätte von **Tertullianen** (r) lernen können, daß man das Nachtmahl nüchtern empfangen, und daß es demnach des Morgens gehalten worden, wenn nicht eine Ursache von einer auserordentlichen Nothwendigkeit vorhanden gewesen. Was die Empfangung des heil. Abendmahles unter zweyerley Gestalten betrifft; so war dieser Gebrauch in der Kirche niemals allgemein: er ist immer schwächer gewesen, als der Gebrauch der Communion unter einer einzigen Gestalt (s).

Das heist die ganze Kirche mit allem Fleise verleumden, wenn man vorgiebt, daß man bis ins eilfte Jahrhundert **keinen gewissen und bestimmten Begriff von diesem Geheimnisse gehabt habe.** Solch eine Frechheit verdienet nichts anders als Hohn und Verachtung. Die Lehre der Väter über diesen Punkt ist so klar, daß, als die Sacramentierer sie mit ihren Lehren nicht paaren konnten, sie dieselbe gänzlich verworfen

(r) Tertull. de Orat. (s) Mr. de Meaux, Avertiff. aux Protestans.

worfen haben. Diese Verwerfung der Sacramentierer ist die stärkste Probe, daß ihnen die Lehre der Väter zuwider laufe, und mithin daß es grundfalsch sey, daß man bis ins eilfte Jahrhundert keinen gewissen und bestimmten Begriff von diesem Geheimnisse gehabt habe. „ Die gemeinste Meynung, füget Voltaire „ hinzu, war jene zweifelsohne, daß man den wahren „ Leib Jesu Christi äse. Man stritt auch so gar darum, ob man ihn verdauete und wiedergäbe. „

Der Herr von Voltaire hätte wohl unterlassen können, ungebührliche Gedanken in ehrwürdige und heilige Sachen zu mischen. Der Katholik hat über diesen Punkt keinen Anstand. Er weis, daß der Leib Jesu Christi unter den Gestalten des Brodes zugegen sey. Diese Gestalten sind der Auflösung unterworfen, gleichwie sich die Nahrung auflöset. Sobald nun die Gestalten aufgelöset sind; höret der Leib Jesu Christi auf allda gegenwärtig zu seyn. Haben in den dummen und barbarischen Jahrhunderten etliche Gottesgelehrte, welche sich zu diesen Zeiten schickten, diese Frage aufgeworfen; so muß ihr Beyspiel einem bescheidenen Manne nicht zur Richtschnur dienen.

In der Erläuterung, die man hierauf von der Lehre der Sacramentierer giebt, findet sich ein Kunstgriff und eine Art der Gelehrtheit, welche überzeugende Beweise der Unwissenheit und Treulosigkeit abgeben. „ Es scheint, heist es, daß man in vielen „ Kirchen, besonders in Aengellande, geglaubet habe, daß man Jesum Christum allein geistlicher Weise „ äse und tränke. Man behauptet durch etliche Aus„ züge aus verschiedenen Schriftstellern, die zu selbi„ ger Zeit geschrieben, zu erweisen, daß alles, was „ vom Leibe Jesu Christi im Abendmahle gesagt wird, „ geistlicher Weise zu verstehen sey. Die merklichste

„ Stelle ist, welche man aus Ratramen, einem „ Mönche von Corbie, anführet: Es ist der Leib „ Jesu Christi, sagt dieser Schriftsteller, welcher „ nicht durch die leiblichen Sinne, sondern mit „ den Augen des gläubigen Geistes empfangen „ und gegessen wird. „

Allein der Herr von Voltaire probieret nichts dadurch wider die Katholischen, erstlich, weil dieser Schriftsteller hierin nichts saget, was nicht jeder Katholischer noch heutiges Tages sagen könne. Die Eindrücke, welche in den leiblichen Sinnen geschehen, wann man das Abendmahl sieht und genießt, kommen nicht vom Leibe Jesu Christi, sondern von den Gestalten her. Der Glaube sieht und erkennet allda, was die Sinne nicht sehen und nicht erkennen.

Zweytens erkläret eben dieser Ratram in demselbigen Werke die Verwandlung, woraus erhellet, daß der Glaube dieses Schriftstellers derselbige gewesen, den die Kirche heut zu Tage hat. Man darf den Auszug dieses Werkes in der Kirchenhistorie vom Fleury nur nachsehen. Die übrigen Stellen, welche Voltaire anführet, lassen sich auf dieselbige Art auslegen. Allso hat er für diesesmal seine Gelehrtheit vergeblich an den Laden geleget.

Er zeigt hiernächst ein herzliches Mitleiden mit dem Schicksale der Kaiserinn Maria von Aragonien, welche der Kaiser ihr Gemahl lebendig zum Scheiterhaufen verdammet hat. Diese Prinzessinn hatte einem italienischen jungen Herrn denselbigen Vorschlag gethan, den das Weib des ägyptischen Potiphars vormals dem keuschen Joseph gethan hatte. Sie fand denselbigen Widerstand und dieselbige Tugend, und nahm darüber eben dieselbige Rache. Die Buh-

lerinn

lerinn klagte denjenigen eines abscheulichen Beginnens an, dessen Keuschheit sie selbst zu nahe getreten war. Der Kaiser wurde darüber heftig aufgebracht, und verdammte, auf die Beschuldigung, das Klagen und Weinen seiner Gemahlinn, den Grafen sogleich zum Schwerte. Die Wittib kömmt mit Thränen übergossen zum Kaiser, hält um Gerechtigkeit an, erweist die Unschuld ihres Gemahls, und das Laster der Kaiserinn. Otto, um den Schimpf, welchen er empfangen, zu rächen, und die begangene Ungerechtigkeit zu ersetzen, verdammet die unverschämte Verleumderinn zum Feuer.

Diese strenge That der Gerechtigkeit setzet Voltairen wider diesen Fürsten in den Harnisch. Allein nach allem dem, saget er, muß man sich darüber nicht verwundern, weil Otto der III ein andächtiger und grausamer Fürst gewesen, der seine Gemahlinn an Lüderlichkeit noch übertroffen hat.

Unterdessen ist es dienlich zu wissen, daß dieser Otto ein überaus beliebter, und vom ganzen Reiche hochgeehrter Fürst gewesen, den man mit seinem Grosvater, Otto dem grosen, schier in allen Stücken verglichen hat (t). Voltaire beschuldiget ihn der Grausamkeit und Ueppigkeit; und die zeitgenossenen Geschichtschreiber legen ihm wegen seiner Frömmigkeit, Sanftmuth und Leutseligkeit das gröste Lob bey. Wem soll man hierin glauben?

Gottfried von Viterbo (u), welcher nicht lang nach Ottons Regierung gelebet, wie auch viele andere Schriftsteller, meldet, daß die italienische Frau die Unschuld ihres Mannes durch die Feuerprobe erwiesen

(t) Ditmar. L. 4. (u) Gottfried. in Chron.

habe, d. i., sie habe ein Stück glühendes Eisen, ohne sich zu verletzen, in den Händen getragen. Der Herr von Voltaire spottet sowohl derer, welche dergleichen Begebenheiten anführen, als jener, die daran glauben. Was ich dabey anzumerken habe, ist dieses, daß Gregorius von Tours, der erste und älteste unter den französischen Geschichtschreibern, viele Zufälle berichtet, wo Gott durch auserordentliche Wege die Laster hat entdecken, oder die Unschuld hat schützen wollen. Er führt auch einen darunter an, der sich zu seiner Zeit unter seinen Augen zugetragen (x). Es konnten freylich bey dergleichen Proben manche Misbräuche mit unterlaufen. Agobard, Erzbischof von Lyon, schrieb im neunten Jahrhunderte sehr heftig, um die Fürsten und Bischöfe dahin zu vermögen, daß sie verbothen würden (y). Dies probieret augenscheinlich, daß sie im Schwange waren. Demnach kann man auf das Zeugniß der bewährtesten Geschichtschreibern glauben, daß sie dann und wann zur Rettung der Unschuldigen gedienet haben. Es ist eine Schwachheit alles glauben, und eine Verwägenheit alles verwerfen wollen.

Der Herr von Voltaire scheint hierauf seinen Leser durch die Abbildung gewisser Gebräuche, welche er der abendländischen Kirche zuschreibt, erlustigen zu wollen. „ Alles, sagt er, war daselbst durch die „ lächerlichsten Gebräuche häßlich verstellet. Das „ Narren- und Eselsfest war bey den mehrsten Kir„ chen im Schwange. Man machte an feyerlichen „ Tagen einen Narrenbischof. Man führte einen „ Esel, mit einem langen Mantel und Birete in die „ Vorkirche. Garstige Zoten waren die Feyerlichkei-

„ ten

(x) Gregor. tur. Hist: Franc. Lib. 8. C. 16.
(y) Agobard. Opera T. 1. P. 301.

„ ten dieser Feste, deren ausschweifender Gebrauch in „ vielen Kirchspielen beynahe siebenhundert Jahre ge„ währet hat. „

Wenn ein Einwohner von Aix in der Provence, der in seiner Jugend in Indien gebracht worden, alle Thorheiten, die er bey dem Umgange am Fronleichnamstage wahrgenommen, erzählete, und dabey behaupten wollte, daß alle Christen von Europa dieses Fest auf gleiche Art feyerten; verdiente er wohl, daß man ihm glaubte? Hier ist derselbige Fall. Es ist zwar wahr, daß etliche dieser Misbräuche in etlichen Kirchen einige Zeit üblich gewesen; allein zum Ersten ist es ebenfalls wahr, daß die Kirche immer beschäftiget gewesen dieselben auszureuten, wie man aus den Briefen Papst Innocenz des III, und aus den Verordnungen Peters von Capua, der gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts päpstlicher Gesandter in Frankreiche war, abnehmen kann. Zum Zweyten, ist es falsch, daß diese Misbräuche siebenhundert Jahre gewähret haben, indem sie gen die Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts völlig abgethan waren, wiewohl sie vor dem eilften oder zwölften Jahrhunderte in Abendlande nicht angefangen hatten (z).

Was den Esel mit dem Mantel und dem Doctorhute, der in diesem Aufputze ganz ernsthaft in die Vorkirche getreten, anbelanget; so ist das eine Frucht der schönen Einbildungskraft des Herrn von Voltaire. Man weis, daß weder die Doctore, noch die Birete bey ihm hoch angeschrieben stehen. Wahr ist es, daß bey unsern guten alten Galliern, zur Erinnerung der Flucht der heil. Familie in Aegypten, oder derselben Wiederkunft aus Aegypten, vorzeiten ein Eselsfest ge-

(z) V. Gloss. de du Cange.

halten worden. Eine Jungfrau ritt auf einem Esel, mit einem Kinde auf den Armen, in die Kirche, um das Geheimniß des Lebenswandels unsers Heilandes einfältigen Leuten auf eine gleichfalls einfältige Art vorzustellen.

Autun und Beauvais sind die zwo Städte, welche sich durch diese lächerliche Gebräuche am Meisten hervorgethan haben. Zu Autun hatte der Esel eine mit Golde gestickte Decke auf. Vier der ansehnlichsten Chorherren (welches vermuthlich die Würden des Kapitels waren) hielten die Ecken der Decke, und begleiteten den Esel mit gemessenen Schritten bis an den für ihn bestimmten Ort. Zu Beauvais wählte man eines der schönsten Mägdchen in der Stadt. Man putzte es prächtig auf, und gab ihm ein ebenfalls herrlich gekleidetes Kind auf die Arme. Sobald der Esel in die Kirche trat; stimmeten die Chorsänger ein lateinisches Lobgesang zu seiner Ehre an, und nach jedem Gesätze antwortete das Volk auf Französisch mit diesen Versen:

Hez Sire Asne chantez,
Belles Bouches rechingnez:
Vous aurez du Foin asez,
Et de l'Avoin à plantez.

Das ist:

Nun Herr Esel sing,
Schöner Mund erkling:
Häu kannst du zur Gnüge fressen,
Und den Haber ungemessen.

Allein diese Ausschweifungen waren von keiner langen Dauer. Sie waren auch nicht beynahe durch ganz

Abend-

Abendland ausgebreitet, wie Voltaire behauptet. Doch man weis, daß er niemals ein Liebhaber der Wohlanständigkeit, noch der Wahrheit gewesen.

Wir werden nichts melden von den berühmten Streitigkeiten zwischen dem Priesterthume und dem Reiche, welche eine Frucht der Unwissenheit und des Ehrgeizes gewesen, welche die wegen ihrer Fähigkeit und Tugend verehrenswürdigsten Personen bisweilen verleitet, und welche Deutschlande und Italien so viel Bluts gekostet haben. Diese Wuth hat sich geleget. Die Blindheit ist geheilet. Die Völker sind erleuchtet und in Ruhe. Die beyden Mächte halten einander in Ehren, und bleiben in vernunftmäsigen Schranken. Nichts ist von diesen schädlichen Spaltungen mehr übrig, als das blose Andenken. Eine Menge Schriftsteller hat mit solcher Einsicht und Bescheidenheit davon geschrieben, daß wir es für unnöthig erachten, den Leser wegen den Erzählungen, die Voltaire davon gemachet, zu warnen.

XVIII Hauptstück.

Von den Kreuzzügen.

Im eilften und zwölften Jahrhunderte hat man neue Kriegsrüstungen gesehen, welche sowohl wegen der Art, wie sie unternommen und ausgeführet worden, als wegen ihres Glückes und Ausschlages etwas besonderes hatten. Es sind die Kreuzzüge.

Ein Pilgram, der aus dem gelobten Land zurückgekommen, machte in Italien, und darauf in Frankreiche eine klägliche Beschreibung von dem Zustande

der

der Christen in Palestina. Er stellte mit ganz lebhaften Farben vor, was das für eine Schande für die Christen wäre, daß Oerter, welche als die Wiege ihrer Religion anzusehen, und durch die Gegenwart Jesu Christi geheiliget worden wären, sich in den Händen der Ungläubigen befänden. Man hielt eine zahlreiche Versammlung zu Clermont, wo sich auch der Pilgram hinverfügte, und sein Wort mit gröserm Eifer und Nachdrucke, als jemals, führete. Alle Gegenwärtige wurden bis auf die Thränen gerühret, und mit Eifer für die Ehre der heiligen Oerter eingenommen. Die mehrsten Fürsten und Herren, und eine grose Menge des gemeinen Volkes, machten sich durch einen Eidschwur anheischig, zur Befreyung des Landes die Waffen zu ergreifen.

Der erste Zug lief nicht fruchtlos ab. Jerusalem, ein groser Theil der Seestädte, das Fürstenthum von Antiochien und Edessa wurden erobert, worauf ein Theil her Kreuzkrieger wieder in ihr Vaterland zurückkehreten. Die Ungläubigen bedienten sich ihrer Abwesenheit, um die Christen, welche sich in Morgenlande neulich niedergelassen hatten, allgemach in die Enge zu treiben. Die neuen Gefahren, worin Palestina schwebete, verursachten neue Kreuzzüge. Allein der Abgang der guten Ordnung und Anführung machte sie immer weniger glücklich, als der erste gewesen. Endlich war in Zeit von weniger als zweyen Jahrhunderten alles hin, ohne Hoffnung wieder aufzukommen, und die Lust, über Meer zu gehen, war gänzlich verschwunden.

Die Entfernung der Orte, die Unabhängigkeit dieser reisenden Kriegsschaaren, die Gefahren der Wege, und besonders die geringe Erkänntniß, die man damals von den Mitteln, eine weit entlegene Erobe-

rung

rung zu behaupten, hatte, waren die Ursachen des schlechten Erfolges der Kreuzzüge. Doch, wenn sie gleich in Morgenlande wenig Nutzen verschaffet haben, so waren sie doch den Abendländern sehr vortheilhaft. Sie entluden die Königreiche einer Menge des unruhigen Adels, welcher die Waffen schier immer in den Händen hatte, und oft Anlaß gab zu häufigen Unruhen, Empörungen und kleinen Kriegen, welche die Völker und Staate zu Grunde richteten. Sie legten den Grund zum gemeinen Wesen der Städte, welches den Zustand des Volkes gemächlicher, und dem allgemeinen Bästen vortheilhafter machte. Sie gaben den Königen Mittel an die Hand, einen Theil ihres Ansehens, welches durch die Menge und Verschiedenheit der Lehngüter, und durch die Macht der Lehnträger sehr geschwächt war, wieder zu gewinnen. Sie brachten endlich den Abendländern eine bässere Erkänntniß des Meeres, und Lust zum Handel bey.

Was der Herr von Voltaire an diesen Zügen am Mehrsten ausetzet, ist die Unbilligkeit der Unternehmung der Kreuzkrieger: ihre öftere Treulosigkeit, die er durch die Lobserhebungen der abtrinnigen Griechen und der ungläubigen Mahometaner, welche er bey jeder Gelegenheit anbringt, noch scheinbarer zu machen trachtet: der unermessene Schaden, den eben diese Kriege der abendländischen Christenheit verursachet haben.

Es ist bekannt genug, daß, wo der Herr von Voltaire den Ausspruch zu thun hat, die Katholischen in Vergleiche mit den Ketzern, und die Christen in Vergleiche mit den Ungläubigen allemal Unrecht haben müssen. Laßt uns demnach die Weisheit und Billigkeit der Urtheile sehen, die er bey dieser Gelegenheit über die Christen fället. „Mit welchem Rechte,

„ fragt

„ fragt er sogleich, mit welchem Rechte kamen die „ abendländischen Fürsten, Provinzen für sich einzu„ nehmen, welche die Türken den griechischen Kaisern „ entrissen hatten? „

Allein kann wohl der Herr von Voltaire eine solche Frage mit Bedachtsamkeit aufwerfen? Hat es sich jemals weniger geschickt, die natürliche Gerechtigkeit auftreten zu lassen? Man bekriegete Niemanden als Freybeuter, welche zu gleicher Zeit die ungerechtesten Besitzer fremder Lande waren. Vierhundert Jahre waren es, daß die Arabier den Griechen diese schöne Provinzen abgenommen hatten. Die ersten ommiadische Califen, das ist, die ersten unrechtmäsige Besitzer wurden durch andere dergleichen Herren, welches die abasidischen Califen gewesen, vertrieben. Unter den Abasiden empöreten sich schier alle Statthalter, und behaupteten die Oberherrlichkeit. Die Türken, als neue Freybeuter und neue widerrechtliche Besitzer, verjagten schier alle diese neue Könige, und nicht lang danach, als sie sich von Palestina Meister gemacht hatten, liesen sich die Kreuzkrieger sehen. Allso sieht man unter denen, welcher sich Voltaire so stark annimmt, nichts als eine beständige Folge von Freybeutern und Räubern. Die abendländischen Fürsten, welche nicht so schlußreich waren, als er, sahen diese Rechte nicht für so heilig an, als er sie uns vormalen will.

Es ist zu merken, daß derjenige, der in den Unternehmungen der Kreuzkrieger so viel Ungerechtigkeit zu finden glaubet, bey den Griechen und Ungläubigen alles vergebe und alles billige. Er legt dem Alexius comnenus, welcher, nachdem er Jerusalem geplündert und verwüstet, und seinen Gutthäter vom Throne gejaget, das Reich unrechtmäsiger Weise an sich ge-

zogen

zogen hat, die auserlesensten Lobsprüche bey. Er überhäufet Saladinen mit Lobe, der als ein geringer Befehlshaber bey den arabischen Kriegsschaaren sich wider seinen Fürsten aufgeworfen, und schier ganz Morgenland unter seine Bothmäsigkeit gebracht hat (a). Allein Alexius comnenus war ein Kirchenspalter, Saladin ein Muselmann, und die abendländischen Fürsten waren katholische Christen. Das ist die Quelle des Unterschiedes seiner Urtheile.

Nach diesem muß man sich über die Weise, wie er vom heiligen Ludwig spricht, nicht befremden. „ Hätte die Wuth der Kreuzzüge, sagt er, der Frömmigkeit Ludwigs zugelassen, die Vernunft zu Rathe zu ziehen; so hätte er die äuserste Ungerechtigkeit dieser Kriegsrüstung, die ihm so billig vorkam, „ vor Augen gesehen. Man gieng auf den alten und „ weisen Melek Sala, Sultan von Aegypten, los, „ der gewiß mit dem Könige von Frankreiche nichts zu „ schaffen hatte. „

Dieser weise Melek Sala war ein Enkel des widerrechtlichen Besitzers Saladin. Er hatte keine andere Rechte, als die von seinem Grosvatter herkamen, d. i., die Rechte eines glücklichen Freybeuters, der übrigens gute Eigenschaften hatte.

Er spricht hierauf an einem Stücke von dem Meyneide und den Treulosigkeiten der Kreuzkrieger; er lobet hingegen die Treue der Griechen, eine Treue, die zu allen Zeiten verdächtig gewesen: græca Fides. „ Unter allen diesen Fürsten, sagt er, die über ihre „ Eroberungen den Huldigungseid beym griechischen „ Kaiser abzulegen versprochen hatten, ist kein einziger gewesen, der sein Wort gehalten. „

Die

(a) Vid. Cedren. Annal.

Die Billigkeit erfoderte zu bekennen, daß kein einziger sein Wort zu halten schuldig gewesen. Die Verbindungen waren wechselseitig zwischen dem Kaiser und den Kreuzkriegern: der Kaiser erfüllte die seinigen nicht; so waren auch die Kreuzkrieger nicht mehr gehalten die ihrigen zu erfüllen. Sie hatten diesem Fürsten erkläret, daß sie sich zu nichts anheischig machten, wofern er sein Versprechen nicht treulich erfüllte. Er ist nicht allein nicht zu den Kreuzkriegern gestosen, wie er mit ihnen eins geworden; sondern er hat sich sogar, zum Untergange der Abendländer, mit den Mahometanern verbunden. Man wurde dessen durch seine eigene Briefe, die man nach der Schlacht von Askalon in dem Kistchen des Sultans von Babilon gefunden, augenscheinlich überzeuget (b).

Er beschuldiget **Reinalden von Chatillon** auf gleiche Art als einen treulosen und oft meyneidig gewordenen Mann. Und das war die Ursache, sagt er, warum **Saladin** diesem mistreuen Gefangenen den Kopf mit dem Schwerte abgeschlagen. Die Geschichte lehret uns, daß dieser Herr zu Unterbrechung der saladinischen Eroberungen durch seine Tapferkeit das Mehrste beygetragen habe. In der Kirchengeschichte des **Fleury** wird **Reinald von Chatillon** als ein Märtyrer, in **Voltaires** seiner als ein meyneidiger und zur billigen Strafe gezogener Bösewicht angesehen (c).

Demnächst berechnet er als ein gründlicher Weltweiser den unermessenen Verlust an Menschen und Gelde, welchen die Kreuzzüge den Abendländern verursachet haben. Nach allen diesen tausendmal wiederholten Berechnungen findet er, daß der Verlust an Men-

(b) Wilhelm. tyr. (c) V. Maumbang L. 4.

Menschen sich auf ungefähr zwo Millionen belaufe. Es ist wahr, daß dies beynahe die Zahl der Personen ist, welche die Reise nach Palestina gemacht haben; allein es ist zu merken:

Erstlich, daß Voltaire kein Wort von denen meldet, die wieder zurückgekommen sind, und daß er sehr unfüglich sezet, daß alle da zu Grunde gegangen seyn: Man muß allso den Verlust an Menschen nicht nach der Zahl derer, welche die Reise gethan haben, schätzen.

Zweytens wird dieser Verlust, der so stark in die Augen fällt, geringer scheinen, wenn man auf die Zeit da die Kreuzzüge gedauert, und auf die Menge der Völker, welche Theil daran genommen, Acht haben will. Die Gewohnheit der Kreuzzüge währete beynahe zweyhundert Jahre. Ganz Abendland trug dazu bey, Italien, Frankreich, Deutschland, Aengelland, Ungarn. Der Verlust an Menschen für solchen Umfang der Lande, belief sich jährlich nicht einmal auf zehntausend, welches für nichts kann gerechnet werden.

Drittens sind im Kriege, der zu Anfange dieses Jahrhunderts wegen der spanischen Erbfolge entstanden, und nur zwölf Jahre gewähret hat, wohl eben so viel Leute geblieben; und dennoch spürete man es zwanzig Jahre darauf nicht mehr: mithin muß der Verlust, den die Kreuzzüge verursachet haben, noch weniger merklich gewesen seyn. Daraus folget nun, daß die Vergröserungen, Bejammerungen und Anmerkungen des Herrn von Voltaire auf schlechten Gründen stehen.

Er füget hinzu, daß dadurch viele Landschaften entvölkert und entschöpfet worden wären, der Herr von Joinville sage ausdrücklich, er hätte den heiligen Ludwig im zweyten Kreuzzuge nicht mehr begleiten wollen, weil durch den ersten seine ganze Herrschaft wäre zu Grunde gerichtet worden. Allein der Herr von Joinville saget dieses nicht. Er redet nicht vom Kreuzzuge, sondern von den übeln Haushaltungen der königlichen Beamten aufm Lande. Als ihm der König anlag dem zweyten Kreuzzuge beyzuwohnen; antwortete er, daß mittlerweile, als er überm Meere gewesen wäre, die Leute und Beamten des Königes seine Unterthanen zu viel beläftiget und gedrücket hätten, dergestalt, daß sie erarmet wären; eine zweyte Reise würde also seinen armen Unterthanen den völligen Untergang über den Hals ziehen (d). So lauten die Worte des Joinville; sie gleichen aber jenen nicht, welche ihm Voltaire in den Mund giebt.

Der Herr von Voltaire ist so beschäftiget seine Galle wider die Kreuzkrieger auszuspeyen und sie verhaßt zu machen, daß er die groben Fehler, worin er verfällt, nicht einmal merket. Da er von der durch die Lateiner geschehenen Einnahme Constantinopels redet; machet er diese kritische Anmerkung, und saget spruchweise: „Das war das erstemal, daß Constan„ tinopel eingenommen und verwüstet worden; und „ dies geschah durch Christen, welche ein Gelübd ge„ than hatten, Niemanden als die Ungläubigen zu be„ kriegen. „

Er hat nicht bedacht, daß eben der Alexius comnenus, den er in seiner Rede vom ersten Kreuzzuge so

(d) Hist. de St. Louis.

so stark herausstreicht, erst hundert Jahre zuvor Constantinopel eingenommen und verwüstet hatte, und daß es Constantinus Kopronymus dreyhundert Jahre vorher schon belagert und erobert, und allda alles in Feuer und unter Blut gesetzet hatte (e). Weil der Herr von Voltaire die Erinnerungen, die man ihm über seine Fehler giebt, sich zu Nutzen machet; so ist es glaublich, daß er sich bey einer neuen Auflage ändern werde.

Der Herr von Joinville und die übrigen Geschichtschreiber melden uns zwo Begebenheiten, die den Christen viel Ehre machen, von Voltairen aber nach allen Kräften bestritten werden. Sie erzählen uns eines Theils, daß die Saracenen viele Christen, welche Jesum Christum nicht verläugnen wollten, umgebracht haben; anderes Theils, daß ein alter Emir etliche Ritter gefragt habe, ob sie an Jesum Christum, der gestorben und wieder auferstanden wäre, glaubeten. Als sie dieses mit Ja beantwortet; habe der Saracen ihnen gesagt, sie könnten sich damit trösten, daß Jesus Christus sie bald erlösen würde. Joinville erzählet dieses auf eine so ungezwungene Art, daß dieselbe mehr Eindruck machen wird, als alldasjenige, was der verneinende Voltaire dawider einzuwenden im Stande ist.

„ Da wir demnach alle beysammen waren, und
„ auf die Hülfe Gottes hoffeten; kam eine kurze Wei-
„ le darauf ein groser reicher Saracen, und führte
„ uns alle weiter fort: unsere Nahrung war aber er-
„ bärmlich schlecht. Viele andere Ritter waren zu-
„ gleich in Verhafte, und waren in einem grosen Ho-
„ fe, der mit einer irdenen Mauer umgeben war,

  „ ein-

(e) Zonar. Ann. L. 18. adde Cedren.

„ eingeschlossen. Diese nun liesen einen Gefangenen
„ nach dem andern heraus kommen, und fragten sie,
„ ob sie vom Glauben abfallen wollten. Welche ja
„ dazu sagten, und ihre Religion abschwuren, die
„ wurden an ein besonderes Ort geführet; die aber
„ solches nicht thun wollten, denen ward der Kopf
„ auf der Stelle abgeschlagen. „

Derselbige Herr erzählt die Begebenheit mit dem Emire folgendergestalt: „ Hernach kam ein groser,
„ alter, sehr ansehnlicher Saracen zu uns. Er hatte
„ eine junge Mannschaft von Saracenen bey sich, de-
„ ren jeder einen Degen an der Seite hatte, wor-
„ über wir alle heftig erschracken. Dieser alte Sa-
„ racen lies uns durch einen Dollmetscher fragen, ob
„ es wahr wäre, daß wir an einen für uns gebohre-
„ nen, gekreuzigten, gestorbenen, und am dritten
„ Tage wieder auferstandenen Gott glaubten. Wir
„ antworteten, ja, das wäre gewiß; worauf er uns
„ erwiederte: weil es dem so wäre, so bräuchten wir
„ nicht zu verzagen. . . Hätte er die Gewalt gehabt
„ von den Todten aufzustehen; so würde er uns zwei-
„ felsfrey bald in die Freyheit setzen. Hiermit gieng
„ dieser Saracen fort, ohne uns etwas anders zu
„ thun, welches mich herzlich freuete: denn meine
„ Meynung war, sie wären gekommen uns insgesamt
„ die Köpfe zu nehmen. „ Der vernünftige Leser hat zu urtheilen, welcher von beyden mehr Glauben verdiene, ein groser, überaus ehrlicher und frommer Herr, der ein Augenzeuge und Mitspieler bei diesen traurigen Auftritten gewesen, oder der Herr von Voltaire.

Derselbige Herr meldet, daß die Mamelucken, ein hochtrabendes Kriegsvolk, die ihr ganzes Recht auf die Spitze und Schneide des Degens setzten, daß diese

Ma-

Mamelucken, sage ich, als sie ihren Herrn durch einen Meuchelmord aus dem Wege geräumet hatten, den heil. Ludwig auf den Thron von Aegypten zu erheben bedacht gewesen seyn. Er giebt die Sache nicht für gewiß aus; da aber doch ein groser Lärmen davon beym Heere entstanden: so sagt er, er hätte selbst darüber mit Ludwig dem heiligen gesprochen. Er hat ihn gefraget, ob er diese Krone angenommen hätte, im Falle, daß die Mamelucken sie ihm angebothen hätten. Der heil. Ludwig hat ihm geantwortet, daß er kein Bedenken würde getragen haben, dieselbe anzunehmen, in der Hoffnung, Christen aus ihnen zu machen.

Voltaire lachet dieser Erzählung des Joinville. Er findet nicht die geringste Wahrscheinlichkeit darin. „ Diese Muselmänner, sagt er, konnten den heiligen „ Ludwig nicht anders ansehen, als das Haupt aus„ ländischer Freybeuter, und als einen Feind, der „ ihre Religion verfluchte, und weder ihre Sprache „ noch ihre Sitten kennte„. Allein der scharfsinnige Voltaire hat die auserordentliche Hochachtung, welche die Saracenen gegen den heil. Ludwig hegeten, nicht betrachtet. Der Sultan hat selber bezeuget, wie hoch er die Offenherzigkeit, Grosmuth und Aufrichtigkeit dieses Prinzen schätzete. Aus eben dieser Ursache hat derselbe ein Fünftel von dem Lösegelde, das der heil. Ludwig für sein Kriegsheer zu bezahlen versprochen hatte, fallen lassen. Er hat ihn allso nicht als **ein Haupt von Freybeutern** angesehen. Des Sultans Feldherren haben mehr als einmal bekennet, daß Ludwig der tapferste Christ sey, den sie jemals gesehen hätten. Wiewohl sie die Obsieger waren; fanden sie sich genöthiget ihm nachzugeben, und sich mit einem Eide, den er zur Bekräftigung seines Wortes selbst nach Willkuhr zu thun gewählet, zu begnügen.

Ist es allso unwahrscheinlich, daß, da sie eine so hohe Meynung von diesem Prinzen hatten, sie Sinnes gewesen seyn, ihm die Krone anzutragen? Sollten die starken Vernunftschlüsse des Herrn von Voltaire bey heitern Köpfen nicht einen starken Eindruck machen?

XIX Hauptstück.

Nördliche Kreuzzüge.

Bey Gelegenheit der überm Meere unternommenen Kreuzzüge redet Voltaire auch von denen, welche im nördlichen Theile Europens gehalten worden, und die Aufnahme der christlichen Religion allda verursachet haben: er spricht aber davon auf voltairische Art.

„ Die Tobsucht, die Religion mit gewaffneter
„ Hand zu verkündigen, hatte sich bis ins Herz der
„ mitternächtlichen Lande ergossen. Wir haben ge-
„ sehen, daß Karl der grose das mitternächtliche
„ Deutschland mit Feuer und Schwerte bekehret hat.
„ Wir haben gesehen, daß die abgöttischen Dänen
„ Europa in Furcht und Zittern gesetzet haben, ohne
„ sich jemals zu unterfangen, den Ueberwundenen die
„ Abgötterey aufzubürden. Kaum aber hatte das
„ Christenthum in Dänemarke, Sachsen und Scan-
„ dinavien festen Fus gesetzet; predigte man allda
„ einen Kreuzzug wider die mitternächtlichen Heyden.
„ Die Christen von Bremen an bis mitten in Scandi-
„ navien setzten sich wider dieselben ins Gewehr.
„ Ueber hunderttausend Kreuzkrieger verwüsteten die
„ Lande dieser Götzendiener. Eine Menge Leute wur-
„ de umgebracht, aber Niemand bekehret. Man kam

„ die-

„ diesen Verlust jenem beyzählen, welchen die dama-
„ lige Schwärmerey Europen kostete. „

Stärke und Nachdruck im Reden geht **Voltairen** niemals ab, wo es auf die Lobserhebung der Götzendiener und Ungläubigen losgeht. Allein man muß auch dabey gestehen, daß ihn die Wahrheit sehr oft, ja schier allezeit verlasse. Vor allen Dingen bestrafet er die blutdürstigen Unternehmungen Karl des grosen, um die christliche Religion bey den Sachsen einzuführen.

In dem Hauptstücke, wo die Rede von diesem Helden gewesen, haben wir die Unwahrheit der Geschichten gesehen, welche dieser scharfe und immerwährende Beschnarcher angeführet. Hier fällt es noch viel leichter das Christenthum zu rächen. Die Irrthümer sind noch gröber und verwägener, auch noch zuverlässigern Geschichten und Urkunden entgegen gesetzet.

Es war im Jahre 1187, als der heil. **Meynhart**, ein deutscher Chorherr oder Mönch, den mitternächtlichen Völkern das Evangelium zu predigen unternommen. Er bekehrte eine grose Menge Heyden, und stiftete den bischöflichen Sitz zu Riga in Liefiande. Curland nahm das Christenthum in kurzer Zeit an. Es dehnte sich durch die benachbarten Landschaften allgemach aus, als die heydnischen Preusen in dieser neuangehenden Christenheit alles zu verheeren anfiengen. Sie verbrannten sehr viele Dörfer der Christen, und liesen ihrer mehr als zwanzigtausend über die Klinge springen, und schleppeten eine grose Anzahl mit fort in die Dienstbarkeit (f).

(f) Vid. Kranz - Arnold. Lubec - Epist Innoc. III - Fleury.

Die Lithauer vereinigten sich mehrmals mit den abgöttischen Preusen. Conrad, Herzog von Mazovien, begehrte wider diese Barbarn Hülfe, deren er eine sehr schwache erhalten. Mehr als sechszig Jahre nach Verkündigung des Evangeliums lies man erst ein Kreuzheer zum Schutze der Christen anrücken. Die Anführer dieses Heeres waren Ottocar König in Böhmen, und Otto Markgraf von Brandenburge. Die Preusen wurden allenthalben geschlagen und in die Flucht getrieben. Die zwey Häupter dieser Barbarn verschlossen sich in eine Stadt, die aber durch die Ueberwinder bald berennet wurde. Hierauf ergaben sich besagte Häupter, und versprachen Christen zu werden. Sie wurden getaufet, wobey der König in Böhmen und der Markgraf von Brandenburge die Pathen waren, und denselben herrliche Geschenke verehreten. Das übrige Preusen folgte ihrem Beyspiele. Der König von Böhmen lies Königsberg bauen; **Heinrich von Brun**, Bischof von Olmütz und hernach von Samlande, bauete die Stadt Brunsberg. Man stiftete viele Kirchen in diesen Provinzen, und das Christenthum stund gegen die Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts auf festem Grunde (g).

Dieses heist Voltaire die Schwärmerey Europens, die Tobsucht die Religion mit gewaffneter Hand zu verkündigen. Weil die Christen gezwungen worden die Waffen zu ergreifen, um sich wider die erschrecklichsten Feindseligkeiten in Sicherheit zu setzen; verschreyt er sie als blutdürstige Schwärmer. Er setzet ihnen die Gelassenheit dieser Barbarn entgegen, welche aus Dänemarke ausfielen, die Normanndie eroberten, niemals aber die Abgötterey den Ueberwundenen aufzudringen unternahmen. Die Ungleichförmig-

(g) Fleury.

migkeit ist glücklich getroffen, welches der Beurtheilungskraft und der Religion des Herrn von Voltaire viel Ehre verschaffet.

Schlieslich saget er, „daß hunderttausend Kreuzkrieger die Lande dieser Götzendiener verwüstet haben, daß eine grose Menge Leute umgebracht, Niemand aber bekehret worden sey„. Voltaire saget, es sey Niemand bekehret worden; Fleury hingegen führet in seiner Historie eine erstaunliche Anzahl der Bekehrten an. Er bezeuget sogar seine Bewunderung darüber, daß man diese Barbarn so leicht zum Gnadenbrunnen der Taufe hinzugelassen habe. Da Fleury von diesen Bekehrungen redet; weist er zugleich auf die zeitgenossenen Schriftsteller, auf deren Zeugniß er sich stämmet. Der Herr von Voltaire hat kein anderes Ansehen, als sein eigenes, zur Stütze.

XX Hauptstück.

Vom Kreuzzuge wider die Albigenser.

Da haben wir noch einen Kreuzzug von einer dritten Gattung, welchen wir den zweenen erstern beyfügen. Hier streiten keine Christen wider die ungläubigen Morgenländer, oder wider die Barbarn des heydnischen Nordlandes; sondern Franzosen wider Franzosen, und Brüder wider Brüder. Alles, was Voltaire im Hauptstücke, welches von diesem Kreuzzuge handelt, vor Augen stellet, ist die Unschuld und Reinigkeit der albigensischen Lehre; die Grausamkeiten der Katholiken; der unersättliche Ehrgeiz der geistlichen und weltlichen Häupter dieses Kreuzzuges.

„ Gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts,
„ sagt er, fanden sich Menschen, die kein anderes
„ Gesätz auser dem Evangelium wollten, und die un-
„ gefähr dieselbigen Glaubenslehren predigten, wel-
„ chen heute zu Tage die Protestanten beypflichten.
„ Man nennte sie **Waldenser** *, weil sich ihrer viele
„ in den piemontesischen Thälern aufhielten: **Albigen-**
„ **ser** von der Stadt Albi: **Gutmenschen** wegen der
„ Eingezogenheit, deren sie sich besonders beflissen:
„ endlich **Manichäer** von dem Namen, welchen man
„ den Ketzern überhaupt damals beylegte. Man ge-
„ rieth in Verwunderung, als man ganz Languedock
„ von ihnen angefüllet sah. Diese Gemeinde bestund
„ grosses Theils aus armen Bürgersleuten. Der Abt
„ von Cisterz, päpstlicher Gesandter, lies sich in ei-
„ nem fürstlichen Aufzuge sehen. Vergebens nahm
„ er eine apostolische Sprache an. Das Volk rief
„ ihm zu: **laß den Pracht oder die Predigt fah-**
„ **ren.** Ein spanischer Bischof von Osma, ein sehr
„ brafer Mann, rieth den Ketzerrichtern **, ihren
„ prächtigen Aufzug abzustellen, ein strenges Leben zu
„ führen, und es den Albigensern gleich zu machen,
„ um sie zu bekehren „.

Der Herr von **Voltaire** versichert, daß die heuti-gen Protestanten ungefähr denselbigen Glaubenslehren beypflichten, welche die Albigenser geprediget haben. Ich weis nicht, ob sie zufrieden seyn werden, wenn sie sehen, daß sie diesen alten Ketzern an die Seite ge-sezet werden. Sie haben zwar einige von ihren Glau-benslehren; allein zu jenen, welche das Merkmaal dieser zweyten Manichäer sind, haben sie sich niemals bekennet. Die Albigenser verwarfen das alte Testa-ment: sie verdammeten die Ehe: sie erkannten die

Gül.

* Thalleute. ** Inquisitoren.

Gültigkeit der Kirchentaufe nicht: sie nahmen die zween Ursprünge an: sie läugneten, daß Jesus Christus ein wahrhafter Mensch gewesen, wie wir: sie vertheidigten sich nicht hinlänglich wider den Vorwurf der Ausschweifungen, welche der Natur Gewalt anthun (h). Die Protestanten haben keine dieser ebenteuerlichen Lehren jemals angenommen. Aus welchem Grunde sagt er denn, daß sie ungefähr dieselbigen Glaubenslehren halten, wie die Albigenser? So sahen jene Leute aus, deren auferbäuliche Eingezogenheit Voltaire anrühmet, und die sich nach keinem andern Gesätze, als nach dem Evangelium richten wollten.

Er vergeht sich himmelweit, da er die Waldenser mit den Albigensern vermenget. Diese zwo Gemeinden hatten schier nichts gemeinschaftliches. Die Waldenser hatten ihre Benennung von Peter Walden oder von Vau, nicht aber von den piemontesischen Thälern. Er irret sich ebenfalls, da er an unterschiedlichen Stellen seiner Geschichte wiederholet, daß man den Namen Manichäer den Ketzern überhaupt zugeleget habe. Man gab denselben nur denen, welche den Lastern dieser alten Ketzer nachfolgeten. Besehet das 33te Hauptstück von der Religion unter Franz dem I, wo die Art und der Unterschied aller dieser Ketzereyen erkläret wird.

Voltaire besitzt mehr Fähigkeit eine bissige Schmähschrift aufzusetzen, als eine Geschichte aufrichtig zu verfassen. Wortgepräng und Spitzreden haben bey ihm immer den Vorzug vor der Wahrheit. Kein zeitgenossener Geschichtschreiber hat gesaget, daß der

Abt

(h) V. Hist. des Albig. de l'Abbé de Vaucernai.- Fleury Hist. eccles. 13 Siecle.

Abt von Cisterz, welcher päpstlicher Gesandter und bald darauf Erzbischof von Narbonne gewesen, in einem fürstlichen Aufzuge erschienen sey. Keiner hat gesagt, daß man ihm auf seine Predigt die biffige Antwort gegeben, welche Voltaire anführet. Keiner hat gesagt, daß der Bischof von Osma dem päpstlichen Gesandten gerathen habe den Albigensern nachzuahmen, um sie zu bekehren. Dennoch werden alle diese Stücke mit solcher Kühnheit behauptet, als wenn es lauter Wahrheiten wären.

Es ist wohl wahr, daß, als der Bischof von Osma durch Languedock reisete, der päpstliche Gesandte und die Busprediger ihm vorgetragen, wie nahe es ihnen gienge, daß sie einen so geringen Nutzen aus ihrer apostolischen Arbeit zögen. Als der Bischof sah, daß die Ketzerpfaffen die Einfältigen durch den äuserlichen Schein eines strengen Lebens verführeten; sagte er den päpstlichen Gesandten, daß es unmöglich wäre die Albigenser durch blose Worte auf bässere Wege zu bringen: man müßte ihre Scheintugend durch eine wahrhafte Frömmigkeit bekämpfen. Die Gesandten folgten diesem Rathe mit glücklichem Erfolge. Dreyßig Ordensgeistliche von Cisterz vermehrten hierauf die Anzahl der Busprediger; sie giengen zu Fuse, lebten blos vom Allmosen der Rechtgläubigen, und theileten alle ihre Zeit ins Predigen und Gebeth. Dieses gab eines Tages einem Albigenser Anlaß den Buspredigern zu sagen, es wäre bässer das Predigen aufzugeben, um an der Verbässerung der Geistlichen zu arbeiten. Sehet, was uns die historischen Urkunden bezeugen! Man schliese daraus wie erbärmlich der Herr von Voltaire die Wahrheit verdrehe.

Höret man ihn reden; so hat eine blose Tobsucht und Schwärmerey diesen Krieg entflammet, und es

war

war sehr unnöthig die Waffen zu ergreifen, indem diese Gemeinde groses Theils aus armen Bürgersleuten bestanden. Dieses behauptet er nun hier, und zwey Blätter hernach sagt er, daß allen Belagerungen und Schlachten viele Edelleute, und eine Menge albigensischer Ritter beygewohnet haben. Er denkt nicht daran, daß die Grafen von Foix, von Comminges, von Beziers, von Bearn, und schier alle Fürsten, welche gegen das pyrenäische Gebirg zu wohnten, Anhänger oder wenigstens Gönner und öffentliche Beschützer dieser Gemeinde gewesen. Beynebens, daß der Graf von Toulouse, ohne sich für einen Manichäer auszugeben, gegen diese Lehre und ihre Prediger eine Ehrfurcht bezeuget habe, welche einer Thorheit und Ausschweifung nicht unähnlich war, und daß alle Unglücksfälle dieses Prinzen keine andere Quelle gehabt haben, als seine unsinnige Neigung zu diesen Leuten.

Man kann die Strenge, oder bässer zu sagen, die Grausamkeit, womit man wider die Albigenser verfahren ist, nicht ohne Entsetzung lesen. Diese Strenge hatte der Geist Jesu Christi nicht eingegeben. Viele Busprediger setzten sich dawider. Dennoch darf man behaupten, daß dieselbe wohl verdienet war. Voltaire steliet sie mit den kräftigsten Worten vor. Das Blutbad zu Beziers, die Plünderung von Carcassone, die Eroberung der Stadt Lavaur erwecken Schrecken und Schaudern; dieser Schrecken aber scheint sich zu vermindern, wenn man die entsetzlichen Verheerungen und Blutbäder, deren die Albigenser sich selbst schuldig gemacht hatten (i), zu Gemüthe führet. Der Burggraf von Tincarvel wurde am Fuse des Altares erwürget: Baudovin, ein Bruder des Grafen von

(i) Hist. des Albig. de Vaucernai.

von Toulouse, an einen Baum aufgehenket, wiewohl er inständig um Zeit bath seine Seele mit den Sacramenten der Beicht und des Abendmahles zu versehen. Die mehrsten Kirchen in Languedock wurden verbrennt und verstöret: die Katholischen erwürget. Schauet, das sind Thaten, welche alle zeitgenossene Geschichtschreiber erzählen, wovon aber Voltaire kein Wörtchen meldet. Die Ursache davon ist leicht zu errathen.

Der Graf von Toulouse hat bey diesem ganzen Schauspiele die allerseltenste Person vorgestellet. Er giebt seines Glaubens wegen Versicherungen; und schützet die Ketzer hartnäckig. Er thut Versprechungen; und kann sich nicht entschliesen, dieselben zu erfüllen. Papst Innocenz der III nimmt sich seiner an, und stellt das gerichtliche Verfahren seiner Gesandten auf einige Zeit ein; dieser weis sich aber diese Gelegenheit nicht zu Nutzen zu machen. Ohne Verstand, ohne Einsicht, ohne Standhaftigkeit konnte er weder seine heimliche Neigung zur Ketzerey besiegen, noch zum Voraus sehen, daß sie den Anfang zu den Unglücksfällen seines Hauses machen, der Ehrgeiz aber der benachbarten Mächte dieselben bald aufs Höchste bringen würde.

Ich muß noch vor dem Schlusse dieses Hauptstückes die berühmte Schlacht von Muret kürzlich berühren. Voltaire sieht die Erzählung, die man davon macht, als ein ungereimtes Wesen an. „ Ein Hausen Schriftsteller, sagt er, streuet aus, daß Simon „ von Montfort das Kriegsheer des Königs von Aragonien und des Grafen von Toulouse, welches hunderttausend Mann stark war, mit nicht mehr als „ achthundert Reitern, und tausend Fusknechten angegriffen, und dergestalt zerstreuet habe, daß niemals

„ mals desgleichen gesehen worden. Das ist ein
„ Wunderwerk, sagen etliche Geschichtschreiber; allein
„ Kriegsverständige, die dergleichen Begebenheiten
„ lesen, nennen dieselben Abgeschmacktheiten. „

Laßt uns dasjenige, was Voltaire ein ungereimtes Wesen heist, ein wenig geschichtmäsig untersuchen. Ich könnte sogleich behaupten, daß die Schlacht bey Thermopylä, wo Leonidas an der Spitze von dreyhundert Lacedämoniern sich der Hauptmacht des Xerxes mit festem Fuse widersetzet hat: daß der Sieg, welchen Alexander bey Arbela über den Darius, und Marius über die Cimbrer und Deutschen erhalten, nicht weniger verwunderenswürdig gewesen, als das Treffen und der Sieg bey Muret. Nichts destoweniger ist der Herr von Voltaire weit davon, daß er diese Begebenheiten Abgeschmacktheiten nenne.

Doch wir wollen setzen, daß wirklich eine Art Wunderwerke bey diesem Siege geschehen sey; so sage ich, daß die Kreuzkrieger nichts unterlassen haben, sich einen besondern Beystand des Himmels zu erwerben. Denn dieses ganze Heer, die Feldherren, Ritter, Kriegsknechte, alle miteinander hatten sich durch die Beicht und das Abendmahl, oder durch die auferbäulichsten Religionsübungen zur Schlacht vorbereitet. Hierüber setze ich nun dem scharfsichtigen Voltaire diese zwo Fragen:

I. Ist das Wunderwerk möglich? Hätte Gott zum Vortheile Simons von Montfort einmal thun können, was er nach Zeugnisse der heil. Schrift so oft für Judas den Machabäer gethan hat, welcher mit einer Handvoll Leute, ohne Verlust eines einzigen Mannes, die syrischen Kriegsheere so vielmal geschlagen?

II. Wenn das Wunderwerk möglich ist; hat es sich in der That zugetragen? Finden sich Proben dazu, welche einen Geschichtrichter überführen können? Ich finde in den bewährtesten Urkunden (k), daß die Bischöfe von Toulouse, von Nismes, von Uzes, von Lodeve, von Beziers, von Agde, von Comminges, und eine Menge anderer ehrwürdigen Personen, welche sich in Montforts Lager befunden, und Augenzeugen gewesen, diese Begebenheit bekräftigen. Sie schreiben dieselbe eigenhändig an alle Rechtgläubige. Alle zeitgenossene Geschichtschreiber bezeugen dasselbige. Nicht ein einziger hat sich unterstanden das Widerspiel zu behaupten. Hat damit ein vernünftiger Geschichtrichter zu seiner Versicherung und Befriedigung nicht genug?

Dessen unangesehen tritt fünfhundert Jahre danach ein Mensch auf, dem es, ohne einen einzigen Grund anführen zu können, in den Kopf kömmt, diese Erzählung mit dem Brandmaale einer Abgeschmacktheit zu bezeichnen. Welchen Namen soll man wohl seiner Entscheidung beylegen?

Die bekannte Uneinigkeit zwischen Philipp dem schönen und Bonifaz dem VIII: die Verlegung des päpstlichen Stuhles in Frankreich: die Ausrottung des Ordens der Tempelherren, und endlich die abendländische grose Kirchenspaltung sind die merkwürdigsten Begebenheiten, welche das auf die Kreuzzüge folgende vierzehnte Jahrhundert ausfüllen. Wer nur immer die Geschichte von Frankreiche gelesen hat, dem müssen sowohl diese Begebenheiten als die Irrthümer, welche Voltaire in deren Vortrage begeht, bekannt seyn. Wir schreiten allso so gleich zu der berühmten Kirchenver-

(k) Math. Paris. An. 121.

versammlung, welche den Eingang des fünfzehnten Jahrhunderts nahmhaft gemacht hat.

XXI Hauptstück.

Von der Kirchenversammlung zu Constanz.

Die prächtigste Versammlung von der Welt wegen der Anzahl der Fürsten und geistlichen Häupter, welche sich dabey eingefunden haben: eine Versammlung, welche eine Menge Misbräuche und Laster, womit die Kirche überschwemmt war, abstellen sollte, sich aber dennoch damit endigte, daß sie einen aller Gottlosigkeiten angeklagten Papst etlicher Ehren entsetzte, und Priester zum Feuer verdammete, die eines unsträflichen Wandels und einer verwundernswürdigen Unerschrockenheit waren, aber beschuldiget wurden, daß sie übele Vernunftschlüsse gemacht haben: eine Versammlung, wobey man um nichts als um Pracht und Herrlichkeit stritt, und während welcher allem Muthwillen Zügel und Zaum gelassen wurde; sehet, das ist der Begriff, den uns Voltaire von der verrufenen Kirchenversammlung zu Constanz machet.

Der vertriebene Prediger, Herr l'Enfant, welcher die Geschichte davon zu Berlin verfasset hat, schildert dieselbe mit keinen so häßlichen und verächtlichen Farben. Mithin gehen bisweilen die gebohrnen Feinde der römischen Kirche mit weniger Bosheit, und mehr Klug- und Bescheidenheit zu Werke, als gewisse Katholiken. Wo die Rede von dieser Kirchenversammlung ist, wird Poggius oft, und allzeit mit Lobserhebung, angeführet, Um diesen bey Voltairen so

hoch angeschriebenen Schriftsteller mit ächten Kennzeichen vorzustellen, wollen wir das Urtheil, welches Erasmus von demselben gefället, anziehen. Poggius, sagt er (1), war ein so schlecht beschlagener Schriftsteller, daß, wenn er auch mit Zoten durchaus nicht gespicket wäre, es dennoch nicht der Mühe werth wäre denselben zu lesen. Allein er ist zugleich so unflätig, daß, wenn er auch der gelehrteste Mann wäre, ihn nichts destominder brafe Leute mit Ekel betrachten sollten.

Hätte derley Schriftsteller einer, wie Poggius ist, zum Vortheile der Kirchenversammlung geschrieben; wie ämsig würde man nicht die Gottlosigkeit seiner Meynungen, die Freyheit seiner Erzählungen, die Bosheit seiner Schmähreden, und mithin den geringen Werth seines Zeugnisses der Welt vor Augen legen? Allein Poggius hat viel Gutes von einem Ketzer, und viel Uebels von den Päpsten und der Geistlichkeit gesprochen; daher soll sein Zeugniß für unverwürflich gehalten werden.

Nach dem Vorgeben des Herrn von Voltaire beläuft sich alles, was sich bey der Kirchenversammlung zugetragen, auf die ungerechte und grausame Verdammung Johann Hussens und Hieronyms von Prag; auf die Absetzung Papst Johann des XXIII; auf etliche unnütze Verordnungen: und Gerson hat mit groser Mühe die Verdammung dieses Satzes erhalten; es giebt Fälle, wo der Meuchelmord eine gottgefällige That ist. Von diesen zweenen Ketzern werden wir handeln, wenn wir zuvor etliche Anmerkungen über die übrigen vorgetragene Gegenstände werden gemacht haben.

Die

(1) Erasm. Epist. L. 4. Ep. 7.

Die Geschichtschreiber haben uns den Balthasar Cossa, Papst unter dem Namen Johann des XXIII, immer als einen dreisten, begierigen, und ehrgeizigen Mann, der durch seine Aufführung und Sitten den päpstlichen Stuhl verunehret hat, vorgestellet. Voltaire vermehrt ihre Erzählung noch, und läßt sowohl die Anständigkeit, als die historische Treue auser Acht. Verkauf der Pfründen und Heiligthümer, Vergiftungen, Ermordungen, „die ausgelassenste Lebensart, „die ungezäumteste Gottlosigkeit, Sodomiterey und „Gotteslästerung wurden ihm beygemessen. Allein „man unterdrückte noch fünfzig, dem Papste zu nach„theilige Punkte des schriftlichen Gerichtshandels.„

Allein ich frage den Herrn von Voltaire, wie man fünfzig Punkte des schriftlichen Gerichtshandels habe unterdrücken sollen, da derselbe nur vier und fünfzig enthielt, die in der Kirchenversammlung alle abgelesen, und Johann dem XXIII verkündiget worden, um sich darüber zu verantworten. Es sind freylich vierzehn Artikel, und nicht fünfzig, wie Voltaire versichert, unterdrücket worden: allein 1stens sind diese vierzehn Artikel Beklagungen, denen keine Proben beygefüget sind. 2tens finden sich diese Artikel in den mehrsten alten Handschriften nicht. 3tens liest man in eben diesen vierzehn Artikeln den grösten Theil der Lasterthaten, die er so sorgfältig anführet, die aber deßwegen zum Wenigsten sehr ungewiß sind. Voltaires Witz und Geschichtkunde hätte sich nicht gewürdiget dieselbe zu sammeln, sondern hätte sie ganz sicher unterdrücket, wenn sie nicht einen römischen Papst betroffen hätten, welcher, ohne aller dieser Abscheulichkeiten schuldig zu seyn, dennoch auf die übrigen Anklagen von der Kirchenversammlung abgesetzet worden,

Gerson, sagt er, hat die Verdammung der Lehrsätze, welche den Meuchelmord billigen, mit groser Mühe erhalten. „ Die Kirchenversammlung schlug „ Gersons Ansuchen lange Zeit ab. Endlich mußte „ man diese Mordlehre verdammen. „

Es ist nichts als eine falsche Beschuldigung und niederträchtige Zänkerey, daß Voltaire saget, die Kirchenversammlung habe das Begehren, welches auf die Verdammung der dem Meuchelmorde günstigen Lehre drang, lange Zeit abgeschlagen. Diese Lehre wurde kurz darauf, als sie angebracht war, verdammet. Allein die Kirchenversammlung wollte keinesweges daran, dieser Verdammung gemäs die Händel des Grafen von Burgunde zu entscheiden, als worüber man ihr stark anlag zu sprechen. Sie begnügte sich mit der Beurtheilung der Lehre. Die Entscheidung der Gerichtshändel überlies sie den dazu gehörigen Fürsten.

Das Wichtigste, was sich nach der Absetzung Johann des XXIII, und der Verdammung der Lehre, welche den Meuchelmord stützet, bey der Kirchenversammlung zugetragen hat, ist die Verdammung Johann Hussens, und Hieronyms von Prag. Dem Herrn von Voltaire dünket nichts verehrenswürdiger gewesen zu seyn, als ihre Personen, nichts weiser als ihre Lehre, nichts unbilliger und widerrechtlicher als ihre Verurtheilung.

Es ist wahr, daß die Weiberliebe eine Schwachheit sey, deren man Johann Hussen, und Hieronymen von Prag nicht beschuldiget hat. Diese Schwachheit ist allzeit strafmäsig; bisweilen aber schadet sie dem allein, der ihr nachgeht, ohne der menschlichen Gesellschaft einen merklichen Nachtheil

theil zu verursachen. Voltaire ist auch so gütig, daß er dieselbe an allen diesen Pfaffen und ausgesprungenen Mönchen entschuldiget, welche die vornehmsten Urheber und die ersten Werkzeuge der Religionsänderung gewesen. Allein der Geist der Aufruhr und Empörung ist immer zu verabscheuen und zu verfluchen. Nun aber regierte dieser Geist Johann Hussen und seinen Lehrjünger, deren Lehre in Voltaires Augen so weis ist. Zwanzigjährige Verwüstungen, Blutbäder und Mätzeleyen in Böhmen, waren die traurigen Folgen dieser Lehre.

„ Welcher Lehrer, sagt er, welcher Schriftsteller wird in Sicherheit seines Lebens seyn, wenn man alldiejenigen zum Scheiterhaufen verdammet, welche sagen, daß es die einzige katholische Kirche sey, welche alle Vorbestimmte in ihrem Schose einschliest: daß die Verworfenen zu dieser Kirche nicht gehören: daß die Landsherren die Priester zur Haltung des Gesätzes anzuhalten schuldig seyn: daß ein gottloser Papst der Statthalter Jesu Christi nicht sey. So lauten Johann Hussens Lehrsätze. Er erklärte sie alle auf eine Art, welche ihm Gnade erwerben konnte. „

Soll man den Herrn von Voltaire hier beschuldigen, daß es ihm an Scharfsinnigkeit des Verstandes gemangelt, und daß er die Folgen dieser Lehrsätze nicht eingesehen habe? Dieselben sind aber doch natürlich und begreiflich genug. Sie zielen allein auf den völligen Umsturz aller geistlichen und weltlichen Ordnung. Denn wäre, zum Beyspiele, ein gottloser Papst der Statthalter Jesu Christi nicht; alsdann wären die Bischöfe,

die er gemacht hätte, keine wahre Bischöfe, und die von diesen Bischöfen geweiheten Priester wären keine wahre Priester: mithin wäre keine rechtmäsige Verwaltung mehr, sowohl der Sacramente als der Kirche. So bald man glaubte, daß ein Papst ein gottloser Papst sey; wäre man nicht mehr verpflichtet, denselben zu hören, und weder ihm noch jenen, die ihre Gewalt von ihm erhalten, zu gehorsamen. Wie sollte alsdann die Verwaltung der Religion bestehen? Die übrigen Lehrsätze lassen sich eben so leicht widerlegen, als jener, wobey wir uns aufgehalten haben. Und da dieselben in diesem letztern Jahrhunderte oft ausgepeitschet worden; wollen wir sie unberührt übergehen.

Allein die von Voltairen angeführten Lehrsätze sind nicht die einzigen, welche an dem Ketzer Johann Hussen verdammet worden. Die Billigkeit hätte erfodert, entweder alle Hauptpunkte der Verdammung anzuführen, oder dieselben nicht zu beschnarchen. Er hätte jene noch beyfügen sollen, welche nach nichts als Schwärmerey riechen, und den Weg zu den grösten Ausschweifungen bahnen. Zum Beyspiele: daß die päpstliche Würde von den römischen Kaisern herkomme. Daß ein Priester, der Lust zu predigen hat, dieses Amt auch wider den Willen der Päpste, der Bischöfe, der Mächte vertreten soll, wenn er nur die Schrift versteht, und nach dem Evangelium lebet. Daß der Kirchengehorsam eine Erfindung der Pfaffen, und kein Befehl der heil. Schrift sey. Daß man keinen Funken der Wahrscheinlichkeit habe, daß zur Verwaltung der Kirche ein Oberhaupt nöthig sey, und daß Christus seine Kirche viel bässer durch seine wahre Nachfolger, als durch derley eben-

teuer-

teuerliche Häupter regieren würde. Es ist Niemand, der den Geist der Empörung und Schwärmerey, welcher durch diese hussitische Lehrsätze eingeflöset wird, nicht vor Augen sieht. Nichts destoweniger findet der Herr von Voltaire nichts sträfliches an denselben.

Man wandte alles in der Welt an, um Hussen zur Erkänntniß seiner Fehler zu bringen. Die gelindesten, und zur Verschonung seiner Ehre bästens eingerichteten Wiederrufungsarten wurden aufgesetzet und ihm vorgeleget. Er war unbeweglich. Er behauptete unveränderlich, er habe nichts als die Wahrheit gelehret. Hierauf lies ihn die Kirchenversammlung entweihen, und übergab ihn dem weltlichen Arme, welcher ihn zum Feuer verdammete. Hieronym von Prag erfuhr nicht lang danach dasselbige Schicksal.

Nach diesem macht der Herr von Voltaire diesen zweenen vortrefflichen Todten eine Leichenrede, und nennet sie Männer eines unsträflichen Wandels, einer verwundernswürdigen Unerschrockenheit, Männer, die blos darum verurtheilet worden, weil sie sich den Haß der Schulfüchse und Pfaffen über den Hals gezogen hatten. Welch ein Unterschied zwischen der Sprache, deren er sich hier bey der gerechten Verdammung dieser Ketzer bedienet, und jener, die er zu Anfange dieser Historie über die Blutzeugen der Kirche geführet!

„ Weder der Kaiser, noch die Väter der Kir-
„ chenversammlung hatten die Folgen der Hinrich-
„ tung Johann Hussens und Hieronyms vor-
„ gesehen. Aus ihrer Asche gieng ein bürgerliches
„ Kriegsfeuer aus. Ihre Rächer waren vierzig-

„ tausend an der Zahl. Das waren wilde Thiere, „ welche die Strenge der Kirchenversammlung „ verbitiert und zaumlos gemacht hatte. „

Das ist schier die einzige Wahrheit, welche in diesem ein und sechszigsten Hauptstücke der allgemeinen Historie anzutreffen. Niemals ist eine Empörung mit so viel Wuth und Grausamkeit begleitet gewesen. Herr l'Enfant kann ohne Schauder nicht davon reden, wiewohl er noch viele Umstände unterdrücket (m). Ich führe die katholischen Geschichtschreiber nicht an, weil sie bey dem Herrn von Voltaire verdächtig wären. Das Zeugniß der Protestanten kann er aber nicht verwerfen. Das ist der Geist, den jene Männer eingeflöset haben, welche er uns als bewunderenswürdige Menschen, als Helden des Christenthumes vorstellet!

Es ist, die Wahrheit zu gestehen, allerdings schwer, die Art, wie man sich gegen Johann Hussen zu Costnitz betragen hat, zu rechtfertigen. Er hatte sich auf ein sicheres Geleit des Kaisers dahin begeben. Allein die Kirchenversammlung hatte ihm keins gegeben, und sie glaubte nicht an das kaiserliche gebunden zu seyn. Will man es Sigismunden zur Schwachheit rechnen, daß er ein kaiserliches sicheres Geleit in einer Reichsstadt nicht hat in Ehren halten lassen; so kann man wenigstens den Vätern von Constanz niemals vorwerfen, daß sie ihr gegebenes Wort nicht gehalten haben. Die Kirchenversammlung untersuchte Johann Hussens Lehre: sie verdammte sie; sie entweihete ihn nach den Rechten, und überlies ihn

der

(m) Mr. l'Enfant Hist. du Concile de Basle L. 3. 4. & suiv.

der weltlichen Gerechtigkeit. Das ist alles, was man auf Voltaires Geschrey, Klagen und Spitzreden zu antworten hat.

Er schliest seine Aftergeschichte der Kirchenversammlung mit einer seltenen Anmerkung. Er schilt Papst Martin den V, welcher aus dem fürstlichen Geschlechte von Colonna war, daß er seinen schönen Namen in den Namen Martin verändert hat. Seiner Seits war er weit geschickter, da er seinen bürgerlichen Namen von Arouet verändert, um denselben zu verschönern, und durch Beyhülfe einer Versetzung und Beyfügung zweener Buchstaben, den Namen von Voltaire heraus zu drechseln.

Die Kirchenversammlung zu Basel, welche zehn Jahre nach der costnitzer eröffnet worden, war einigermaasen nur eine Fortsetzung derselben. Der Anfang davon war ganz rechtmäsig; allein nicht lang danach war es nichts als eine Versammlung ohne Recht. Sie bestund nur noch aus Personen der niederigern Geistlichkeit, welche zwar gute Verordnungen machten, denen sie aber die Gewalt nicht hatten, ein Ansehen zu geben. Die Vernünftigsten unter denen, die zu Basel geblieben waren, begaben sich zuerst von dannen weg. Die Uebrigen waren ebenfalls genöthiget, sich zu scheiden, weil Niemand mehr an sie dachte. Die weitläufigen Vernünftlungen, welche Voltaire über diese Kirchenversammlung macht, will ich nicht untersuchen. Ich werde allein zeigen, was er vom Amadeus von Savoyen saget, den diese ehrwürdige Väter, nachdem sie Eugen den IV abgesetzet hatten, zur päpstlichen Würde erhoben.

„ Nachdem die Kirchenversammlung zu Basel
„ einen weisen Papst abgesetzet; übertrug sie diese
„ Stelle einem leeren Bilde, einem Herzoge von
„ Savoyen, der aus einem Triebe der Andacht,
„ die Poggius sich nicht entschliesen kann für ächt
„ zu halten, zu Ripaille ein Einsiedler geworden.
„ Seine Andacht hielt wider den Ehrgeiz, Papst
„ zu seyn, keinen Stand. Dieser Einsiedler,
„ Herzog und Papst, begnügte sich hernach mit
„ dem Cardinalshute. „

Dieser Herzog, wovon Voltaire hier redet, ist Amadeus der VIII, der ein Salomon seiner Zeit genennet wurde. Nachdem er seine Staate vierzig Jahre sehr weis verwaltet hatte; überlies er sie seinen Kindern. Er begab sich nach Ripaille, einer kleinen Stadt am genfer See, wo er seine Tage theils mit den unschuldigen Lustbarkeiten des Feldes, theils mit Andachtsübungen zubrachte. Solche Wahl beweist, daß die Meynung, die man von seiner Weisheit geschöpfet hatte, nicht ungegründet war. Er that dem Begehren der Väter der Kirchenversammlung zu Basel, welche ihm das Papstthum auftrugen, lange Zeit Widerstand. Endlich nahm er es an; allein er legte es, um der Kirche Frieden zu schaffen, bald wieder nieder, und sturb zu Genf mit dem Ruhme der Heiligkeit. Seine Gedächtniß bleibt in dem Gebiethe des Königs von Sardinien in beständigen Ehren.

Poggius ist der einzige, der ihm Uebels nachzureden das Herz gehabt. Allein es ist bekannt, daß Poggius von tugendhaften Leuten allzeit arg gesprochen. Herr l'Enfant, welcher zu Berlin geschrieben, wußte die Tugend und Wahrheit bäßer zu verehren.

XXII Hauptstück.

Von Johannen von Arc, die Jungfer von Orleans genannt.

Niemanden ist die äuserste Noth unbekannt, worin Karl der VII zu Anfange seiner Regierung getrieben war. Von einem schwachsinnigen Vater, und einer unmenschlichen Mutter enterbet: von dem mehrsten Theile seiner Unterthanen verlassen: von der ganzen Macht seines Vätters, Königs von Aengellande, und seines Grosoheims, Herzoges von Burgunde, Inhabers beyder Burgunden und schier aller Niederlande, überfallen: dem nichts mehr, auser etlichen gegen den Mittelpunkt und den südlichen Theil Frankreichs gelegenen Provinzen, überig geblieben war. Man nannte ihn spottweise anders nicht mehr als den König von Bourges. Die Aengelländer setzten dem belagerten Orleans heftig zu, um sich den Weg zur Loire zu öffnen, und die Eroberung des Königreiches zu Ende zu bringen, als sich die berühmte Jungfer sehen lies.

Dieses sonderbare Mägdchen war eine junge Schäferinn, von unschuldigen Sitten. Sie hies Johanna von Arc, und war nächst bey Vaucouleurs, auf den Gränzen von Champagne und Lotharingen, gebohren. Sie hatte nicht mehr als siebenzehn Jahre, als sie ein starker Trieb ankam, sich dem Könige vorzustellen und zu verkündigen, daß sie zur Befreyung der Stadt Orleans von Gott gesandt sey. Sie wandte sich deßhalben zu Roberten von Baudricourt, Befehlshaber zu Vaucouleurs, der sie als eine aberwitzige Träume-

rinn

rinn mehrmals abwies. Da ihn endlich ihre Versicherungen und ihr inständiges Bitten bestürzeten; willfuhr er ihr, und schickte sie, von zweenen Edelleuten und ihren zweenen eigenen Brüdern begleitet, zu Karl dem VII.

Sobald sie vor dem Könige stund; erklärte sie ihm, sie sey von Gott gesandt, Orleans zu entsezen, und ihn hiernächst nach Rheims zu führen, um allda gesalbet zu werden. Der König glaubte nicht, sich auf das Wort dieser jungen Schäferinn verlassen zu können. Unterdessen lies er sie durch Prälaten, Doctore und obrigkeitliche Personen zur Rede stellen. Man stellte über ihr ganzes Leben die genauesten Untersuchungen an, und man mußte die Weisheit ihrer Antworten, die Unschuld ihrer Sitten, die Unerschrockenheit ihres Muthes, und die auserordentliche Erleuchtung, welche sie in allen ihren Absichten und Rathschlägen blicken lies, jederzeit bewundern.

Man wußte sich indessen noch zu nichts zu entschliesen. Man schickte einen grosen Haufen Hülfsvölker nach Orleans. Man erlaubte dem Mägdchen mitzugehen, und mit diesem Entsatze warf sie sich in die Stadt. Sie nöthigte bald darauf die Aengelländer die Belagerung aufzuheben. Kurz danach schlug sie dieselben zu Patag. Sie entriß ihnen eine Menge fester Städte, und führte den König wider allen Anschein nach Rheims, wie sie gesagt hatte.

Ihre Rede war allzeit, sie sey von Gott gesandt, Orleans zu retten, und den König nach Rheims zur Salbung zu führen. Dem zufolge begehrte sie, nach verrichteter Salbung, Erlaubniß

wieder

wieder nach ihrem Dorfe zurückzukehren. Weil aber die Franzosen glaubten, sie seyn bey ihr unüberwindlich; wendeten sie alles an, um sie beym Kriegsheere zu behalten. Sie lies sich überreden. Sie warf sich in Compiegne, das belagert wurde. Sie ward in einem Ausfalle gefangen, und nach Rouen geführet, wo man ihr den Proceß machte. Eine ungeschickte Staatskunst, und eine niederträchtige Rache war die Richtschnur des ganzen gerichtlichen Verfahrens. Da man sie nun keiner Lasterthat, noch einiges Verbrechens jemals überzeugen konnte; faßte man den Schluß, sie als eine Hexe und Zauberinn lebendig zu verbrennen.

Das ist es, was uns die bewährteste Geschichte lehret, und was wir nach den Maasregeln der strengsten Beurtheilungskunst von diesem seltenen Mägdchen zu glauben haben. Die tiefe Einsicht des Herrn von Voltaire findet nicht allein nichts wunderbares dabey, sondern sie entdecket sogar einen glücklichen Kunstgriff, und ein Mittel, welches die Franzosen ausgesonnen, um Karl den VII aus dem armseligen Zustande, worin er gerathen war, zu ziehen. Hierüber spricht er folgender Weise:

„Ein Edelmann von den lotharingischen Grän-
„ zen, Namens Baudricourt, glaubte an einer
„ jungen Wirthsmagd zu Vaucouleurs eine Per-
„ son anzutreffen, welche geschickt wäre, die Rolle
„ einer von Gott getriebenen Heldinn zu spielen.
„ Diese Johanna von Arc, welche der gemeine
„ Haufen für eine junge Schäferinn hält, war in
„ der That eine junge Wirthsmagd, welche, wie
„ Monstrelet sagt, auf ungesattelten Pferden
„ ritt; stark von Leibe war; und andere,
„ jungen Mägdchen ungewöhnliche Leibs-

„ übun-

„ übungen zu machen pflegte. Man hat sie
„ für eine Schäferinn von achtzehn Jahren aus-
„ gegeben; es ist aber aus ihrer eigenen Bekännt-
„ niß gewiß, daß sie damals acht und zwanzig
„ alt war. „

Der Herr von Voltaire sucht Mittel, das Wunderbare aus der Geschichte der Jungfer auszustosen. Das tauglichste, welches er hierzu findet, ist, daß er zum voraus setze, Baudricourt sey dreist genug gewesen, den König zu hintergehen, und ihm eine Wirthsmagd als ein Weibsbild zu zuschicken, das einen göttlichen Antrieb hätte, und die allerseltsamsten Dinge wirken sollte. Ein weiser Mann hat nun zu urtheilen, ob dies Mittel wohl ausgesonnen sey, und ob diese Muthmasung nur den geringsten Schein der Wahrheit habe. Doch, diese Muthmasung ist durch die Urkunden des Gerichtshandels der Jungfer gänzlich umgestosen. Man findet darin, daß vier Edelleute ausgesaget, Baudricourt habe sich mehrmals geweigert, dieses Mägdchen anzuhören, und er habe auf alles, was sie vorgeschlagen, nicht das Geringste gehalten (n).

Diese Johanna von Arc, welche der gemeine Haufen für eine junge Schäferinn hält, war in der That eine junge Wirthsmagd, sagt der Herr von Voltaire. Allein der gemeine Haufen wird, der Einsicht des Herrn von Voltaire ungeachtet, auf das Zeugniß aller zeitgenossenen Geschichtschreiber, und auf die zuverlässigen Urkunden des Gerichtshandels (o) allzeit dafür halten, daß Johanna

(n) Procés manuscrit. V. Daniel H. de F.
(o) Art. 8. de l'Interrog.

Hanna von Arc, ehe sie die Waffen ergriffen, niemals was anders als ihren Hirtenstab und ihre Viehheerde gekennt habe. Dieses bezeuget sie nach der Salbung des Königes noch selber (p): ich habe den göttlichen Befehl vollzogen, saget sie zum Erzbischofe von Rheims und dem Grafen von Dunois; dessen Inhalt war die Belagerung von Orleans aufzuheben, und den brafen König salben zu lassen. Ich wollte gern, daß er mich wieder zu meinen Aeltern kehren liese, ihre Schafe und ihr Vieh zu hüten, und meine gewöhnliche Arbeiten zu verrichten. Was ihr Alter angeht; so ist es gewiß, daß Herr Rapin von Thoiras, den Voltaire ausschreibt, sich verstosen hat, da er 27 anstatt 17 gesetzet. Ich untersuche nicht, ob es ein vorsetzlicher Irrthum sey. Ich sage allein, daß die zuverlässigen Urkunden des Gerichtshandels diesen Fehler erweisen.

„ Bedfort hielt für nöthig, die Jungfer zu
„ stürzen, um seinen Aengelländern wieder Muth
„ zu machen. Sie dichtete ein Wunderwerk; und
„ er dichtete, als hielte er sie für eine Zauberinn.„

Die Muthmasung des Herrn von Voltaire über die Gesinnungen des Herzogs von Bedfort ist ziemlich wahrscheinlich. Seine Entscheidung über den Betrug der Jungfer hat keinen Schatten Grundes. Dieses Mägdchen ist von einer wundersamen Unschuld der Sitten. Sie redet im achtzehnten Jahre ihres Alters vom Kriege, Trotz den erfahrensten Feldherren. Sie besitzt so wenig Ehrgeitz, daß sie nach geendigter Salbung des Königes

(p) Berri Heraul. de Charles VII.

Königes zur Hut ihrer Heerde zurückzukehren begehret. Was hätte sie wohl antreiben können, Wunderwerke zu dichten? Was kann den Herrn von Voltaire wohl berechtigen, derselben dieses Vorhaben beyzumessen?

Es sind nicht mehr als drey Geschichtschreiber, welche das Wundersame der Geschichte der Jungfer zu entkräften gesuchet: **Enguerrand von Monstrelet, du Haillan,** und **Rapin von Thoiras. Monstrelet,** als ein Unterthan des Herzoges von Burgunde, der die Aengelländer in Frankreich geführet, konnte von der Jungfer weiter nichts wissen, als was die Burgundier und Aengelländer, welchen sie so oft Schläge gegeben hatte, davon sageten. Es war ihnen daran gelegen, dieselbe herunter zu setzen, und das Wunderwerk verschwinden zu machen. Da also die Quelle, woraus er schöpfet, nicht sicher ist; kann man sich wohl auf sein Zeugniß vernünftiger Weise verlassen?

Girard du Haillan, der hundert sechszig Jahre nach der Regierung **Karl** des VII gelebet, saget, es sey durch die Zeit, die alles entdeckt, entdecket worden, daß das Wunderwerk der Jungfer durch etliche Herren, welche sie abgerichtet haben, ausgesonnen und geschmiedet worden. Er führet nicht einen einzigen Schriftsteller an. Nichts, als die Zeit, hat ihm diese schöne Beyträge entdecket. Es ist allem Ansehen nach die Zeit, die ihm entdeckt hat, daß **Baudricourt,** als die Jungfer zu Chinon angelanget, sich allda befunden, und sie dem Könige selbst vorgestellet habe. Dennoch belehren uns die zuverlässigsten Urkunden, daß er zu Vaucouleurs geblieben, als

die

die Jungfer mit den Edelleuten, welche er ihr zugesellet, und mit den Briefen, die er ihr mitgegeben, nach Chinon abreisete. Es ist gleichfalls die Zeit, die ihm entdecket hat, daß der Graf von **Dunois** bey der ersten Unterredung gewesen, welche die Jungfer mit **Karl** dem VII gehalten hat. Unterdessen bewähren uns die Briefe dieses Grafen, daß er nicht dabey gewesen, weil er sich damals in der Gegend von Poitiers befand. Ich weis nicht, wie es geschehen, daß **Bayle** diese Anmerkungen über den **du Haylan** nicht gemacht hat.

Herr **Rapin von Thoiras**, einer der vertriebenen Franzosen, der sich in Aengelland begeben, entschöpfet sich ganz von Beweisen, um das Wunderwerk verdächtig zu machen. Er schrieb in einem protestantischen Lande. Er hatte das unförmliche Urtheil, das die durch die Jungfer allenthalben geschlagenen Aengelländer zu Rouen über sie gefället hatten, vor Augen liegen. Es war ihm nicht anständig, noch dienlich, sich für dieses Mägdchen zu erklären.

Alles, was man von der Geschichte der Jungfer sagen kann, ist, daß diejenigen, welche eine göttliche Eingebung, und etwas wunderthätiges darin bemerken, die stärksten Wahrscheinlichkeiten und Gründe für sich haben; die aber, welche das Gegentheil behaupten, nichts als weitschichtige Vernunftschlüsse, die leicht umzustosen sind, aufbringen können. Diejenigen, welche die Sache in Zweifel gezogen haben, stämmen sich auf Gründe, die mehr als hundert Jahre nach dem Tode dieses seltsamen Mägdchens zum Vorscheine gekommen sind. Die hingegen, welche diese Gründe für ver-

wägen und unwahrscheinlich ansehen, sind von dem Zeugnisse einer grosen Menge zeitgenossener Schriftsteller aller Stände, Würden und Nationen unterstützet. Man kann Landesherren, Obrigkeiten, Doctore, Kriegsleute und Ordensgeistliche aufbringen. Alle diese Zeugnisse kann man in der Abhandlung von der Jungfer, am Ende des sechszehnten Bandes der französischen Kirchengeschichte nachsehen.

XXIII Hauptstück.

Von den türkischen Helden.

Die Staatsänderung, wodurch das Reich der Griechen völlig unter das ottomannische Joch gebracht worden, ist die letzte Abschilderung, worin uns **Voltaire** die Drangsalen Europens im vierzehnten Jahrhunderte, und zu Anfange des fünfzehnten, vor Augen stellet. Diese Abschilderung verdienet, in Ansehung der Helden, die darin vorkommen, alle Aufmerksamkeit. Einer wird der **Blitz**, ein anderer der **Weltweise**, und ein dritter der **grose** zubenamset. Die Christen erscheinen dabey nicht anders als der Schatten, der zum grösern Glanze dieser Schilderung dienet. Diese voltairische Helden sind **Bajazeth** der I, **Amurath** der II, **Mahomet** der II.

Alle Geschichtschreiber bilden uns **Bajazethen** als einen Prinzen ab, der grose Eigenschaften zum Kriege besessen, den er aber auf eine barbarische Art geführet hat. Er war der wildeste und hochmüthigste Mensch unter der Sonne. Dieser Hochmuth

muth war die Hauptquelle aller Drangsalen, die er ausgestanden, und die unter allen, so einem Prinzen jemals zugestosen sind, die schmählichsten und grausamsten gewesen. Er wurde in der Schlacht bey Pruse von **Tamerlanen**, welchen der constantinopolitanische Kaiser um Hülfe angerufen hatte, überwunden und gefangen (q). Als dieser Ueberwinder **Bajazethen** bey seinen Füsen sah; fragte er ihn, wie er mit ihm verfahren wäre, wenn er ihn überwunden und gefangen hätte. Der trotzige Türk antwortete ihm, er sähe ihn anders nicht als einen armseligen Freubeuter an, und wenn er in seine Hände gefallen wäre; hätte er ihn in einen eisernen Käfig eingesperret, und allen Völkern des Erdbodens zur Schau immer mit sich herumgeführet. Wohlan, widersetzet **Tamerlan**, du sollst selber auf diese Weise gehalten werden.

Man sagt, dieser Sultan habe sich an dem Gegitter des Käfigs, worin er eingeschlossen war, den Kopf aus Unwillen eingestosen. Die türkischen Jahrbücher melden weder die Art, noch die Zeit seines Todes. **Voltaire** betheuert auf das Ansehen etlicher Arabier, daß die Erzählung von **Bajazeths** Käfige nichts als ein verächtliches Mährchen sey.

Das ist jener **Bajazeth**, der im Jahre 1396 die berühmte Schlacht bey Nikopolis wider die Christen gewonnen. Nach erhaltenem Siege liess er alle Gefangene, besonders die Franzosen, welche Kaiser **Sigismunden** zu Hülfe gekommen waren, in seinem Angesichte in Stücke zerhauen.

(q) Annal. turques trad. par Leunclavius.

Er verschonte Niemanden, auser fünf und zwanzig Rittern, worunter sich der Graf von Nevers, nachmaliger Herzog von Burgunde, befunden. Dieses war derselbige Herzog, welcher den Herzog von Orleans, Bruder Karl des VI, hat ermorden lassen, und der hierauf selbst auf Befehl Karl des VII, als er noch Dauphin war, ermordet worden. Voltaire berichtet, daß Bajazeth, als er das Lösegeld von diesem Prinzen empfieng, zu ihm gesagt habe: ich könnte dich eidlich verbinden, die Waffen wider mich nicht mehr zu ergreifen; allein ich verachte deine Eide und Waffen. Diese Trotzrede, welche Voltaire mit Vergnügen anführet, ist weder wahr, noch wahrscheinlich. Das Heer der Franzosen von fünfzehntausend Mann, welches unter dem Befehle des Grafen von Nevers stund, hat in der Schlacht über zwanzig tausend Türken niedergemacht. Etliche Geschichtschreiber rechnen diese Zahl noch höher. Bajazeth konnte sie nicht überwältigen, als durch eine unzahlbare Menge frischer Kriegsvölker, die er ohne Unterlaß anrücken lies (r). Ist es wahrscheinlich, daß er die Waffen solcher Kriegsleute verachtet habe?

Amurath der II wird als ein Weltweiser vorgestellt, der nach der Einsamkeit einzig trachtete. Dennoch ist das nur ein Weltweiser auf türkische Art. Den Anfang seiner Regierung machte er mit der auf seinen Befehl veranstalteten Erwürgung seines Bruders. Die Kinder des Königs von Albanien, welche er als Geiseln in Händen hatte, brachte er durch Gift um. Er fiel in alle Land-

(r) Le Laboureur Hist. de Charles VI, L. 16. Pontus Heuterus de Reb. Burgund.

Landschaften Europens und Asiens, wo er nur konnte, ein. Voltaire sagt, es sey etwas seltenes um einen türkischen Weltweisen, der die Krone zweymal abgeleget. Es ist wohl ein Glück für die Welt, daß dergleichen Weltweisen, wie Amurath der II gewesen, rar sind.

So viel die Abdankungen des Reiches betrifft, welche uns Voltaire zur Bewunderung vorstellet; giebt uns Chalcondylas Nachricht, wie es sich damit verhält (s). Dieser erzählt, es sey Amurathen eines Tages in den Kopf gekommen, der Welt Abschied zu geben. Er begab sich in ein Kloster der Dervis. Allein es stund nicht lang an; so wurde er dieses Lebens überdrüssig. Er lies bald darauf etliche seiner alten Befehlshaber zu sich kommen, mit welchen er Mittel auskartete, wieder auf den Thron zu gelangen. Sie fanden kein füglicheres, als eine grose Jagd anzustellen, welcher der junge Mahomet beywohnen sollte. Während der Zeit, daß dieser junge Prinz den Hirschen nachsetzete; versammelte Amurath den Divan oder grosen Rath, gab unterschiedliche Befehle, begab sich auf den Weg, sich an die Spitze des Kriegsheeres zu setzen, und lies seinen Sohn durch die Befehlshaber, welche die Sorge über seine Person und Erziehung hatten, nach Pruse zurückbringen. Dergestalt folgte die Wiedereinsetzung auf die Abdankung so geschwind, daß man nicht einmal die Zeit gehabt, im Reiche davon benachrichtiget zu werden. Was uns demnach Voltaire als eine Heldenthat anrühmet, ist nichts als eine zweyfache Schwachheit an dem weltweisen Amurathen.

(s) Chalcond. L. 7.

Er verlangt, daß wir diese seltene und unerhörte That ebenfalls bewundern, daß nämlich Mahomet, aus einem blosen Triebe der kindlichen Schuldigkeit, die Krone seinem Vater unverzüglich wieder abgetreten habe. Allein die Verwunderung wird aufhören, wenn man betrachtet, daß Mahomet damals nicht mehr als vierzehn Jahre alt, und von keinem einzigen namhaften Befehlshaber unterstützet war. Diese Verwunderung wird noch mehr verschwinden, wenn man bedenket, daß eben dieser Mahomet, als er acht Jahre hernach auf den Thron gelanget, denjenigen sogleich hat erdrosseln lassen, der die mehrste Schuld an Amuraths Wiedereinsetzung gewesen. Wer sich auf die Lobreden des Herrn von Voltaire, die er den türkischen Helden zu Ehren macht, beziehen wollte, der würde nicht gar sicher gehen.

Ich will kürzlich von der den Christen so nachtheiligen Schlacht bey Varna reden. Der Cardinal Julian Cesarini, Papst Eugen des IV Gesandter, hatte eine Bündniß zwischen den Ungarn, Polen, dem Kaiser von Constantinopel, den Venetianern und dem Fürsten von Caramanien wider Amurathen zu Stande gebracht. Das Haupt dieser Bündniß war der Papst, welcher ein zahlreiches Heer zu Wasser unterhielt. Der Sultan gerieth in Schrecken, und schlug dem Ladislaus, Könige in Ungarn, einen zehnjährigen Stillestand, mit den für die Christen vortheilhaftesten Bedingnissen vor. Ladislaus nahm den Stillestand an, und Amurath gieng mit seiner ganzen Macht auf den Fürsten von Caramanien los.

Sobald der päpstliche Gesandte von dem Vertrage, worin sich Ladislaus eingelassen, Nachricht erhalten; gieng es ihm überaus stark zu Herzen. Allein er lies die Hoffnung, ihn wieder auf seine Seite zu bringen, nicht fahren. Er zeigte ihm, daß er, ohne Einwilligung der übrigen verbundenen Mächte, keinen besondern Vertrag habe machen können: Amurath suche nichts anders, als sie zu trennen, um hernach einen jeden insbesondere anzugreifen; sollte er des gegebenen Eides wegen einen Anstand machen; so hätte er als päpstlicher Gesandter Gewalt ihn davon loszuzettelte, wie er ihn denn wirklich davon loszettelte. Der junge König lies sich überreden; aber anstatt auf die Zusammenstossung aller Kräfte zu warten, machte er sich mit zwanzigtausend Mann unvorsichtiger Weise auf, und griff Amurathen, der mehr als sechszigtausend Mann stark war, an. Er that, während der ganzen Schlacht, unglaubliche Wunder der Tapferkeit. Allein endlich wurde er von der Menge überfallen und durchbohret, und sein Tod brachte sein Heer in die äuserste Verwirrung. Höret nun, wie Voltaire von dieser Schlacht redet.

„ Kaum war der Frieden beschworen; so dringt
„ der Cardinal Julian Cesarini auf dessen Bruch.
„ Man hat schon gesehen, daß die Regel, den
„ Ketzern kein Wort zu halten, eingeführet
„ worden. Man folgerte, daß man es auch den
„ Mahometanern zu halten nicht schuldig wäre.
„ Ladislaus, durch falsche Hoffnung betrogen,
„ fällt in des Sultans Lande ein. Es kömmt
„ nahe bey der Stadt Varna zum Treffen. Amu-
„ rath, als seine Kriegsvölker schon im Weichen
„ waren, bath Gott, die Meyneidigen zu strafen,

„ und diese Uebertretung der Völkergesätze zu rä-
„ chen. Der Meyneid bekam für diesmal seinen
„ verdienten Lohn. Die Christen wurden nach
„ einem langen Widerstande überwunden. Der
„ Cardinal Julian, welcher der Schlacht beyge-
„ wohnet, wollte in seiner Flucht über einen Fluß
„ setzen, und gieng, wie es heist, wegen der Last
„ des Goldes, das er bey sich hatte, darin zu
„ Grunde. „

Es ist sicher, daß **Ladislaus** in diesem ganzen Kriegslaufe mehr Tapferkeit als Vernunft, und der Cardinal **Julian** mehr Eifer als Ehrfurcht gegen die Gesätze des Eides bewiesen. Dreyhundert Jahre später hätte man die bündigsten Gründe, den Stillestand zu brechen, ohne Mühe gefunden. Man hätte durch eine schöne Schutzschrift dargethan, daß man dazu berechtiget, ja sogar verbunden wäre. Ich bemerke hierauf, daß **Aubery** in seiner Geschichte der Cardinäle **Julian Cesarinen** als einen der grösten Männer selbiges Jahrhunderts, und besonders als einen Mann einer verwundernswürdigen Uneigennützig- und Barmherzigkeit, beschreibt. Er meldet die zeitgenossenen Schriftsteller, woraus er diese Gemüthsbildung hernimmt.

Der Herr von **Meaux** macht kein Bedenken zu sagen, daß dieser Cardinal der gröste Mann seines Jahrhunderts gewesen (t). Der Cardinal **Julian** muß in der That ein groser Mann gewesen seyn, weil **Voltaire** so viel Uebels von ihm saget.

Mahomet der II ist der dritte Held, welchen **Voltaires** Bewunderung und Eifer zum Gegenstande

(t) Hist. des Var. L. 1.

stande hat. Es befremdet ihn, daß man denselben so wenig oder so schlecht kennet. Aus dieser Ursache sucht er mit genauerer Sorgfalt alles hervor, was nur immer groses, hohes und heldenmüthiges in seinen Denkungsarten, Anschlägen, Unternehmungen und Erfolgen anzutreffen ist.

Man muß gestehen, daß, wenn beglückte Gaben, ein heftiger Ehrgeiz und herrliche Ausschläge der Sachen einen Fürsten gros machen; eine unmenschliche Grausamkeit hingegen, eine sinnreiche Treulosigkeit, eine beständige Verachtung aller, auch der ehrwürdigsten Gesätze, das Merkmal eines ruglosen Menschen sind: so muß man gestehen, sage ich, daß **Mahomet** der II beyde Namen verdienet. Das ist das Urtheil, welches **Bayle** über ihn gefället. **Mahomet** der II, sagt dieser Rüger (u), **war einer der grösten Männer, welche die Geschichtbücher aufweisen, wenn man sich mit den einem Eroberer nöthigen Eigenschaften begnüget; denn die Eigenschaften eines brafen Mannes muß man in seinem Leben nicht suchen.**

„ Die Mönche, sagt uns **Voltaire**, haben die-
„ sen **Mahomet** als einen tollsinnigen Barbarn
„ beschrieben. Allein alle türkische Jahrbücher
„ bewähren uns, daß er der bästens erzogene
„ Fürst seiner Zeit gewesen. Er gab den über-
„ wundenen Christen die Freyheit, sich einen Pa-
„ triarchen zu wählen. Er führete denselben selbst
„ mit gewöhnlicher Feyerlichkeit ein, woraus er-
„ hellet, daß er weiser und leutseliger gewesen,
„ als man glaubet. „

(u) Dict. de Bayle, Art. *Mahomet.*

Allein alle zeitgenossene Geschichtschreiber belehren uns, daß dieser so wohl erzogene, so leutselige und so weise Fürst seinen Bruder allsobald habe ersticken, und jenen, der seinen Befehl vollzogen, habe hinrichten lassen, um sein Laster zu verhöhlen: daß er den David Comnenus, samt seinen dreyen Kindern, nach der Einnahme von Trebisonde, wider sein gegebenes Wort habe umbringen lassen: daß er mit den Fürsten von Bosnien und Mitylene auf gleiche Art verfahren: daß er seinen Admiral selbst abgeprügelt, weil derselbe, während der Belagerung von Constantinopel, etlichen zum Entsatze angekommenen Schiffen den Eingang in den dasigen Haven nicht hatte wehren können; daß er das ganze Haus des Notaras habe vertilgen lassen, weil dieser Herr einen seiner Söhne zur Ersättigung der viehischen Wohllust dieses Sultans nicht hatte hergeben wollen. Es sind noch tausend dergleichen Stücke von diesem so weisen, so leutseligen, so wohl erzogenen Fürsten übrig. Ich rede hier nichts von der barbarischen Herzhaftigkeit, die er gezeiget, da er, um das Murren seiner Soldaten zu stillen, seiner Beyschläferinn Irene den Kopf mit eigener Hand abgeschlagen. Voltaire sieht dieses als eine seinem Helden fälschlich beygemessene Sache an; da er aber keine einzige Probe der Falschheit beybringen kann: so begnügt er sich seufzend zu sagen: „ wozu dient es, die Abscheulichkeiten zu vervielfältigen? „ (x)

Nachdem er von Mahomets Leutseligkeit und guter Erziehung gehandelt; beschreibt er seine Gemüthsart folgendergestalt: „ Er war zwey und „ zwan-

(x) Vid. Chalcond. L. 8. & Constant. Ducas.

„ zwanzig Jahre alt, als er den Thron der Sul-
„ tane bestieg (y). Von dieser Zeit an machte er
„ Anstalten, sich auf den constantinopolitanischen
„ zu schwingen. Zu Anfange des Aprils 1453
„ wurde das Feld mit Soldaten, welche die Auf-
„ mutzung auf dreymal hunderttausend Mann
„ schätzet, und die Meerenge am Propontis mit
„ ungefähr dreyhundert Galeren und hundert
„ kleinen Schiffen bedecket. Eine der seltensten
„ und bewährtesten Thaten ist der Gebrauch, den
„ Mahomet von einem Theile dieser Schiffe ge-
„ macht hat. Dieselben konnten in den mit star-
„ ken Ketten versperreten Haven der Stadt nicht
„ einlaufen. Er läßt in einer Nacht die Erde
„ mit Tannenbrettern, welche mit Unschlitte und
„ Fette überstrichen, und gleich einer Schiffkrippe
„ geleget waren, auf zwo Meilen Wegs bedecken.
„ Er läßt achtzig Galeren und siebenzig Lichter (*)
„ durch Maschinen und Anlegung der Hände fort-
„ schieben, und auf diesen Dielen daher laufen.
„ Dieses ungeheuere Geschäft wird ganz in einer
„ einzigen Nacht bewerkstelliget, und die Bela-
„ gerten waren Tags darauf sehr bestürzt, als sie
„ eine ganze Flotte in ihre Häfen hinab laufen
„ sahen. „

Der Herr von Voltaire glaubet, es sey auf-geschnitten, wenn man Mahomets Kriegsheer auf dreymal hunderttausend Mann schätzet. Al-lein mit welchem Beweise kann er darthun, daß dasselbe nicht so stark gewesen? Zeiget nicht die entsetzliche Menge Soldaten, welche er in den Stürmen aufgeopfert, wo er öfters zehn bis zwölftausend Mann sitzen lies, daß er eine unge-

heure

(y) Im Jahre 1451. (*) Eine Art Schiffe.

heure Anzahl Leute müsse bey sich gehabt haben? Er hat in den vergeblichen Stürmen, die er auf Belgrad gewaget, welches der tapfere Hunniades vertheidigte, vierzig bis fünfzigtausend Mann eingebüset. Bey Rhodis, welches der berühmte Herr von Aubusson vertheidigte, war sein Verlust noch gröser, ohne sich Meister davon machen zu können. Dieses von dem Herrn von Voltaire so belobte türkische Kriegsvolk, ist von einer geringern Anzahl Christen gar oft überwunden worden, ohne ein einzigesmal zu siegen, wenn es nicht an der Zahl ein auserordentliches Uebergewicht hatte. Soll es demnach jemanden Wunder geben, daß Mahomet, um sich einer so starken, so grosen und so volkreichen Stadt, wie Constantinopel war, zu bemächtigen, dreymal hunderttausend Mann auf die Beine gesetzet habe? (z)

Er bestraft die Christen, welche Mahomets Heer dreymal hunderttausend Mann stark rechnen, einer Aufmutzung. Allein wenn jemals eine lächerliche Aufmutzung begangen worden; so ist es gewiß diejenige, die er selber macht, da er behauptet, das unermessene Werk der Fortschleppung von hundert und fünfzig Schiffen sey in einer einzigen Nacht unternommen, angefangen und geendiget worden. Ein Märchenschreiber kann dergleichen Dinge ausstreuen; allein ein Kluger ist weit entfernet, dieselben zu glauben. Es ist wahrscheinlich, daß man sich Zeit genommen, um aus dem Bretterwerke eine Krippe zu stalten, worauf die Schiffe sollten fortgeschoben werden, und daß man hernach zu deren Uebersetzung nur eine Nacht angewandt habe; allein es hat nicht das geringste

Anse-

(z) Vid. Chalcond. L. 9.

Ansehen, daß die Zurüstung und Uebersetzung in derselbigen Nacht zugleich bewerkstelliget worden.

Um **Mahomets** rührende Gutherzigkeit bekannt zu machen, macht der Herr von **Voltaire** eine andere Erzählung, deren Falschheit jedermann, der die Geschichten auch nur obenhin zu untersuchen gewöhnt ist, also gleich einsieht.

„ Constantinopel wurde erobert, sagt er, aber auf
„ eine ganz andere Art, als es alle unsere Schrift-
„ steller erzählen. Kaiser **Constantin** sah sich ge-
„ zwungen, wegen Uebergabe der Stadt einen
„ Vertrag zu machen. Er sandte einen Haufen
„ Griechen, die Bedingnisse beym Ueberwinder
„ einzuholen. Man wird in vielen Punkten eins;
„ da aber die griechischen Abgesandten auf dem
„ Rückwege nach der Stadt begriffen waren:
„ schickte ihnen **Mahomet**, der noch etwas mit
„ ihnen sprechen wollte, in Eile nach. Als die
„ Belagerten eine Menge Türken den Ihrigen
„ nachlaufen sahen; schossen sie unbedachtsamer
„ Weise auf die Türken. Diese werden unver-
„ züglich mit andern verstärket. Die griechischen
„ Abgesandten gehen durch eine heimliche Thüre
„ wieder hinein. Die Türken dringen sich mit
„ ein, und bemeistern sich der Oberstadt, die von
„ der untern abgesöndert war. **Mahomet**,
„ Meister von einem Theile der Stadt, war so
„ gutherzig, daß er dem andern Theile denjeni-
„ gen Vertrag, welchen er mit der ganzen Stadt
„ hatte machen wollen, anerboth, den er auch hei-
„ lig gehalten. „

Voltaire will die Art, wie alle christliche Schriftsteller die Eroberung Constantinopels erzählen, nicht gelten lassen. Er giebt vor, man

habe

habe einen Ergebungsvertrag errichtet, worauf ein Mißverständniß vorgefallen sey, welches Ursache gewesen, daß ein Theil der Stadt die Vortheile dieses Vertrages nicht habe genießen können. Allein hierüber lassen sich folgende Anmerkungen machen:

Erstlich zieht er seine neue Nachricht von der Einnahme Constantinopels aus dem **Demetrius Cantemir**; und auf dem Blatte, welches auf jenes folget, wo er diese Nachricht giebt, gesteht er ein, daß **Demetrius Cantemir** ein tüchtiger Fabelhanns sey.

Zweytens bemerken die türkischen Jahrbücher, welche vom Freyherrn von **Leopoldsdorf** von Constantinopel mitgebracht, und vom **Leunclavius** übersetzet worden, daß die Stadt mit Gewalt erobert worden; sie melden aber nicht ein Wort von einem Ergebungsvertrage.

Drittens berichtet **Cantacuzene**, der auf dem Orte selber gewesen: der nach Eroberung der Stadt vielfältige Gelegenheiten gehabt, sich mit den Viziren zu unterreden: der sich alle verschiedene Angriffe bekannt gemacht: **Cantacuzene**, sage ich, berichtet sehr ausführlich, auf welche Weise jeder Ort berennet und eingenommen worden. Hieraus ist zu schliesen, daß der Ergebungsvertrag, den **Voltaire** sich einbildet, eben sowohl erdichtet sey, als die Gutherzigkeit des Helden, welchen er bewundert.

Was uns die zuverlässigsten Geschichtschreiber bewähren, ist dieses, daß bey der Eroberung Constantinopels ungefähr vierzigtausend Mann erwürget,

würget, sechszigtausend zu Sklaven gemacht worden, und daß die Anzahl der Zerstreueten so entsetzlich gros gewesen, daß der Sultan sich gezwungen gesehen, aus unterschiedlichen Landschaften seines Reiches Leute kommen zu lassen, um die unglückselige Stadt wieder zu bevölkern. Man beurtheile hieraus **Mahomets** Gutherzigkeit (a).

Um sich einen ächten Begriff von der Beschaffenheit dieses Fürsten zu machen, muß man gestehen, daß er viele sehr erhabene Eigenschaften, aber auch noch grösere Laster an sich gehabt habe: daß er jene Ruhmsucht, die man als das Merkmaal groser Geister ansieht, in ihrem ganzen Umfange besessen, ihre ächte und tugendhafte Triebe aber sehr selten empfunden habe: daß er von Natur sehr gewaltthätig und grausam gewesen, daß aber die Staatskunst diesen ungestümmen Trieben bisweilen Einhalt gethan. Eben diese Staatskunst hat verursachet, daß er sich dann und wann den Christen geneigt erwiesen, daß er zu Constantinopel einen Patriarchen in Besitz geführet, daß er den Christen etliche Kirchen gelassen, aus Furcht, sie möchten das ganze Land räumen. Der Herr von **Voltaire**, der niemals unterläßt, die Mängel und Fehler der christlichen Fürsten zu vergrösern, stellt **Mahometen** nur auf der schönsten Seite vor. Er vergißt nichts, um denselben zu rechtfertigen, zu vertheidigen, und als ein Wunder abzubilden. Es scheint, es sey ein Glück für **Mahometen** gewesen, daß er nicht unter die Christen gehöret.

Hierauf

(a) Cantacuz.

Hierauf giebt uns der Herr von **Voltaire** eine Erklärung von der Regierung der Türken. Er beschreibt dieselbe als eine sanfte, bescheidene, gerechte Regierung, worunter das Volk ruhig und in Sicherheit ist, wo, ausser etlichen grosen Häuptern, Niemand etwas zu fürchten hat, endlich als eine Regierung, welche dem Begriffe, den wir uns in Europa davon machen, schnurgerad widerläuft. Ich will mich nicht aufhalten, um alle falsche Meynungen, die er uns diesfalls beyzubringen suchet, zu verbässern. Die Schwäche des ottomannischen Reiches, das Elend, die Unwissenheit und Ungeschicklichkeit des Volkes, welches dasselbe bewohnet, sind ein hinlänglicher Beweis, wie weit sein Angeben von der Wahrheit entfernet ist. Man lese das artige Werk über die Sitten und Gebräuche der Türken, welches Herr **Guer** vor etlichen Jahren ans Licht gegeben. Man wird nichts so verschieden finden, als die Türken, wie Herr **Guer** probieret, daß sie heute zu Tage beschaffen sind, und dieselbigen Türken, wie **Voltaire** sie abmalet.

XXIV Hauptstück.

Von der Kirche unter Papst Leo dem X.

Ehe wir von der grosen Veränderung reden, die zu Anfange des sechszehnten Jahrhunderts in der Religion vorgegangen; wollen wir so gleich die Schilderung betrachten, die uns **Voltaire** vom Zustande, worin sich damals die Kirche befand, vor Augen leget. Wie er vorgiebt, so wußte der römi-

römische Hof damals von nichts als von Freuden und Lustbarkeiten. Die Bischöfe lebten schier allenthalben, als wohllüstige Fürsten. Die Ausgelassenheit der Sitten war bey den Kirchenhirten, Pfarrherrn und Mönchen allgemein. Man fand überall aufgerichtete Kaufläden oder Rechenkammern, wo Ablässe, Lossprechungen, Gesätzfreyheiten um allerley Preise öffentlich verkaufet wurden. Endlich lebte man fast in allen Theilen der christlichen Welt in der schändlichsten Unwissenheit. Das sind die Züge der Abbildung, welche Voltaire von der Kirche zu Anfange des sechszehnten Jahrhunderts machet. Wir wollen diese Züge, einen nach dem andern besonders untersuchen.

Ich bemerke, daß er vom Maimbourg niemals spricht, ohne ihn einen Marktschreyer zu heissen; und er selbst, so oft er von der römischen Kirche redet, ist ein treulicher Abschreiber jener protestantischen Marktschreyer, welche dieselbe mit so häßlichen oder lächerlichen Farben entwerfen. Ich gestehe zwar, daß er mit ihnen nicht sage, Rom sey Babylon, der Papst der Antichrist, der katholische Gottesdienst eine Abgötterey. Er brauchte mehr Bescheidenheit, aber nicht weniger Bosheit.

Es ist wahr, daß der römische Hof niemals so prächtig gewesen, als unter der Regierung Papst Leo des X. Alle Geschichtschreiber bezeugen einhällig, daß dieser Papst immer die Neigungen und Gesinnungen eines grosen Fürsten habe blicken lassen; allein kein einziger tadelt an ihm diese unanständige Wohllüstigkeit, welche der Herr von Voltaire bemerket. Paul Jovius, der die übertriebenen Ausgaben und Verschwendungen dieses Papstes gleich den übrigen Schriftstellern verdam-

met, giebt der Reinigkeit seiner Sitten das herrlichste Zeugniß (b). Es sind zwar, die Wahrheit zu sagen, etliche Schauspiele bey Hofe gehalten worden; allein dieselben wurden von Niemanden als jungen römischen Edelleuten aufgeführet, und schmeckten nicht nach Gottlosigkeiten, wie gewisse Stücke etlicher Schriftsteller unserer Zeit. Zudem lies er sich durch die Lust, die er zu prächtigen Festen hatte, nicht hindern, die zur Verwaltung der Kirche nöthigen Sorgen anzuwenden. Alle Geschichtschreiber erzählen uns seine Bemühungen, **Luthers** Ausschweifungen zu hemmen: was er für geschickte Männer dazu gebrauchet: wie er sich beym Kaiser bestrebet, die Irrlehren gleich in der Geburt zu ersticken. Allso verleitete ihn die Neigung zur Pracht keineswegs zur Vernachlässigung der Religion (c).

Die Cardinäle, welche **Leo** nach derer Tode, die sich wider ihn verschworen hatten, gemachet hat, stellet uns **Voltaire** als lauter wohllüstige Leute vor. Nichts destoweniger findet man unter diesen Cardinälen einen **Laurenz Campeggi**, einen der gelehrtesten, der fähigsten, der heiligsten Bischöfe seiner Zeit: den berühmten **Cajetan**, welcher hernach wider **Luthern** gebrauchet worden: den Cardinal **Trivultius**, welchen man das Muster der Tugend und Frömmigkeit nennte: den Cardinal von Utrecht, der hierauf unter dem Namen **Adrian** der VI Papst geworden: den ehrwürdigen **Aegid von Viterbo**, General der Augustiner. Man urtheile hieraus von der Einsicht des Kunstrichters, und von der Treue des Geschichtschreibers.

Nach-

(b) Paul. Jov. Vit. Leon. X.
(c) Hist. des Variat. Hist. du Luther.

Nachdem Voltaire vom Oberhaupte der Kirche gesprochen; kömmt er hinter die Bischöfe. Die Kirchenhirten, sagt er, lebten damals allenthalben, Spanien ausgenommen, als wohllüstige Fürsten. Ihrer etliche besasen acht bis neun Bißthümer.

Es scheint, daß der Herr von Voltaire sich wenig an der Geschichte seines Jahrhunderts halte. Es ist wahr, daß damals ein Erzbischof von Köln gewesen, Namens Gebhard Truchseß, welcher eine Klosterfrau geheurathet, und von den Chorherren, die an seiner statt einen andern gewählet haben, von seinem bischöflichen Sitze vertrieben worden. Ein Bischof von Beauvais verheurathete sich kurz darauf auf gleiche Art, und ward ebenfalls verjaget. Ein Bischof von Nevers, Jakob Spifame mit Namen, nahm gleicherdings ein Weib, und starb zu Genf eines jämmerlichen Todes. Allein alles dieses geht die katholische Kirche nicht an. Dies waren die Früchte, und herrlichsten Siegeszeichen der Glaubensmusterung. Diese Bischöfe waren die ersten Eroberungen, welche die Religionsverbässerer gemacht haben.

Zur jenigen Zeit, als sich die Aergernisse erzäugeten, sah man auch, daß der gröste Haufen der Bischöfe in Deutschlande und Frankreiche die Kirche durch die Frömmigkeit ihres Lebenswandels auferbaueten, oder durch ihre Wissenschaften erleuchteten. In Deutschlande war der Cardinal von Brandenburg, Erzbischof von Maynz, das Muster der eiferigsten Kirchenhirten. In Frankreiche sah man die Bischöfe von Selve, Danetz, von Beaucaire, von Saintes, Peter Berlanden, von Albret, Sadolet, welche alle würdig waren

unter die Zahl der Kirchenhirten der ersten Zeiten gesetzet zu werden. Warum schweigt Voltaire von den Auferbauungen jener Zeit mausstille, da er doch die damaligen Aergernisse so fleißig aufsuchet? heist das die wahrhaften Sitten des Jahrhunderts beschreiben?

Was die Vielheit der Pfründen angeht; so gesteht man, daß dieser Misbrauch damals sehr gros war. Alexander der VI, dessen Regierung Voltaire eben so stark lobet, als die Katholischen sie tadeln, unterstützete denselben durch eine Staatsklugheit, welche den Regeln und Satzungen der Kirche gänzlich zuwider war. Allein dieser Aergerniß wurde durch die tridentinische Kirchenversammlung bald gesteuert.

Nach solcher Schilderung der Kirchenhirten hat man keine vortheilhaftere für die Schafe zu erwarten. „ Alle katholische und protestantische „ Schriftsteller schreyen wider die Ausgelassenheit „ der Sitten selbiger Zeit. Sie sagen, daß nichts „ gemeiner gewesen sey als Priester, die nach dem „ Beyspiele Alexander des VI ihre Kinder öf„ fentlich auferzogen. Die Protestanten haben „ gründlich dargethan, daß das Volk, in vielen „ Staaten Deutschlandes, seine Pfarrherren im„ mer verbunden habe, sich Beyschläferinnen zu „ halten, damit die verheuratheten Weiber in Si„ cherheit wären. „

Dieses verleumderische Geschrey über die Sitten der Katholischen ist schon tausendmal aufgewärmet, auch schon tausendmal widerleget worden; und ungeachtet dieser Widerlegung finden sich noch Leute, die sich nicht scheuen, dasselbe aufs

neue

neue anzustimmen. Le Laboureur, ein überaus richtiger Schriftsteller saget, er habe über vierzig ganze Bände voll Schmähungen gesehen, welche von den neugebackenen Evangelisten ausgestoßen worden. Vermuthlich hat Voltaire aus diesen Quellen geschöpfet. Le Laboureur füget hinzu, diese Schriften allein seyn hinlänglich, die Religionsstreitigkeiten zu beurtheilen, und den scheinbaren Vorwand der Glaubensreinigung dieser ersten Neulinge zu vernichten. Der Cardinal de la Bourdaisiere, königlicher Staatsverweser zu Rom, sagt noch weit mehr davon (d).

Es gab den Protestanten Wasser auf ihre Mühle, daß sie die Sitten der Katholiken verschrieen. Es ist sehr leicht zu begreifen, warum Luther, nachdem er mehr als fünfzehn Jahre Mönch, und ungefähr zehn Jahre Priester gewesen, in einer seiner Predigten gesagt habe, es sey ihm eben so wenig möglich ohne Weib zu seyn, als ohne Nahrung zu leben. Und gleich darauf nahm er eine Nonne, die er vor zweyen Jahren aus dem Kloster gezogen hatte, zur Ehe. Etliche haben geschrieben, daß dieselbe wenige Tage nach der Hochzeit niedergekommen sey (e).

Der Franciscaner, der zur Aufnahme der Religionsänderung zu Genf so viel beygetragen, dachte eben so, wie der entkappte Augustinermönch. Nachdem er Sätze wider die Lehre der Kirche hatte vertheidigen lassen; endigte er diese Handlung, wie sich die Schauspiele endigen. Er verheurathete sich in demselbigen Saale mit einer Buchdruckers Tochter (f).

(d) Le Labour. Add. aux Mem. de Casteln. (e) Erasm. Ep. (f) Hist. du Calv. de Maimb. L. 1.

Calvin predigte unaufhörlich von der Unmöglichkeit, die Keuschheit zu halten. Diese neue Apostel insgesamt haben eine Menge Priester, Mönche und Klosterfrauen verführet, jene aber gelästert, welche sie nicht verführen konnten.

Ein wenig mehr Beurtheilungskunst und Redlichkeit hätte den Herrn von Voltaire abgehalten, mit denselben in ein Horn zu blasen. Wir wissen freylich wohl, daß es Priester und Ordensmänner gegeben, welche an ihren Verheisungen und Gelübden meyneidig geworden; allein jene waren allezeit in weit gröserer Anzahl, die ihren Pflichten mit unverletzter Treue nachgekommen sind.

Ich sage jetzo weiter, daß es wenig Jahrhunderte gegeben, worin die Fürsten, Könige und Prinzessinen die Religion so verherrlichet haben. Ludwig der XII: die Herzogin von Bourbon: Johanna von Frankreiche, ihre Schwester, welche unter die Zahl der Heiligen gesetzet worden: Maria von Anjou, Karl des VII Gemahlinn: die königliche Gemahlinn Franz des I, haben sich und der Religion durch ihre Frömmigkeit, die gröste Ehre verschaffet. Zudem wurden zu eben diesen Zeiten viele auferbäuliche Verbässerungen der Abteyen und Klöster zu Stande gebracht. Der Herr von Voltaire füllt seine Feder, zur Beschreibung der Sitten dieses Jahrhunderts, mit lauter Galle. Wir indessen werden dem blosen Zeugnisse der Wahrheit Gehör geben.

Der letzte Zug der Schilderung ist die Aufrichtung des öffentlichen Kaufladens der Abläße, Lossprechungen, und Gesätzfreyheiten um allerley Preise. „ Was das widrigste war, sagt er, war

„ ein

„ ein öffentlicher Verkauf der Ablässe, Losspre-
„ chungen und Gesätzfreyheiten um allerley Preise.
„ Ein Subdiakon, der ein Mörder war, wurde
„ um zwanzig Thaler losgesprochen. Ein Bischof,
„ ein Abt konnten um dreyhundert Pfunde einen
„ Meuchelmord begehen. Alle, auch die eben-
„ teuerlichsten, Geilheiten hatten ihren gesetzeten
„ Preis. „

Hat man so auserordentliche Dinge vorzutragen; so sollte man entweder tüchtige Proben davon geben, oder es nicht übel nehmen, daß man einer Unwissenheit oder Treulosigkeit bestrafet werde. Voltaire ist dieses Orts ein bloser Abschreiber des unverschämten Marktschreyers und Verleumders Heinrich Stephans, und einiger andern dergleichen Schriftsteller. Was hat man aber von dem zu erwarten, der sich solcher Quellen bedienet?

Man lese die in der basler Kirchenversammlung gemachte, und in Frankreiche unter Karl dem VII angenommene Verordnung (g); man wird sehen, mit welcher Schärfe die Kirche an die Hurenpriester, ihre Beyschläferinnen und Kinder gesetzet. Vieleicht schiene dieselbe heute zu Tage übertrieben. Der Vertrag unter Leo dem X hat diese Schärfe um kein Haar gemindert. Die Kirchenversammlungen, welche vor der tridentinischen in Frankreiche gehalten worden, haben diese Strengigkeiten noch vermehret (h). Wo ist denn diese abscheuliche Ausschweifung, diese schändliche Schätzung, dieser gesetzte Preis, wovon Voltaire

(g) Pragmat. Tit. 19. (h) Conc. avenion. Conc. Suession An. 1457.

spricht, und der, wie er sich nicht scheut vorzugeben, zu einer Gewohnheit, einem Rechte und Gesätze geworden?

„ Man erhielt so gar Befreyungen, sagt er „ weiter, nicht allein für die begangenen Sünden, „ sondern auch für die, welche man Lust hatte zu „ begehen. Man fand in dem Archive von Joinville für den Cardinal von Lotharingen, und „ zwölf Personen seines Gefolges, einen Anwartungsablaß, welcher einem jeden aus ihnen drey „ Sünden, die sie wollten, zum Voraus vergab. „ Die Herzoginn von Bourbon, eine Schwester „ Karl des VIII, hatte das Recht für sich und „ zehn Personen ihres Gefolges, sich an sieben und „ vierzig Festtagen des Jahres, ohne die Sonntage dazu zu rechnen, von allen Sünden lebenslänglich lossprechen zu lassen. Die Prediger „ verkündigten öffentlich, daß, wenn man auch die „ abscheulichsten Laster begangen hätte, man durch „ Einkaufung der Ablässe davon losgesprochen „ wäre. „

Was das erste Stück, so Voltaire anführet, betrifft; so gestehe ich, daß ich diesen angegebenen Ablaß, der sich im Archive von Joinville soll gefunden haben, niemals habe entdecken können. Vermuthlich hat er denselben eben so wenig gesehen, als ich. Man weis, wie weit die Fruchtbarkeit der schmähsüchtigen Protestanten und ihrer Abschreiber gegangen.

Was den zweyten Punkt anbelangt, so zeigt Voltaire, wie schlecht er in der Wissenschaft der geistlichen Rechte bewandert sey. Die Herzoginn von Bourbon, welche während der Minderjährigkeit

keit ihres Bruders Karl des VIII, die Regentschaft des Königreiches geführet, war eine Fürstinn, die sich durch ihre Gemüthsbeschaffenheit und Eigenschaften so wohl, als durch ihre Frömmigkeit und Tugend Aller Bewunderung und Hochachtung zuwegen gebracht hat. Sie erhielt die Erlaubniß vom Papste, einen Beichtvater für sich und einen Theil ihres Hauses, an welchem Orte sie sich auch immer befände, zu wählen. Was ist an dieser, einer grosen Fürstin zugestandenen Gnade widriges, woran sich, wie Voltaire vorgiebt, die Gemüther stosen müssen?

Das dritte Stück ist eine grobe Lüge. Sie schickt sich gar wohl für einen in der Schule Luthers, welcher, nach Voltaires eigenen Worten, in die schändlichsten und abgeschmacktesten Grobheiten verfiel, abgerichteten Menschen. Es ist aber wunderlich, daß der Herr von Voltaire mit seiner Höflichkeit und seinen Wahlsprüchen sein Werk selber verschändet.

Es ist wahr, daß eine allzugrose Leichtigkeit in Verleihung, und klägliche Mißbräuche in Verkündigung der Ablässe und Gesätzfreyheiten im Schwange gewesen. Allein dies billiget heutiges Tages eben so wenig das Geschrey gewisser Schriftsteller, als es damals Luthers Ausschweifungen, Spaltungen und Irrthümer billigte.

XXV Hauptstück.

Von Luthern und dem Lutherthume.

Die durch Luthers Irrlehren im Christenthume entstandene grose Aenderung kann man mit keinem philosophischeren Auge betrachten, als es Voltaire thut. Aus seiner Art zu reden könnte man nicht einmal errathen, ob er selber ein Christ sey. Er untersuchet die Vor- und Nachtheile, das Gute und Böse, so diese Aenderung nach sich gezogen. Er erkläret sich zwar nicht auf eine allzudeutliche Weise; er verhöhlet aber seine Meynungen auch nicht zu genau. Er spricht mit einem recht starken Tone von den Unordnungen der römischen Kirche: von der Langwierigkeit des Joches, womit dieselbe die nördlichen Mächte, Aengelland, Deutschland, ꝛc. beschwerte: von den Quälungen der päpstlichen Statthalter, Gesandten und anderer Bothschafter des römischen Hofes: von der guten Verwendung der Einkünfte, welche man der Kirche abgenommen, und von dem Nutzen, den die Unterdrückung der Klöster verschaffet hat.

Hierauf stellt man vor, wie sehr sich die Irrthumsstifter belobt gemachet haben, wobey man kein Wort von ihren Fehlern sagt, oder dieselben nur obenhin berühret, wo man sie auf alle ersinnliche Art entschuldiget, da man indessen die Mängel der römischen Kirchendiener ganz gräulich aufmutzet. Nachdem überläßt man dem Leser die Entscheidung. Damit man nun alldasjenige, was Voltaire über diese Aenderung vorbringt, zu beurtheilen bässer im Stande sey; wollen wir die

Gemüths-

Gemüthsbeschaffenheit dessen, welcher der Urheber davon gewesen, vor allen Dingen beschreiben.

Luther war einer von jenen hitzigen und ungestümmen Menschen, welche, wenn sie von einem Gegenstande lebhaft gereizet werden, ganz darauf verfallen, nichts mehr untersuchen, und einigermaasen auser Stand gesetzet werden, die Weisheit und Vernunft anzuhören. Eine starke Einbildungskraft, welche durch den Verstand unterstützet und durch das Studiren unterhalten worden, brachte ihm eine natürliche Wohlredenheit, und den gesicherten Beyfall derjenigen allezeit zuwegen, welche ihn donnern und schreyen höreten. Er empfand seine Ueberlegenheit und Vortheile gar wohl; und weil der Sachen Erfolg seinem Hochmuthe schmäuchelte, wurde er immer dreister und verwägener. That er einen Fehltritt; so war keine Vorstellung, kein Verweis, keine Bestrafung vermögend, ihn zur Erkänntniß zu bringen: das hies bey ihm Oel ins Feuer geschüttet. Seinen Widersagern antwortete er mit einer verächtlichen Störrigkeit, den Mächten mit den gröbsten Schmähworten, seinen eigenen Freunden mit Hochmuthe und einer unüberwindlichen Hartnäckigkeit, und er kündigte allen denjenigen ohne Unterscheid den Krieg an, die seinen Meynungen zu widersprechen das Herz hatten. Da nun in seiner Gemüthsbeschaffenheit keine Gelassenheit, noch einiger Geschmack in seiner Denkens- und Schreibart zu finden war; verfiel er oft in die unverschämtesten Grobheiten, oder in die frechesten und niederträchtigsten Zoten, wobey man nicht begreift, wie es Leute gegeben, welche ihn anhören und ertragen konnten, noch weniger aber, wie er eine so erstaunliche Aenderung hat zu Stande bringen können.

So

So sah der grose Glaubensverbässerer von Deutschlande aus! In dieser Gemüthsbildung sieht man den Grund alles dessen, was uns die Geschichte von seiner Person und Glaubensmusterung belehret. Wir werden dem Herrn von Voltaire nicht in allen Stücken, so er von beyden anbringt, nachfolgen. Nur etliche Punkte, die er vorgiebt, und die uns am merkwürdigsten geschienen, werden wir in aller Kürze abhandeln. Es soll nur eine kritische Erklärung geben, welche, damit sie nicht verdrüßlich falle, sehr enge Schranken haben wird.

„ Nachdem Luther, sagt der Herr von Voltaire, die Ablässe verschrieen; untersuchte er „ dessen Gewalt, der dieselben mittheilete. Eine „ Ecke des Vorhanges war aufgezogen. Die da„ durch beherzt gemachten Völker wollten beur„ theilen, was sie angebethet hätten. „

Voltaire bedienet sich bey ganz platten Sachen geheimnißvoller Worte. Die Glaubenslehre von den Ablässen ist hinter keinem Vorhange verborgen, indem Christus dem heil. Petrus saget: Dir will ich die Schlüssel des Himmelreichs geben; alles, was du auf Erden lösen wirst, soll auch im Himmel gelöset seyn. Die Glaubensverbässerer sagten: glaubet der römischen Kirche nicht, welche euch lehret, daß euch durch euer Gebeth und Allmosen ein Theil der durch die Sünden verdienten Strafe nachgelassen werde. Ihr müsset auf uns gehen, die euch sagen, daß weder eins noch das andere vonnöthen sey. Glaubet fest, daß euch euere Sünden vergeben seyn, so sind sie euch wirklich vergeben.

Man

Man muß gestehen, daß das ein recht starkes Ansehen, und eine sehr überzeugende Probe sey.

„ Was lag den Leuten zu Stockholm, Londen und
„ Dresden daran, daß man sich zu Rom lustig
„ machte? Allein es lag ihnen viel daran, daß
„ man keine übertriebene Schatzungen bezahlete:
„ daß der Erzbischof von Upsal nicht Meister von
„ einem Königreiche wäre. Die Einkünfte des
„ Erzbißthumes von Magdeburg, jene so viel rei-
„ cher Abteyen reizeten die weltlichen Fürsten. „

Und was liegt den Einwöhnern von Madgeburg daran, ob sie jetzo Unterthanen des Königs in Preusen seyn, oder noch einen Erzbischof zum Landesfürsten haben? Was liegt den Würzburgern, Fuldern und Kölnern daran, ob ihre Fürsten geistlich oder weltlich seyn? Das thut der Welt nichts; warum sollte man es denn für Uebel ansehen? Wer getrauete sich zu behaupten, daß Aengelland und Schweden darum glücklicher seyn, weil sie protestantisch geworden? Frankreich, das immer bey der katholischen Religion geblieben, hat an Macht und Ruhme mehr zugenommen, als diese protestantische Staate.

„ Als Luther in einer sächsischen Festung ver-
„ borgen lag; trotzte er dem Kaiser: brachte die
„ Hälfte Deutschlandes wider den Papst auf, und
„ antwortete dem Könige in Aengellande als ei-
„ nem seines gleichen. „

Da der Herr von Voltaire von dieser Grosmüthigkeit Luthers zu kurz redet; wollen wir den Abgang durch Stücke, die aus den eigenen Briefen dieses grosen Glaubensverbässerers gezogen sind, ersetzen, damit man seine Heiligkeit, und sei-

ne wahrhaft apostolische Tugenden desto bäſſer erkenne: Wäre ich Herr im Reiche, ſagt er, ſo bände ich den Papſt und die Cardinäle in einen Buſch zuſammen, um ſie miteinander ins Meer zu werfen. Dieſes Bad würde ſie geſund machen, ich gebe mein Wort darauf: ich gebe den Herrn Jeſus Chriſtus zum Bürge. O der Anſtändigkeit! Wie ſchön iſt der Namen Jeſus Chriſtus hier angebracht!

Höret nun, wie er darauf vom Könige in Aengellande redet (i): Ich weis nicht, ob die Thorheit ſelbſt ſo ſinnlos ſeyn kann, als der Kopf des armen Heinrichs. O wie gerne wollte ich dieſe ängelländiſche Majeſtät mit Drecke und Kothe überſchmieren! Ich habe wohl Recht dazu. Aus dieſem Briefe urtheilet Voltaire, daß Luther dem Könige in Aengellande als einem ſeines gleichen geantwortet habe.

Auf den hitzigen Apoſtel Luther folget der kriegeriſche Apoſtel Zwingel. Dieſer Zwingel war ein junger Chorherr von Coſtnitz, welcher, als er ſich nach Luthers Beyſpiele verheurathet hatte, auch das Chriſtenthum nach ſeinem Beyſpiele muſtern wollte. Allein er gieng noch weiter. Er begnügte ſich nicht, faſt allen Irrthümern Luthers beyzupflichten; ſondern er verwarf noch dazu das Abendmahl, zerdrümmerte das ganze Kirchenregiment, und ſagte endlich, daß zur Seligkeit weiter nichts vonnöthen ſey, als ein ehrlicher Mann zu ſeyn; daß ſolche Leute, wie Cato, Seneca und Antoninus, eben ſowohl Theil am Himmel hätten, als jene, die an Jeſum Chriſtum geglaubet hätten,

(i) Luth. contra Reg. Angl.

hätten, und getaufet worden wären. Es war zu Zürch, wo er diese schöne Glaubensmusterung zu predigen anfieng (k). Voltaire drückt sich darüber allso aus:

„ Zwingel zog sich die Schmähungen der „ Geistlichkeit über den Hals. Die Sache wur„ de vor die Obrigkeit gebracht. Der Rath von „ Zürch untersuchte den Rechtshandel. Die Mehr„ heit erklärte sich für die Glaubensmusterung. „ Das Volk erwartete Haufenweise den Ausspruch „ des Rathes, als der Gerichtsschreiber mit der „ Nachricht kam, daß Zwingel seinen Handel ge„ wonnen habe. Im selbigen Augenblicke trat das „ Volk der Religion des Rathes bey. Ein „ Schweizerdorf richtete Rom. Ein nach allem „ dem beglücktes Volk, welches in seiner Einfalt „ die Religionsgeschäfte seiner Obrigkeit heimge„ stellet seyn lies! „

Es ist nicht wohl eine geschwulstigere und sinnlosere Schreibart anzutreffen, als diese da. Der Herr von Voltaire saget, Zürch sey nur ein Dorf, und beleget doch die Versammlung etlicher Bürger und ihrer Bürgermeister mit dem prächtigen Namen eines Rathes. Welch ein Rath eines Dorfes! Und welch eine Verdemüthigung für Rom, daß es von diesem Rathe vorgeladen, gerichtet und verdammet worden! Beglücktes Volk, füget er hinzu, welches in seiner Einfalt die Religionsgeschäfren seiner Obrigkeit heimgestellt seyn lies. Wie sauber kömmt dieser Ausruf mit den schönen Gesinnungen überein, welche er in seinem Briefe an den Buchdrucker von Genf geäu-

(k) V. Hist. des Variat. L. 2.

geäusert! Was ich ihnen zu sagen habe, mein Herr! ist dieses, daß ich ein gebohrner Franzos und Katholik bin, und es ist hauptsächlich in einem protestantischen Lande, daß ich ihnen meinen Eifer für mein Vaterland, und meine tiefe Ehrfurcht gegen die Religion, worin ich gebohren bin, bezeugen muß. Man ist zu Genf nicht verlegen zu wissen, wonach man sich, in Ansehung dieser Versicherung des Herrn von Voltaire, zu richten habe. Wir haben uns ebenfalls nicht ängstig darum zu bekümmern.

„ Einige Zeit darauf schlichtete der Rath von
„ Bern denselbigen Rechtshandel mit noch gröse-
„ rer Feyerlichkeit. Nachdem er beyde Theile
„ während zweenen Monathen angehöret hatte;
„ verdammete er die römische Religion. Man
„ richtete eine Säule auf, worauf man dieses
„ feyerliche Urtheil mit göldenen Buchstaben ver-
„ zeichnete. „

Dieses behauptet Voltaire; anderer Seits aber belehren uns die zuverlässigsten historischen Urkunden folgendes: die Prediger des neuen Evangeliums veranlaßten die Berner, einen öffentlichen Wortstreit über die Religion anzusagen. Die übrigen Cantone, welche noch katholisch waren, setzten sich heftig dawider, weil in der allgemeinen Versammlung zu Baden ausgemachet worden war, daß man dergleichen Wortstreite nicht mehr zulassen wollte. Die Prediger drangen dennoch durch. Die Berner sagten die Versammlung an. Der Bischof weigerte sich Gottesgelehrte hinzuschicken. Katholischer Seits erschien Niemand dabey. Von ungefähr, und nur ein Paar Tage durch, fand sich ein einziger Augustinermönch

nermönch da ein, welcher aber nicht angehöret, sondern sehr übel empfangen worden. Sleidan, ein protestantischer Geschichtschreiber erzählet diese Sache so der Reihe nach (l). Sehet, wie der Rath von Bern, nachdem er beyde Theile während zweenen Monathen angehöret hatte, die römische Religion verdammet, und ein feyerliches Urtheil gesprochen hat!

„ Fünf der kleinsten und ärmsten Cantone, die „ der römischen Kirche getreu geblieben, erregten „ einen bürgerlichen Krieg. „

Es war wohl nöthig, daß Voltaire den Katholiken die Schuld der bürgerlichen Kriege auf den Hals schöbe. Allein man muß sich wohl bedenken, ehe man sein Vorgeben für Wahrheiten annimmt. An dem ersten Kriege war Niemand Ursache, als die Berner und Zürcher. Diese waren es, die Gelegenheit dazu gegeben, indem sie, der Gesätze des Bundes und der Eidgenossenschaft unangesehen, die Gemeinschaft mit den Katholischen verbothen, und ihre Unterthanen zu verführen und abwendig zu machen trachteten. Die katholischen Cantone machten ihre Vorstellungen, und begehreten Genugthuung. Man schlug sie ihnen mit Stolze und Verachtung ab. Sie waren gezwungen, sich selbst Recht zu schaffen. Es ist derselbige Sleidan, ein protestantischer Schriftsteller, der die Ursachen dieses Krieges auf diese Weise erzählet. (*)

Es geschieht oft, daß der Herr von Voltaire die Fehler derer, die vor ihm geschrieben haben,

(l) Sleidan. L. 16. (*) L. 10.

bemerket und widerleget. Wir wollen demselben sowohl als denen, die sein Werk lesen werden, denselbigen Dienst erweisen.

Es ist ein Irrthum, daß Luther von seiner Obrigkeit den Auftrag gehabt, wider die Waaren, welche sie nicht hatten verkaufen können, zu predigen. Johann Staupitz, Generalvicarius der Augustiner, trug ihm allein auf, wider die Ausschweifungen der Allmosensammler und Verkündiger der Ablässe zu predigen. Luther hieb aus eigenem Triebe über die Schnur. (m)

Es ist ein Irrthum, daß Trolle, Erzbischof von Upsal, mit einer Bulle in der Hand, den ganzen schwedischen Rath samt vier und neunzig Herren habe ermorden lassen. Der lutherische Pufendorf, schwedischer Geschichtschreiber, beschuldiget dessen den Tyrannen Christiern den II ganz allein (n). Der Geschichtschreiber der Erzbischöfe von Upsal, welcher zu der Zeit gelebet, sagt kein Wort davon. Allein Voltaire hat geglaubt, daß ein Erzbischof, der mit einer Bulle in der Hand ein so erschreckliches Blutbad unter seinen Augen anbefähle und anrichten lies, einen artigen Zug in seiner Schilderung ausmachte.

Es ist ein Irrthum, daß Valentinian der I zwey Weiber, Severa und Justina, zu gleicher Zeit gehabt habe. Ammian Marcellin, ein heydnischer Geschichtschreiber, welcher zur Zeit dieses Kaisers gelebet, lobet ihn besonders wegen seiner Keuschheit. Hätte er wohl einem christlichen Kaiser,

(m) Hist. du Luth. L. 2.
(n) Pufend. Hist. de Suéde L. 3.

ser, der eins der heiligsten Gesätze im Reiche öffentlich übertreten hätte, ein gleiches Lob beygeleget (o)? Zosim, der eine kurze Zeit danach gelebet, und der wider die christlichen Fürsten immer so toll raset, thut nicht die geringste Meldung von diesem Laster der Vielweiberey. Niemand auser Sokraten, der hundert Jahre nach Valentianen gelebet, hat davon gesprochen. Allein sein Zeugniß ist augenscheinlich falsch: denn er saget, Justina sey eine junge, überaus schöne Jungfrau gewesen, da es doch gewiß ist, daß diese Justina, welche Valentinians Ehebett nach der Severa bestiegen, Magnenzens hinterlassene Wittib gewesen sey. Es ist wunderlich, daß ein so kluger Kunstrichter, wie Voltaire ist, diesen Fehler nicht gemerket habe, sondern noch gar einen gröbern begehe (p).

Es ist ein Irrthum, daß viele Könige von Frankreiche zwey bis drey Weiber zugleich gehabt haben. Viele hatten Beyschläferinnen; kein einziger aber hat mehrere, für Gemahlinnen erkannte Weiber gehabt. Sieh das X Hauptstück.

Es ist dienlich die Ursache hier beyzufügen, warum Voltaire diese vermeyntliche Beyspiele der Vielweiberey anführet. Philipp, Landgraf von Hessen fand, daß ein starker und frischer Mann, wie er war, mit einem Weibe nicht auskäme. Weil er fromm war, und Gott zu beleidigen fürchtete; wandte er sich mit Vertrauen zu Luthern, seinem Gewissensrathe. Dieser, durch jenes Noth gerühret, fragte den Herrn um Rath, und erkann-

(o) Ammian. Marcell. L. 30.
(p) Vid. Baron. An. 1370.

te nach vielem Bethen und Betrachten, daß das christliche Gesätz den einweibischen Ehestand nicht geböthe. Dem zufolge machte er dem Gewissen des Landgrafen Luft, und erlaubte ihm, im Namen Gottes selber, die Mehrheit der Weiber.

Auf diese merkwürdige Entscheidung ruft Voltaire aus: ach! hätten die Neuerungen allein diese erträgliche Aergernisse verursachet; so wäre die Welt noch zu glücklich gewesen.

XXVI Hauptstück.

Von Calvinen, und der calvinischen Lehre.

„ Wie billig die Wiedertäufer verdienten, daß
„ man allerseits auf sie losstürmete; so viel Ehr-
„ furcht haben sich die Protestanten durch die Art,
„ wie ihre Glaubensmusterung aufgekommen, in
„ aller Welt Augen erworben. Der Magistrat zu
„ Genf lies während dem ganzen Brachmonathe
„ Sätze vertheidigen. Man lud alle Katholiken
„ und Protestanten von allen Landen zu diesem
„ Wortstreite ein. Vier Geheimschreiber zeichne-
„ ten alles auf, was Wesentliches von beyden
„ Theilen gesagt wurde. Der grose Stadtrath
„ untersuchte hierauf den Erfolg der Streitigkei-
„ ten zween Monathe lang, und verbannte end-
„ lich die römische Religion. „

Wer sollte sich wohl einbilden, daß dieser ernstliche Vortrag, welchen der Herr von Voltaire

von

von dem Ursprunge der calvinischen Secte zu Genf machet, eine immerwährende Verfälschung der Wahrheit sey (q)? Die Stadt war schon beynahe ganz protestantisch, als sich dieser lächerliche Vorgang mit der Bekanntmachung der Sätze zutrug. Der Herzog von Savoyen, und die benachbarten Bischöfe verbothen ihren Unterthanen allda zu erscheinen. Nicht mehr als zwo Personen bestritten die Sätze, nämlich ein Jakobit, der den entkappten Mönch, welcher den Vorsitz dabey hatte, öfters zum Stilleschweigen gebracht hat, und ein verstellter Protestant, welcher die Sätze nur zum Scheine bestritt, damit die Irrlehre den Sieg davon trüge. Ich nenne den Vorsitzer der Sätze einen entkappten Mönch (r), weil er, ob er schon ein Priester, Ordensgeistlicher und Vorsteher eines Klosters gewesen, dennoch die Versammlung nach Art der Komödianten, d. i. mit einer Heurath endigte. Er nahm eben da, und in Aller Gegenwart, ein Mägdchen zur Ehe, welches sein Herz schon von langer Zeit her besessen, und dem er zum Brautschatze alles mitbrachte, was er nur immer aus dem Kloster hat rauben können.

Geziemt es sich demnach, daß der Herr von Voltaire bey so beschaffenen Sachen sage, die Protestanten hätten sich durch die Art, wie ihre Glaubensmusterung aufgekommen, eine Ehrfurcht bey der Welt erworben, und die Genfer wären in Verbannung der römischen Religion sehr gerichtmäßig und mit reifer Ueberlegung zu Werke gegangen?

(q) S. de Julsie Commenc. de l'Heréſie.
(r) Jakob Bernard, Guardian der Franciscaner.

Er fährt fort und saget: „ Schlecht erfahrne „ Katholiken, denen es bekannt ist, daß Luther, „ Zwingel und Calvin sich verehelichet haben, „ stehen in den Gedanken, diese Religionsstifter „ hätten sich durch schmäuchelhafte Verführungen „ eingeschlichen, und hätten den Menschen ein „ schweres Joch abgenommen, und an dessen statt „ ein sehr leichtes aufgeleget. Allein es ist gerad „ das Widerspiel. Wenn sie den ledigen Stand „ der Priester verdammet, und die Klosterpforten „ eröffnet haben; so geschah es blos darum, da- „ mit sie die menschliche Gesellschaft in Klöster „ verwandelten. Die Spiele und Schauspiele „ waren bey den Reformirten verbothen. Genf „ hat mehr als zweyhundert Jahre durch kein „ musikalisches Instrument bey sich gelitten. Sie „ haben die Ohrenbeicht abgeschafft, an deren statt „ aber die öffentliche eingeführet. Auf diesen Fus „ war dieselbe, samt der Buse, in der Schweiz, „ in Schottlande und zu Genf gesetzet. „

Der Herr von Voltaire macht, bey derley Vorträgen, starke Rechnung auf die Unwissenheit seiner Leser. Auch die unerfahrensten Katholiken wissen gar zu wohl, daß die Religionsverbässerer die Fasttage, die Speisenthaltungen, die Ohrenbeicht, die Werke der Abtödtung und Buse abgestellet haben; man findet aber nicht, was sie eingeführet haben, um diese beschwerliche Werke zu ersetzen oder zu verbässern. Soll wohl den Genfern die Einziehung der Güter ihres Bißthumes und Stiftes, den Fürsten und gebiethenden Herren Deutschlandes die Ausleerung der Kirchen, den Protestanten überhaupt die öffentliche Abbethung ihres Confiteor, das Fleischessen während dem ganzen Jahre, die Aussetzung der Fastenzeit, der Kirchenwachen

und

und Vierzeiten sauer gefallen seyn? Auf diesen Punkten beruhet aber doch die ganze Glaubensmusterung.

Genf, setzt er hinzu, hat mehr als zweyhundert Jahre durch kein musikalisches Instrument bey sich gelitten. Das geschah vermuthlich darum, weil die Genfer keine Neigung zur Tonkunst haben. Sie sind von Natur düster und ernsthaft. Kaum lachen sie das Jahr einmal. Dieses kömmt also von ihrer Gemüthsart, und nicht von der Glaubensänderung her. Diese hindert nicht, daß man sich zu Londen und Berlin nicht eben so lustig mache, als zu Paris.

Er spricht hierauf von dem Fortgange, welchen diese weise Religionsverbässerer allenthalben gemacht haben, mit lauter Verwunderung und Entzückung. Wenn sie die Klosterpforten eröffnet haben, sagt er; so geschah es blos darum, damit sie die ganze menschliche Gesellschaft in Klöster verwandelten. Allein man muß gestehen, daß diese Religionsverbässerer, so geschickt sie auch waren, darin schlecht zu Streiche gekommen seyn: denn ihre Klöster sind noch weniger auferbäulich, als unsere unreformirte Städte. Die christlichen Gespräche (s) des beredsamen Saurins, Predigers im Haage, geben davon Proben, die keinem Verdachte unterworfen sind.

„ Das Gesätz der Geschichte verbindet uns,
„ dem grösten Theile der Mönche, die nach Ver-
„ lassung der Klöster Weiber genommen haben,
„ Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Sie sind

(s) Discours sur les Larmes de la Pécheresse.

„ zwar, die Wahrheit zu gestehen, zur Freyheit,
„ deren sie sich begeben hatten, zurückgekehret:
„ allein man kann ihnen weder eine ausgelaßne
„ Lebensart, noch einige ärgerliche Sitten vor-
„ werfen. „

Es ist sehr natürlich zu glauben, daß diese Leute es gemacht haben, wie andere, und daß sie die eheliche Treue gehalten, wie sie gekonnt haben. Man hält kein Verzeichnißbuch über alle Untreuen, welche die Männer wider ihre Weiber begehen. So hat man auch keine Rechnung über jene geführt, welche diese verheurathete Priester und Mönche in ihrem Ehestande haben begehen können. Es würde dem Herrn von Voltaire schwer fallen zu erweisen, daß jene, die sich an das Gelübd der Keuschheit nicht haben binden wollen, die eheliche Treue unverbrüchlich gehalten haben.

Zudem haben es die entkappten Apostel so genau nicht genommen. Die schöne Nonne, welche Luther so inbrünstig liebte, und die nach einem von den Mauern des Klosters glücklich gewagten Sprunge zwey Jahre unter den wittenbergischen Juristen herumgefahren ist, ehe sie sich mit diesem Apostel verehelichet hat, giebt hievon einen hinreichenden Beweis (t).

Erasmus, da er von den Verehelichungen der Religionsverbässerer handelt (u), bemerket, daß die wahren Apostel alles, auch so gar ihre Weiber, verlassen haben, um dem Herrn Christus zu folgen; und daß im Gegentheile die neuen Apostel Deutschlandes ihren vor Gott gethanen Gelübden abge-

(t) Cochlæi, Act. Luth. (u) Erasm. Epist.

abgesaget haben, damit sie Weiber kriegten. Diese Anmerkung hätte sich ein wenig bäſſer hieher geschickt, als Voltaires Betrachtungen.

„ Man bemerket, fügt er hinzu, daß in allen „ Landen, wo die Teufelsbeschwörungen aufge„ höret haben, keine Besitzungen und Bezaube„ rungen mehr gefunden worden, da sonst die „ Zahl der Zauberer und Besessenen in der römi„ schen Kirche bis auf unsere Zeiten unbeschreib„ lich gewesen. „

Dieser Punkt hat bey den Katholiken und Protestanten immer auf demselbigen Fuse gestanden. Luther selbst hat noch kurz vor seinem Tode ein Mägdchen beschworen. Nach der Zeit hat man mehr Licht in dieser Sache bekommen. Man hat den Betrug oder die Schwachheit, die zu dergleichen Meynungen oft Anlaß gegeben, entdecket, und schier an allen Orten zu gleicher Zeit aufgehöret, so leichtglaubig zu seyn.

Es hat, nach Zeugnisse des göttlichen Wortes, Besitzungen und Zaubereyen gegeben. Es gab deren noch nach den Predigten Jesu Christi, indem er erkläret hat (x), daß die, so an ihn glaubten, Teufel austreiben würden. Es kann allso deren noch wirklich geben. Es wäre zu unbesonnen und frey gesprochen, wenn man behauptete, daß Gott vormals Sachen zugelassen habe, die er heutiges Tages nicht mehr zulasse. Alles glauben ist eine grose Schwachheit, und alles läugnen eine eben so starke Verwägenheit. Die Weisheit hält das Mittel zwischen diesen

(x) Marc. 16.

Ausschweifungen. Der Weise, der über den gemeinen Haufen hinaus sieht, untersucht erst, und darauf fällt er sein Urtheil.

XXVII Hauptstück.

Von Heinrich dem *VIII*, und der Glaubensänderung in Aengelande.

Wenn man dem Herrn von Voltaire glauben soll: so hat die unbändige Liebe Heinrich des VIII, durch den Umsturz der katholischen Religion, Aengelland auf den höchsten Gipfel des Glückes erhoben. Die verschrieene Anna von Bulen, die von dem Stande eines gemeinen Mägdchens auf den Thron, und vom Throne auf das Blutgerüst gestiegen, malet er uns als eine Heilige ab: die Königinn Maria, welche die katholische Religion wieder einführen wollte, als eine verschlagene und blutdürstige Schwärmerinn: den unverschämten und gottvergessenen Erzbischof Kranmer, als einen Blutzeugen, der mehr Heldenmuths gehabt, als die vornehmsten Märtyrer der Kirche: die Königinn Elisabeth als eine allezeit gerechte, und die Verfolgung immer verabscheuende Fürstinn.

Hernach erzählt er einige der lächerlichsten und abscheulichsten Züge, die von den Protestanten, die römische Religion herunter zu machen, und das Protestantenthum empor zu bringen, entworfen worden. Und aus diesen will er uns von jener Abänderung urtheilen lehren, die sich vor zweyhundert Jahren in Betreffe der Religion in Aengelande zugetragen.

Fünf-

Fünfhundert Jahre dauerte es, nach Rechnung unsers Kunstrichters, daß die Päpste Aengelland plageten, und mit Auflagen beschwerten, die von dem Parlamente und dem murrenden Volke immer bestritten wurden. Die Macht der Päpste war eine ehrwürdige Bildsäule, die einen Kopf von Golde, und Füse von Thone hatte. Sie war schon lange von dem allgemeinen Hasse erschüttert worden. Endlich ward sie von einer flüchtigen Liebe übern Haufen geworfen. Man machte den Annaten, dem so genannten Peterspfenninge, den Ertheilungen der Pfründen ein Ende. Die Völker legten mit Freude den Eid ab, wodurch sie Heinrichen als Papst von Aengellande erkannten.

Sollte man nicht meynen, die Aengelländer seyn, nach diesem Vortrage des Herrn von Voltaire, in Vergleiche mit ihrem ehemaligen Zustande das glücklichste Volk der Erde geworden? Allein es hat sich wohl! die Geschichte lehret uns, dies Volk sey nie so unglücklich, so hart mit Auflagen beschweret gewesen, als eben damals. Ungeachtet so vieler geplünderten Kirchen, ungeachtet so vieler an sich gezogenen Kirchengüter, sind die Aengelländer nie in einem elendern Zustande gewesen, so daß der König sich genöthiget gesehen, die schändlichsten Mittel zu ergreifen, um von seinen Unterthanen Geld zu erpressen.

Die Abänderung der Münzen war das erste Mittel, dessen er sich bediente. Den Gehalt derselben setzte er um ein Viertel herunter. Er zog alle alte Münzen nach dem gewöhnlichen Werthe ein, und ersetzte sie durch neue, und vermittels dieses Wechsels gewann er ungefähr den vierten Theil alles gemünzten Silbers von Aengellande.

Hierauf

Hierauf folgete die Auflage willkührlicher Abgaben, vermöge welcher er von jedem Unterthanen, nach dem Verhältnisse seines Vermögens, freywillige Gaben foderte. Endlich zwang er die Reichen, ihm Gelder zu leihen, deren Wiedererstattung nicht einmal als ungewiß angesehen wurde. Herr Rapin von Thoiras, ein französischer Flüchtling, der die Geschichte Aengellands geschrieben, erzählet noch andere Mittel, deren sich Heinrich der VIII, das Geld seiner Unterthanen an sich zu bringen, bedienet hatte (y).

Aus diesem erhellet, wie glücklich die Aengelländer nach der Religionsänderung gewesen. Sie sagten auch selbst, die Foderungen des londner Papstes seyn jenen des römischen unvergleichlich weit überlegen; und man habe bey dem Wechsel ein Merkliches verloren. Das Königreich ward unter der rauhen und grausamen Regierung Heinrichs erschöpfet, und unter seinem Thronfolger durch Meutereyen und Aufruhren verwirret. Das Elend und die Noth gaben den Völkern die Waffen in die Hände; und der Rath sah einhällig ein, daß man mehr bedacht seyn müßte, denselben unter die Arme zu greifen, als mit gewaffneter Hand Einhalt zu thun.

Die Völker, sagt unser Kunstrichter, legten den Eid der geistlichen Obergewalt mit Freude ab; und auf der folgenden Seite sagt er: Heinrich habe diejenigen sowohl, die ihn nicht als Papst erkennen wollten, als die, welche Luthers Lehrsätze vertheidigten, miteinander verbrennen lassen.

(y) Du Chene Hist. d'Angl. Sander Hist. du Schisme. Rapin de Thoiras L. 15. Camden.

lassen. Und in der That waren die Köpfe des berühmten **Morus**, Groskanzlers in Aengellande; des heiligen Bischofs von Rochester **Fisher**; der Mutter des Cardinals **Polus**, die von königlichem Geblüte, und eine nahe Verwandte Heinrichs war; die ersten Opfer, die der Rache dieses neuen Oberhauptes der Kirche abgeschlachtet wurden. Wie reimet sich jene Freude mit diesen Scheiterhaufen, und blutigen Hinrichtungen?

Was er hierauf von dem Hasse der Völker wider die Macht des römischen Hofes: von den erdichteten Wunderwerken; von den unterschobenen Reliquien, deren man sich, der Opfer halben, bedienet habe, daher schwätzt: will ich mit Stillschweigen vorbeygehen. Das sind von jenen gemeinen und verlegenen Marktschreyerswaaren, deren Fäule sich selber verräthet, ohne daß man nöthig habe, mit dem Finger darauf zu deuten. Es ist glaublich, daß man dergleichen Misbräuche in Aengellande, so wie in Frankreiche, gehabt habe. Die Katholischen bekennen, und bässern sie. Die Protestanten vervielfältigen und übertreiben sie auf das Aeuserste.

XXVIII Hauptstück.

Von Annen von Bulen.

Eine der seltsamsten Begebenheiten in der Geschichte Heinrich des VIII ist wohl jene Sorge, die er angewandt hat, um die Ehre, die ihm die Königinn seine Gemahlinn dadurch bezeiget hatte, daß sie ihre Willfährigkeit gegen ihre Liebhaber

aufs

aufs Höchste getrieben, durch einen Parlamentsschluß dem ganzen ängelischen Reiche bekannt machen zu lassen. Und eine nicht weniger seltene Sache ist die Mühe, die Voltaire sich giebt, uns dieses, dem Könige seinem Eheherrn untreue Weibsbild als eine heilige Person vorzustellen. Wahr ist es, daß eine vom Herrn von Voltaire zu Berlin vorgenommene Heiligsprechung nicht eben so viel Gewicht habe, als jene, die durch das Ansehen der Päpste zu Rom gemacht wird. Und sollte ja Anna von Bulen eine Heilige seyn: so ist sie es eben auf solche Weise, wie es vormals Lais und Corinna waren.

Wenn man dem Herrn von Voltaire glaubet; so bestund das Verbrechen der Anna von Bulen nur in etwelchen Kleinigkeiten, die ihr angebohrnes lustiges Wesen hinlänglich entschuldiget. „Es „ war, sagt er, von Seiten Heinrichs eine blose „ Eifersucht; den Anklagen fehlte es an Beweisen; die Spuren waren so schwach, daß selbst „ ein Bürgersmann, der wegen dergleichen Geringigkeiten mit seiner Frau in Uneinigkeit geriethe, für einen ungerechten Mann gehalten „ werden würde. „

Herr Bayle (z) ist weit davon entfernet, daß er von dieser Königinn so vortheilhafte Gedanken hege. Er gesteht die Schuld aufrichtig, und saget, man könne von ihr Böses genug sagen, ohne die Schranken eines getreuen Geschichtschreibers zu übertreten. Unter den protestantischen Geschichtschreibern, denen an ihrer Vertheidigung gelegen war, weil sie selbst eine Protestantinn

(z) Dict. Anne Boleyn.

kinn gewesen, stellen sie einige als eine wahrhaft Schuldige vor; andere gestehen, man könne sie sehr schwerlich rechtfertigen (a). Viele versichern, ihr Vater sey einer aus der Zahl der Richter gewesen, durch deren Ausspruch sie verurtheilet worden. Herr **Burnet**, Erzbischof zu Salisbury, der ihr das Wort gesprochen, saget, das sey ein Gedicht, und zur Probe führet er eine Stelle des Rechtshandels an, die keinem Menschen jemals zu Gesichte gekommen. Vier Herren, die als Mitschuldige ihrer Ehebrüche und Blutschanden angeklaget waren, unter denen sich auch Rochefort der Königin Bruder befand, geriethen dem Henker in die Hände (b). Ihren lieben Tonkünstler Smeton, der nicht so viel Ansehens, aber vieleicht mehr Schuld hatte, traf dasselbige Schicksal (c). Dieses anerwogen, ist es ziemlich wunderlich, daß der Herr von **Voltaire** sie dem Register der Heiligen einverleiben will.

Anna von Bulen war noch sehr jung, als sie von der Schwester Heinrich des VIII, Ludwig des XII Gemahlinn, nach Frankreiche gebracht ward. Da nun diese Königinn nach Aengellande zurückgieng: blieb **Anna** bey der **Claudia**, Franz des I Gemahlinn, in Diensten. Hernach kam sie zu der Herzoginn von Alanson. Das Verzeichniß aller ihrer Buhler, und aller Ehrennamen, womit sie während ihrem Aufenthalte in Frankreiche gezieret worden, würde ziemlich lang ausfallen. Nachdem sie wieder nach Aengellande gekommen; ward sie von der Königinn **Katharina** als Ehrenfräulein angenommen.

Dies

(a) Sleidan L. 10. (b) Rapin de Thoiras L. 16. -- Sander. (c) Bayle.

Dies war der Ort, da Heinrich der VIII sie gesehen, und gegen sie beym ersten Anblicke in eine heftige Liebeshitze gerathen. Anna war zu geil, daß sie nicht alle Mittel ergriffen hätte, die Leidenschaft des Königs mehr zu reizen; und zu ehrsüchtig, daß sie sich mit dem Titel eines Kebsweibes begnüget haben sollte. Sie setzte den Begierden Heinrichs nichts anders, als Bezeugungen ihrer Pflicht und der Tugend entgegen, wodurch in ihm das Feuer noch stärker wurde. Dieser Fürst fieng hierauf an, selbst auf Mittel zu denken, seine Ehe mit Katharinen von Spanien trennen zu lassen, und eine neue mit Bulen einzugehen. Er bekleidet sie mit einer vornehmen Würde, um ihr ein Ansehen bey Hofe zu verschaffen; und eine Zeitlang danach fertigte er Abgesandte nach Rom ab, die Auflösung seines ersten Ehebandes zu begehren. Der Papst indessen, der die Unbilligkeit und Unmöglichkeit dieser Entbindung augenscheinlich einsah, verzögert mit der Antwort, in der Hoffnung, die Leidenschaft des Königs werde mit der Zeit nachlassen. Dem Könige vergieng über solches Zaudern, das schier sieben Jahre währete, die Geduld, und er griff zu andern Mitteln. Er kam mit Krammern, einem verdeckten Lutheraner, dahin überein, daß er ihn zum Erzbischofe von Kantelberge, und zum Primaten in Aengellande ernennte, mit dem Bedinge, daß er für die Ehescheidung den Ausspruch thun sollte (d).

Krammer lies sich die Bedingniß zuwohl gefallen, daß er dem Könige nicht völlig willfahren sollte. Er sagt alles zu: er wird Erzbischof von Kantelberge: er scheidet die Ehe des Königes:

und

(d) Rapin de Thoiras.

und Heinrich schreitet, aller Vorstellungen seines Rathes ungeachtet, mit Annen zur Vermählung, welche vier Monathe danach eine Prinzessinn, nämlich die nachmalige berühmte Königinn Elisabeth zur Welt brachte (e). Also hat ein schlechtes Mägdchen eine Fürstin einer wunderbaren Tugend, eine Tochter der Könige in Spanien, und Muhme Kaiser Karl des V, von des Königes Ehebette, und vom Throne verjaget. Mittlerweile da die neue Königinn die Eingezogenheit immer mehr auser Acht lies, und ihre Ausschweifungen immer höher trieb; mußte sie in Zeit von dreyen Jahren, samt den Mitschuldigen ihrer Ehebrüche und Blutschanden, den Thron mit der Blutbühne verwechseln (f). Man sehe, welch eine Heilige der Herr von Voltaire zu loben gewählet habe!

XXIX Hauptstück.

Von Marien, Königinn in Aengellande.

Maria bestieg den ängelischen Thron nach dem Tode ihres Bruders Eduard des VI; und sie bearbeitete sich während der Zeit ihrer Regierung mit allen Kräften, die katholische Religion in ihr voriges Ansehen zu bringen. Eine Probe ihrer Standhaftigkeit gab sie dadurch, daß sie während der siebenjährigen Regierung ihres Bruders den Gottesdienst in ihrem Schlosse Framingham nach Weise der Katholischen halten lies; und sich immer bey dem Ansehen einer Schwester des Köni-

(e) Bayle Anne de Boulen. (f) Sleidan L. 10.

ges, und vermuthlichen Erbinn der Krone erhielt. Ihre Unerschrockenheit bewies sie, da sie sich, nach vernommenem Hintritte Eduards, sogleich als Königinn in Aengellande öffentlich auszurufen befahl. Durch ihre Munterkeit kam sie den Herzogen von Northumberlande und von Suffolke vor, die sie um die Krone bringen wollten, und zu dem Ende die Johanna Gray, des Herzogs von Suffolke Tochter, und Schnur des Herzogs von Northumberlande, schon als Königin hatten ausrufen lassen. Sie zog an der Spitze von dreyßigtausend Mann zu Felde. Sie trieb das Heer der Verschwornen in die Flucht, und erhielt den Sieg ohne Vergiesung eines Tropfen Blutes.

Alle diese Aufrührer hatten sich des Hochverrathes im höchsten Grade schuldig gemachet. Die Urheber wurden zum Tode verdammet. Von diesen Verschwörungen meldet Voltaire kein Wörtchen. Er vergnüget sich damit, daß er den Tod dieser jungen Königinn, ihres Vaters, ihres Schwiegervaters und Gemahles zärtlich beklaget. Es ist wahr, Johanna Gray schien mehr unglücklich, als schuldig zu seyn; allein sie konnte der Gegenstand einer neuen Zusammenverschwörung seyn; und eben dieses machte die Strenge nothwendig. Ueber diese Ausübungen der Strenge geräthet Voltaire wider Marien in Zorn.

„ Sie war, sagt er, Heinrich dem VIII an
„ Grausamkeit gleich, aber eben so still und ge-
„ lassen bey ihren Barbareyen, als Heinrich hi-
„ tzig gewesen. Ihre Tyranney war von einer
„ andern Gattung. „

Dieser Kunstrichter machte zuvor aus der neuen **Messalina, Annen von Bulen**, eine Heilige. Nun machet er aus **Marien**, einer der verehrenswürdigsten Prinzessinen, die Aengelland jemals gehabt hat, eine blutgierige Schwärmerinn.

Allein sein Zorn erhitzet sich noch weit stärker, da er von jenen redet, die unter dieser Regierung der Religion halber zum Tode verdammet worden: und diese Erhitzung machet, daß er die Wahrheit aus dem Gesichte verliert. „ Man rechnet, sagt „ er, ungefähr achthundert Personen, die unter „ **Marien** den Flammen geopfert worden. „

Man hat hierüber zwo Anmerkungen zu machen. Fürs erste, daß Houeed (e), ein ängelländischer Schriftsteller, deren nicht mehr als zweyhundert sieben und siebenzig; und der Flüchtling Herr **Rapin Thoiras** in seiner grosen Geschichte Aengellands, nicht über zweyhundert vier und achtzig zähle: und dieser setzet hinzu, daß jene, die deren achthundert gezählet, ihre Rechnung ohne Grund gemachet haben. Doch freylich sind diese Schriftsteller den Katholischen nicht gehässig genug; und darum will **Voltaire** nicht in ihre Fustapfen treten. Zweytens da er dieses harte Verfahren **Marien** mit einem übertriebenen Tone ausposaunet; schweigt er von den Grausamkeiten der **Elisabeth**, welche eine unvergleichlich grösere Anzahl der Katholischen, wie wir bald sehen werden, hat hinrichten lassen, mausstille.

Der Herr von **Voltaire** giebt seinem Werke den Namen eines Versuches über die allgemeine

(e) Hist. d'Angl. L. 16. Extrait de Rymer.

Geschichte, über die Sitten und Gemüthsart der Völker. Man sieht sich genöthiget zu bekennen, daß sein Werk in der That nichts mehr ist, als ein Versuch, und zwar ein sehr verwägener Versuch. Sollte man ein vollkommenes Werk daraus bilden wollen: so müßte man sich gefallen lassen, eine grose Veränderung damit vorzunehmen.

Er schliest, und saget: „ Maria sey eines „ sanften Todes gestorben, aber verachtet von ih„ ren Unterthanen, welche ihr den Verlust der „ Stadt Calais noch wirklich zur Last legen. End„ lich habe sie in den Gemüthern aller derer, die „ von dem Verfolgungsgeiste nicht beseelet sind, „ ein verhaßtes Andenken hinterlassen. „

Ein weiser, und Gerechtigkeit liebender Kunstrichter würde gesagt haben, der grose Herzog von Guise habe sich, als ein geschickter Mann, der Umstände bedienet, um Calais wieder zu kriegen. Aengelland war damals sowohl durch die Räubereyen und Plackereyen Heinrich des VIII, als durch die Unruhen und Aufruhren, die sich unter der Regierung seines Thronfolgers eräuget hatten, erschöpfet. Da nun Maria den Thron bestieg: mußte sie ihr Augenmerk auf das Nothwendigste richten; und das war die Wiederherstellung des Friedens in ihren Staaten. Sie dachte freylich wohl auf die Erhaltung der Stadt Calais: allein ihre Feld- und Seeobersten thaten ihr schlechte Dienste. Nebendem wenn sie diesen Vorwurf der Maria nicht zu machen gehabt hätten: so würden sie sicher Gelegenheit gefunden haben, einem ihrer Nachfolger denselben zu machen.

Was das verhaßte Andenken betrifft, das sie hinterlassen hat; so weis man wohl, daß sie von den Protestanten sehr gehasset und verfluchet worden sey; und der Herr von Voltaire tritt ihnen immer an die Seite.

XXX Hauptstück.

Von Krammern, Erzbischofe zu Kantelberge.

Da kommen wir an den wichtigen Gegenstand der Bewunderung, und der erhabensten Lobsprüche des Herrn von Voltaire: Krammer in dem Feuer!

„ Dieser Primat, sagt er, der die Schwach-
„ heit gehabt hatte, die Religion abzuschwören,
„ faßte auf dem Scheiterhaufen wieder Muth.
„ Er erklärte, er stürbe als ein Protestant; und
„ bewerkstelligte dasjenige in der That, was man
„ von dem Mutius Scävola geschrieben, und
„ wahrscheinlicher Weise erdichtet hat. Er streck-
„ te die Hand, die seine Abschwörung unterzeich-
„ net hatte, sogleich in das Feuer; und warf sich
„ mit dem Leibe nicht eher in die Flammen, bis
„ seine Hand verbrannt und abgefallen war.
„ Eine noch löblichere, und eben so tapfere That,
„ als jene, die man dem Mutius zuleget! Der
„ Aengelländer strafte sich, daß er in eine Sache
„ eingewilliget hatte, die ihm eine Schwachheit zu
„ seyn schien; und der Römer, daß ihm der vor-
„ gehabte Königsmord fehlgeschlagen war. „

So viel Ehre hat Voltaire den herrlichsten Märtyrern der Kirche nie bewiesen. Mit diesen geht er mehrentheils, wie mit aufrührischen und unruhigen Köpfen um. Da er aber von Kranmern redet: so meynet er an diesem ein Beyspiel des tapfersten Grosmuthes entdecket zu haben. Indessen läßt sich seine Lebensgeschichte mit dieser Abschilderung des Voltaire schlecht zusammen reimen.

Dieser grose Mann, wiewohl er ein Erzbischof war, schämete sich nicht, eine junge Person aus Deutschlande aufzuheben, sie nach Aengellande zu führen, und sich ihrer als einer Beyschläferinn zu gebrauchen. Er dorfte sie, so lange Heinrich der VIII lebte, nicht öffentlich heurathen: denn der wollte dergleichen rauschende Thaten an den Oberkeiten der Geistlichkeit durchaus nicht leiden. Er begnügte sich allso dazumal damit, daß er sie, wann er eines seiner Lusthäuser bezog, in einer verschlossenen Sänfte mitnahm. Die öffentliche Hochzeit des Erzbischofes ward erst unter der Regierung Eduards vollzogen.

Dieser so standhafte Mann bekannte in seinen gerichtlichen Befragungen, er habe den Glauben über verschiedene Lehrsätze der Religion sehr oft abgeändert. Einige behaupten, das sey siebenzehnmal geschehen. Gewiß ist es, daß er anfänglich unter Heinrich dem VIII katholisch; danach ein Abtrinniger mit diesem Fürsten; unter Eduarden lutherisch, und demnächst ängelisch-calvinisch, endlich unter Marien wieder katholisch gewesen sey. Was er gewesen, als er zum Feuer verdammet ward; kann man eigentlich nicht wissen. Da dieser wunderbare Mensch den Eid, die Rechte der

Kirche

Kirche in Aengellande zu behaupten, ablegen sollte, um mit dem Erzbißthume von Kantelberge versehen zu werden: war er keinesweges verlegen. Er legte den begehrten Eid ab, und zu gleicher Zeit bezeugete er vor einem öffentlichen Schreiber, daß er sich nie an seinen Eid binden würde.

Der Herr von Voltaire saget, um seiner Erzählung die völlige Gestalt des Wunderbaren zu geben: Kranmer habe seine Hand in die Flammen ausgestrecket, und sie so lange brennen lassen, bis sie abgefallen wäre, ehe er sich in den Scheiterhaufen geworfen. Hätte man solche Bestrafung seiner Hand so oft vorgenommen, als er unterschrieben, und fälschlich geschworen hat: so würde man sehr oft dazu haben schreiten müssen. Allein das Wunderbare dieses artigen Zuges wird jenen, die die Geschichte wissen, nicht anders als kahl und lachenswürdig vorkommen. Kranmer war auf dem Scheiterhaufen angekettet, ehe man ihn anzündete: wie konnte er denn die Verzehrung seiner Hand abwarten, um sich in die Flammen zu stürzen?

XXXI Hauptstück.

Von der Königinn Elisabeth.

Elisabeth, diese Fürstinn, die in der Regierungskunst so erfahren gewesen; die die Macht Aengellands auf einen so furchtbaren Fus gesetzet; die die holländische Aufruhr aufs Nachdrücklichste unterstützet hat; und die man als die eigentliche Stifterinn der ängelischen Religion betrachten

kann; diese Elisabeth, sage ich, ist wieder einer der vornehmsten Gegenstände der Bewunderung des Herrn von Voltaire. Wenn er von ihren natürlichen Gaben redet, so lobet er sie, wie alle andere Schriftsteller: spricht er aber von dem, was sie für, oder bässer zu sagen, wider die Religion gethan hat; so treibt er die Lobsprüche um ein Vieles höher, als selbst die Protestanten zu thun pflegen.

Während ihrer vier und vierzigjährigen Regierung gab sie immer allen Ketzereyen die Freyheit, sich in Aengellande niederzulassen; und vergas dabey nichts, um die katholische Religion aus dem Reiche zu verbannen. Es ist augenscheinlich, daß nichts anders, als die Staatsklugheit, sie dazu verleitet habe. Denn weil der günstige Ausspruch für die Ehescheidung ihres Vaters mit Katharinen von Aragonien nur durch den lutherischen und immer wankelbaren Krammer geschehen war: so konnte ihre Mutter, Anna von Bulen, nicht anders als ein Kebsweib; und folglich sie selbst nicht anders als eine uneheliche Tochter Heinrich des VIII betrachtet werden. Diesem zufolge hätte die ängelische Krone der Maria Stuart, einer Nichte dieses Fürsten, und nach dieser den Erben der Herzoginn von Suffolke, die ebenfalls seine Nichte war, zugehöret. Eben daher kam es, daß Heinrich der II, Marien Stuart Schwiegervater, gleich nach dem Ableben der Königinn Marien, seiner Schnur den Titel einer Königinn von Aengellande anzunehmen verordnete.

So mußte denn wohl Elisabeth auf die Verbannung jener Religion die Augen richten, deren Grundsätze ihr alle Fähigkeit zur Thronfolge versagten.

sagten. Da sehe man die wahre Quelle, woraus Elisabeth ihren Haß wider die katholische Religion, und wider die Königinn in Schottlande hergeleitet hat. Durch diese Anmerkung würde der Herr von Voltaire seiner Geschichte mehr Wahrheit verschaffet haben. Allein die Wahrheit ist nie sein Zweck im Schreiben gewesen.

Er kann sich nicht ersättigen, die Strenge der Königinn Maria wider die Protestanten mit den häßlichsten Farben zu entwerfen; und bemühet sich, die Weisheit und Mäsigung der Elisabeth gegen die Katholischen, durch schwulstige Lobeserhebungen aufs Höchste zu treiben. „ Niemand, „ saget er, ward des katholischen Glaubens we„ gen verfolget. Aber diejenigen, die aus Ge„ wissenstrieben die öffentliche Ruhe stören woll„ ten, wurden nach aller Schärfe gestrafet. Es „ ist gewiß, daß Elisabeth sich wider die Katho„ lischen ihres Königreiches gar nicht blutgierig „ bewiesen habe, so wie Maria mit den Prote„ stanten gethan hatte. „

Es ist in der That wahr, daß Elisabeth nicht auf gleiche Art, wie Maria, blutdürstig gewesen: allein sie wußte ihre Grausamkeit mit gröserer Feinigkeit, und weit gröserm Nachdrucke auszuüben. Sie machte es mit den Katholischen eben so, wie Julian der abtrinnige vormals mit den Christen verfahren, das ist, sie schritt zu solchen Mitteln, die denselben sicher den letzten Stos zu geben im Stande wären, ohne sich selbst den verhaßten Namen einer öffentlichen Verfolgerinn auf den Hals zu ziehen.

Sie lies eine grose Menge Gesätze bekannt machen, kraft welcher die Ausübung der katholischen Religion untersaget, und alle Unterthanen, sich bey dem ängelischen Gottesdienste einzufinden, angehalten wurden. Die ersten Uebertretungen dieser Gesätze wurden mit grosen Geldbusen gerächet. Hierauf schritt man zu der Einziehung aller Güter; und endlich zu einem ewigen Gefängnisse, worin man die Katholischen vor Elende verschmachten lies. Bey dem ersten Antritte ihrer Regierung, wurden die Bischöfe, die sich weigerten sie als ein Oberhaupt der Kirche zu erkennen, ihrer Aemter und Würden entsetzet; sie wurden grösstentheils in verschiedene Kerker eingeschlossen; und einige mußten daselbst ihr Leben lassen. Sie lies alle katholische Priester, die nach Aengellande zurückkehren würden, als Schuldige des Hochverrathes erklären. Eine grose Menge derselben ward gefänglich eingezogen, und nach den gräulichsten Foltern gehenket. Man findet die meisten dieser Gesätze bey dem ängelischen Geschichtschreiber und Protestanten Kamden. Mit noch mehrern Umständen trifft man sie bey Sandern an. Herr Hume hat sie in seiner trefflichen Geschichte des Hauses Stuart auf dem ängelischen Throne, aufs Neue beschrieben.

Dies ist die Königinn, von der Voltaire kein Bedenken trägt zu sagen: „ unter ihrer Regie„ rung sey kein Mensch seines Glaubens wegen „ verfolget, ja nicht einmal aufgesuchet worden: „ nur seyn diejenigen, die das Gesätz übertraten, „ gemäs dem Gesätze mit der Schärfe verfolget „ worden. „ Wer sollte wohl einen Anstand machen, dem Ausspruche des klugen und wahrhaften Voltaire seinen Beyfall zu schenken?

Die

Die Protestanten sowohl, als die Katholischen lacheten über den Titel eines Oberhauptes der ängelischen Kirche, das ist, einer Päpstinn der Aengelländer, den Elisabeth sich zulegte. Der Herr von Voltaire findt, daß dieser Scherz übel zu statten komme.

„ Man konnte in Erwägung ziehen, saget er, „ daß diese Frau ein gekröntes Haupt war; daß „ sie im Besitze jener Rechte war, die gemäs dem „ Landesgesätze mit dem Throne verknüpfet sind; „ daß vormals die regierenden Häupter aller be„ kannten Völkerschaften die Oberaufsicht über die „ Religionssachen hatten; daß die römischen Kai„ ser hohe Priester waren; und daß endlich eine „ Königinn in Aengellande, welche einen Erzbischof „ von Kantelberge ernennet, und ihm Gesätze vor„ schreibt, nicht lachenswürdiger sey, als eine Ab„ tissinn von Fontevrault, die Priore und Pfarrer „ ernennet; kurz daß jedes Land seine Gebräuche „ habe. „

Es ist erstaunlich, daß Voltaire mit all seinem Witze nicht eingesehen, wie wenig Ehre ihm solche Reden machen, und was für Mitleiden sie in aufgeklärten Gemüthern erwecken müssen. Aber freylich pflegt der Mensch, wenn er nicht recht gestellet ist, manchmal Sachen zu sagen, die er danach wünschet nicht gesagt zu haben. Man muß gestehen, daß die Vergleichung der heydnischen Ungereimtheiten mit der Religion des Sohnes Gottes; und eines von Jesus Christus eingesetzten Papstes mit einem durch den Schwärmgeist eingedrungenen Weibe, sehr artig getroffen sey. Laßt uns einen ernsthaften Ton greifen. Heist das nicht mit dem ganzen Christenthume eben so gottlos,

als tölpelhaft den Spott treiben? Der heydnische Götzendienst wär ja nur eine menschliche Erfindung, wobey die Menschen mit Aenderungen und Zusätzen nach ihrem Belieben schalten und walten konnten. Die christliche Religion hergegen hat den Sohn Gottes zum Urheber, der die Verwaltung derselben dem Haupte seiner Apostel, dem heil. Peter, und allen seinen Nachfolgern übertragen hat.

Wenn die Protestanten über die vermeynte Päpstinn Johanna so viel Gespött getrieben: haben denn nicht die Katholischen weit mehr Ursache, über die wahre Päpstinn Elisabeth zu lachen?

Doch diese Frau war ein gekröntes Haupt, sagt der Herr von Voltaire. Allein wo steht es in dem göttlichen Buche der christlichen Religion geschrieben, daß eine regierende Frau in Sachen, die die Regierung der Kirche betreffen, das Mindeste zu befehlen oder vorzuschreiben habe? Nirgend. Was die gemäs dem Landesgesätze mit dem Throne vereinbarten Rechte anbelanget: so war das ein gewaltsames Gesätz, das von Heinrich dem VIII mit dem Blute mehr als tausend Katholischer befestiget, und unter der Regierung seiner Tochter Maria wieder aufgehoben worden. So konnte es denn nicht als ein Landesgesätz angesehen werden.

Die Vergleichung einer Königinn in Aengelande, die einen Erzbischof von Kantelberge ernennet, mit einer Abtissinn von Fontevrault, die Priore und Pfarrer ernennet, vereinbaret zwo Sachen, die wenig Aehnlichkeit mit einander haben. Die Abtissin von Fontevrault hat gar keine geistliche

Macht

Macht von sich selbst. Sie hat keine andre als jene, die ihr von der Kirche mitgetheilet worden, welche sehr enge Gränzen hat, auch wiederrufen und aufgehoben werden kann. Aber die Päpstinn von Aengellande war der Grund und Mittelpunkt aller, auch der geistlichen Gewalt, die man von Niemanden, als von ihr allein, bekommen konnte.

Kein Papst hat jemals mit einem höhern Tone gesprochen, als im fünften Artikel der Verordnung vom Jahre 1559 geschieht. Die Stelle ist zu artig, daß man sie mit Stillesschweigen vorbey gehen sollte. „ Die Königinn allein, heist es, soll die „ Gewalt haben, Bischöfe zu machen. Alle andere Wahlen oder Benennungen sollen keine „ Gültigkeit haben: und diese Bischöfe sollen zu „ keiner Ausübung des bischöflichen Rechtes, noch „ ihrer Gerichtbarkeit schreiten können, als nach „ Gutbefinden, und in Kraft der von ihro Majestät bekommenen Gewalt. „ Ausdrücke, die sowohl bey Katholischen, als Protestanten, ein Gelächter erwecken! Nur Voltaire findet daran nichts zu lachen.

Die Staatskündigen werden die Königinn Elisabeth immer als eine der geschicktesten Prinzessinen, die jemals auf der Welt gewesen; die Protestanten als eine der eifrigsten Beschirmerinnen ihrer Kirche; die Katholischen, als eine der schädlichsten Feindinnen der römischen Religion ansehen. Die Aengelländer werden sich ihrer allezeit mit Vergnügen erinnern: weil sie durch ihre Sorge und Geschicklichkeit die ängelische Macht ansehnlicher, ihren Handel weitschichtiger, und ihre Freyheit angenehmer gemachet hat.

Die katholischen Schriftsteller haben nichts vergessen, den Anblick der Verfolgung Elisabethen wider die römische Religion fürchterlich und schreckbar zu machen. Die Protestanten haben alle Kräfte angewandt, sie zu rechtfertigen und zu vertheidigen. Herr Bayle ist aufrichtiger. Er gesteht, sie habe wider die Römischkatholischen scharfe Befehle vollstrecken lassen. Er findt für sie keine Entschuldigung, als daß er sage, sie sey durch Staatsgründe dazu genöthiget worden. Allein der Herr von Voltaire übertrifft diesen Protestanten noch an Eifer, die Ehre dieser Königinn zu retten.

XXXII Hauptstück.

Von Marien Stuart.

Der unverschämte Geschichtschreiber und Dichter Buchanan, der nach öffentlich abgeschworner katholischen Religion, endlich ohne allen Glauben gestorben, ist der Wegweiser, den der Herr von Voltaire sich gewählet hat, um die Königinn von Schottlande Maria Stuart kennbar zu machen. Dieser elende Abtrinnige kam, nachdem er die Welt durchstrichen, und eine Zeitlang die portugiesischen Kerker bewohnet hatte, nach Schottlande zurück; und begab sich zu dem Grafen von Murray, einem hartnäckigen Calvinisten, natürlichen Bruder und öffentlichen Feinde der Königinn. Alle, sowohl katholische als protestantische Geschichtschreiber kommen darin überein: daß dieser Graf einer der gottlosesten Menschen seines Jahrhundertes gewesen sey. Bey diesem verfertigte Buchanan

seine

seine Schottländische Geschichte. Jener Theil dieser Geschichte, der von der Regierung Marien Stuart handelt, ist allemal für die allerunverschämteste Stachelschrift, die jemals einem Schriftsteller aus der Feder geflossen, angesehen worden (g).

Maria Stuart hatte sich einige Jahre lang auf dem höchsten Gipfel der Ehren und des Glückes gesehen. Sie war die schönste Person ihres Jahrhunderts, und ist hernach die unglückseligste von allen geworden. Sie, die durch ihre Vermählung mit Franz dem II Königinn in Frankreiche, von Geburt Königinn in Schottlande, und als eine Tochter der ältesten Schwester Heinrich des VIII die wahre Erbinn der ängelischen Krone war, mußte beynahe die Hälfte ihres Lebens in den Ketten verschleifen, und endlich auf dem Blutgerüste durch die Hand des Henkers das Leben verlieren.

Alle ihre Laster bestunden in ihrem Eifer für die katholische Religion, und in den Ansprüchen, die sie auf Aengelland hatte. Die Mühe, die von etlichen katholischen Herren in Aengellande, und von einigen Fürsten angewandt wurde, sie aus den Händen Elisabethen zu retten, beschleunigte ihr Unglück. Der gröste Theil der wider sie geführten Klagen bestand in eiteln Verleumdungen, die von dem Hasse der Protestanten wider eine katholische Kronerbinn hergeflossen.

Das erste Stück, wodurch sie sich als ihre Feinde erklärten, war die Ermordung ihres Geheim-

schrei-

(g) V. Camden.

schreibers Rizzio. Dieser Rizzio, ein eifriger Katholischer, war von einem Tonkünstler in Turin gebohren. Er war klein von Leibe, ungestaltet, aber desto sinnreicher, und that der Königinn durch seine Rathschläge treffliche Dienste. Voltaire schwätzet dem unverschämten Buchanan nach, Rizzio habe sich in die Gunst und Gewogenheit dieser Fürstinn zu weit eingedrungen. Sein Ansehen erweckte indessen bey den protestantischen Ständen in Schottlande eine schädliche Eifersucht, die ihnen keine Ruhe gestattete, bis sie ihm das Garaus gemachet hatten. Darley der Ehegatte der Königinn Stuart, dem es eben so an Einsicht, als an Erkänntlichkeit gegen seine Gutthäterinn fehlte, stürmet an der Spitze der Meuchelmörder in das Zimmer seiner Gemahlinn, und läßt den Rizzio vor den Augen dieser Prinzessinn ums Leben bringen (h).

Glauben, Rizzio sey damals allein bey der Königinn gewesen, das wäre ein Irrthum. Der Herr von Voltaire saget es zwar: allein die zeitgenossenen Geschichtschreiber bezeugen das Gegentheil, und versichern, es sey eine zahlreiche Versammlung allda beysammen gewesen. Darley ward eine Zeitlang danach selbst ermordet. Man klagte die Königinn, als eine Mitschuldige dieser Mordthat an; man konnte aber niemals das Mindeste auf sie bringen. Murray, und die Calvinisten unterliesen nichts, die Sachen ineinander zu haspeln. Kamden erzählet (i), eben dieser uneheliche Graf habe die Königinn hernach verleitet, den Grafen von Bothwel, der beschuldiget war, als habe er den Darley zu tödten befohlen, zur

Ehe

(b) Le Laboureur. (i) Camden An. 1569.

Ehe zu nehmen; und durch dies Mittel habe er beyde verhaßt zu machen gesuchet, damit er zum Regenten erkläret würde. Das war die Quelle der Aufruhren und Unruhen, wodurch sich Mariæ endlich genöthiget sah, in Aengellande Sicherheit zu suchen. Aber an statt der Sicherheit fand sie einen Kerker, und endlich, nach einer achtzehnjährigen Drangsal und Gefangenschaft, den Tod. Der Herr von **Voltaire** versichert uns, **Bothwel** habe ein Schreiben durch die vornehmsten Herren unterzeichnen lassen, worin ausdrücklich enthalten gewesen: die Königinn könnte nicht umhin, sich mit ihm ehelich zu verbinden; weil er bey ihr geschlafen hätte. Er will haben, das sey durch **Marien** eigenhändige Briefe bewiesen.

Man muß allhier die Anmerkung machen, daß in dem Urtheile, welches **Elisabeth** über diese Königinn hat fällen lassen, Niemand ihr weder ihre eigne Briefe, noch das vermeyntliche Schreiben habe vorhalten dörfen. Woraus sich folgern läßt, daß diese Briefe, und vorerwähntes Schreiben erst nachgehends zusammengeschmiedet worden seyn, um die Ehre **Marien** anzuschwärzen, und **Elisabethen** auser Schuld zu setzen. Es ist ein Wunder, daß der Herr von **Voltaire** sie anzuführen sich unterstehe (k).

Er beschliest das Hauptstück von **Marien Stuart** auf eine Art, die den Geist **Buchanans** verräthet. Er giebt obenhin zu verstehen, der Tod dieser unglücklichen Königinn sey ein Flecken gewesen, wodurch die schöne Regierung **Elisabethen** besudelt worden sey. Allein **Marien** schildert er

(k) Mem. de Castelnau.

mit lauter schwarzen Zügen der abscheulichsten Laster. Er waget es auch sogar auf jene, die diese Prinzessinn in Ehren halten, oder ihres Schicksals halber gerühret seyn möchten, empfindliche Pfeile abfliegen zu lassen. „ Wenn diese That, sagt er, „ die Ehre Elisabethen verkleinert: so muß es „ eine tolle Schwachheit seyn, Marien Stuart, „ als eine Blutzeuginn der Religion, dem Regi„ ster der Heiligen einzuverleiben. Sie war eine „ Blutzeuginn, aber nur ihres Ehebruches, der „ Ermordung ihres Eheherrn, und ihres Un„ verstandes. „

Ich bemerke, daß Elisabeth, nach dem eigenen Geständnisse des Herrn von Voltaire, das Feuer der Uneinigkeit unterhalten, den Aufstand der Schotten wider ihre Königinn angeflammet, und zu solchem Zwecke sich Niemandes, als der Calviniften bedienet habe. Als Maria durch die Aufrührer genöthiget worden, in die Staaten ihrer Baase zu fliehen: ward sie von derselben, unter dem Vorwande der Sicherheit, aus einem Gefängnisse ins andere geschleppet. Endlich um sich der Furcht, womit sie wegen dieser auf die Krone Aengellands so augenscheinliche Ansprüche habenden Mitwerberinn immer gequälet war, entschlagen zu können; ernennet sie Richter, ihr das Urtheil zu sprechen. Maria wird angeklaget, sie habe Aengelland zu ihrem Vortheile in Empörung zu setzen getrachtet; sie habe der Königinn Elisabeth nach dem Leben gestrebet; sie habe die katholischen Fürsten von Europa wider dieselbe aufbringen wollen. Niemals war die Rede von jenen Schandthaten, die ihr vom Herrn von Voltaire zur Last geleget werden; und niemals ist man das Geringste von jenen Klagen, die man wider sie

führte,

führte, mit Beweisen darzuthun im Stande gewesen. Indessen half das alles nichts: man verdammete sie dennoch zum Tode.

Auf diesen Schluß begehrte sie ihren Beichtvater (l). Man war so grausam, daß man ihr diesen Trost versagte; und an statt dessen fertigte man einen Ketzer zu ihr ab, den sie aber nicht anhören wollte. Nachdem sie das heil. Abendmahl, welches ihr der Papst zugeschicket, genommen hatte: geht sie, mit einem helfenbeinen Crucifixbilde in der Hand, dem Gerichtsplatze zu. Ein protestantischer Herr saget ihr, es sey genug, den Gekreuzigten im Herzen zu haben. Sie antwortet ihm ganz gelassen und sanftmüthig: wenn sie ihn zugleich in den Händen und vor den Augen hätte, so wäre es ihr viel leichter, denselben im Herzen zu haben. Sie bestieg unterdessen die Blutbühne. Sogleich erkläret sie, sie sey in Betreffe jener Absichten wider die Königinn von Aengellande, die man ihr aufgebürdet habe, unschuldig, und sterbe als ein Mitglied der katholischen Kirche. Nach diesem läßt sie sich von ihrem Kammermägden entkleiden, bethet einen Psalm, befiehlt ihre Seele dem Schöpfer, und reichet ihren Hals dem Scharfrichter dar. Das alles sind ausgemachte Wahrheiten. Kamden, der die Geschichte Elisabethen beschrieben, stimmet damit überein (m). Dieser Schriftsteller, nachdem er den Tod dieser Fürstinn entworfen, drücket sich folgender Gestalt aus. Ein solches Ende nahm Maria Stuart, eine Prinzessinn einer unbeweglichen Standhaftigkeit in der Religion, einer wunderbaren

(l) Camden. An. 1582. Rapin.
(m) Camden. An. 1582.

Andacht gegen Gott, einer Grosmüthigkeit und Vernunft, die ihr Geschlecht überstieg, einer auserordentlichen Schönheit, eine Prinzessinn, die man zu denjenigen Fürsten in die Reihe stellen kann, welche von der erhabensten Stuffe der Ehren in den Abgrund der Drangsalen sind gestürzet worden. Wenn man dieses Zeugniß erwäget, so muß man gestehen, daß der Schluß, den Voltaire machet, selbst dem unverschämten Buchanan kaum verziehen werden könnte.

———————————

XXXIII Hauptstück.

Von der Religion unter Franz dem *I*, u. s. w.

Von diesem Artikel findet man nichts im Voltaire, auser einer langen Reihe falscher Beschuldigungen, matter Vernunftschlüsse, Treulosigkeiten, und Verfälschungen. Wir wollen sie der Ordnung nach, wie er sie selbst dargestellet und erkläret, anzeigen, und mit der gehörigen Antwort abfertigen. So fängt er an:

„ Man hat die Franzosen von der Zeit Karl
„ des VII zu Rom als Abtrinnige angesehen, we-
„ gen der pragmatischen, zu Bourges, gemäs dem
„ Schlusse des Kirchenrathes von Basel, der ein
„ Feind des Papstthums war, gemachten Ver-
„ ordnung.

Man

Man bemerke, daß unter Karl dem VII gar keine Uneinigkeit zwischen dem französischen und römischen Hofe gewesen; daß Ludwig der XI, da er den Thron bestieg, erkläret habe, er wolle sich an die pragmatische Verordnung gar nicht gebunden wissen; und er verstund die Kunst, alles nach seinem Sinne zu biegen; daß Karl der VIII ein vollkommen gutes Verständniß mit den Päpsten seiner Zeit gehabt habe; und daß die Mißhälligkeiten zwischen Ludwig dem XII und Julius dem II, mit der pragmatischen Verordnung nichts zu schaffen gehabt haben. Nebendem hat Frankreich schier niemals so viele Cardinäle gezählet, als unter vorgemeldeten Königen. Wie darf denn Voltaire sich erfrechen zu sagen, der Hof zu Rom habe die Franzosen als Abtrinnige angesehen (n)?

„ Franz der I bekümmerte sich wenig um die „ Religion. So ist auch die Verfolgung der Ke„ tzer unter der Regierung dieses Fürsten mehr „ auf sein Zulassen, als auf seinen Befehl geschehen. Die Bischöfe, und der höchste Rath zün„ deten die Scheiterhaufen an: er löschte sie nicht „ aus. „

Man lese folgende zwey Stücke, und urtheile alsdann, ob Franz der I gegen die Religion so kaltsinnig gewesen sey, als Voltaire ihn machet. Als dieser Fürst vernommen, daß die Ketzer eine Bildsäule der göttlichen Mutter entheiliget und gelästert hätten: zeigte er gleich, wie empfindlich er dadurch gerühret würde. Er versprach demjenigen, der die Urheber dieser Frevelthat entdecken würde, eine grose Belohnung. Um indessen die

(n) Hist. de l'Eglise gallic.

verletzte Ehre der Mutter Gottes rechtschaffen zu ersetzen; lies er eine silberne Bildsäule, eben so gros, als die verunehrte gewesen, verfertigen: er lies einen feyerlichen Umgang halten, und die neue Bildsäule auf der Stelle der alten aufrichten; und wollte in eigener Person, im Angesichte seines ganzen Volkes, die Einweihung verrichten, während welcher er häufige Thränen der Frömmigkeit und Andacht vergoß (o).

Eben dieser Fürst (p), da er von den Lästerschriften wider das heil. Altarsacrament benachrichtiget ward, die in der ganzen Stadt Paris waren angeheftet worden; hat er selbst diese Schmähworte und Gotteslästerungen zu ersetzen, an der Spitze aller Prinzen und Prinzessinnen seines Hauses, in den Augen des ganzen Volkes, mit einer Fackel in der Hand, eine öffentliche Abbitte verrichtet. Den Schluß machete er mit einer Rede, woraus die Lebhaftigkeit seines Glaubens, und die Zärtlichkeit seiner Andacht klar hervor leuchtete. Was mich, euern König, betrifft, sagte er mit weinenden Augen, wenn ich wüßte, daß ich ein Glied an meinem Leibe hätte, das mit diesem verfluchenswerthen Laster besudelt oder angestecket wäre: wollte ich euch selbiges nicht nur abzuhauen übergeben; sondern noch weiter zu gehen, wenn ich gewahr würde, daß eines meiner Kinder davon beflecket wäre; so wollte ich es mit eigener Hand zum Tode befördern. Auf diese Abbitte wurde die Strafe an sechs zum Feuer verurtheilten Ketzern vollzogen. Zwar sind die Sitten dieses Königes nicht allemal zum Bästen eingerichtet gewesen: dennoch hat er

nie

(o) du Boulay. (p) Florimond de Raymond.

nie das Geringste im Glauben gewanket; wie er denn auch nach den, mit der auferbäulichsten Andacht empfangenen letzten Sacramenten gestorben ist.

So sah der Fürst aus, dessen Religion der Herr von Voltaire zu beschnarchen das Herz hat. Da er von Julian dem Abtrinnigen redet, sagt er, die Christen hätten von diesem Fürsten viel Fabelhaftes geschwätzet, und alle diese Fabeln wären verleumderisch. Mit welchem Auge soll man nun diejenigen Fabeln betrachten, die er sich erfrechet von Franz dem I zu Markte zu bringen?

„ Wir haben die Richter Aengellands unter „ Heinrich dem VIII und unter Marien erschreck„ liche Grausamkeiten ausüben sehen. Die Fran„ zosen, die man für ein sanfteres Volk zu halten „ pflegt, haben diese auf Rechnung der Religion „ und der Gerechtigkeit begangene Grausamkeiten „ weit überstiegen. „ Immer bleiben die Ketzer Voltairen lieb und angenehm, die Religion hingegen verhasset. Die Hugonotten machten den Anfang damit, daß sie von der alten Religion abfielen; die Ermahnungen der geistlichen Oberkeiten verachteten; sich dem Könige zu gehorchen weigerten; die Waffen ergriffen; über achthundert Städte plünderten und verwüsteten; durch die vier Ecke des Königreiches mit Feuer und Schwerte herumzogen; die Ausländer ins Reich führten; eine unzählbare Menge dem Könige getreuer Unterthanen zu Grunde richteten. Was man nun zur Strafe der Urheber so vieler Armseligkeiten hat vornehmen müssen, das nennet Voltaire ungeheure auf Rechnung der Religion und der Gerechtigkeit begangene Grausamkeiten. Der

Herr von Aubigne, wie hart protestantisch er immer ist, weis keine Entschuldigung für dieselben beyzubringen; und Voltaire verdammt diejenigen, die nur eine geringe Zahl dieser Uebelthäter mit rechtmäsiger Strafe beleget haben (q).

„ Man muß wissen, daß im zwölften Jahrhunderte Peter Waldo, der durch seine Frömmigkeit und Irrthümer, wie man saget, die Ketzerey der Waldenser veranlasset hat, sich mit vielen Armen, die er unterhielt, in öde Thäler zwischen Provence und dem Delphinate begeben, und bey denselben sowohl die Stelle eines Hohenpriesters, als eines Vaters vertreten habe. Er gab ihnen Unterricht in seiner Religion, die mit den Lehren der Albigenser, Wikleffs, Johann Hussens, Luthers, und Zwingels in vielen Hauptstücken überein kam. Die Waldenser lebten in stiller Ruhe, als die Religionsverbässerer Deutschlands und der Stadt Genf vernahmen, daß sie Brüder hätten. Sogleich wurden von diesen Prediger an sie abgefertiget. Von der Zeit an wurden die Waldenser zu bekannt. Durch die neuen wider die Ketzer ergangene Verordnungen wurden sie zum Feuer verdammet. „

Da sehe man die kläreste Probe der Verwägenheit des Herrn von Voltaire, von Sachen zu reden, darin er gar nicht zu Hause ist. Er saget, die unterschiedenen Ketzerrotten, deren Namen er hieroben zusammen getragen, kämen in den vornehmsten Stücken überein. Man bemerke die Unterschiedszeichen dieser Lehren, die wir itzt geben wollen, und spreche alsdann das Urtheil!

Die

(q) Hist. des Variat. Mem. de Castelnau.

Die Irrthümer der Waldenser waren diese: sie glaubten, die Geistlichen müßten dem Herrn Jesus, und den Aposteln in der Armuth nachfolgen; die bösen Priester seyn unfähig, die Verwaltung ihres Dienstes auszuüben; alle Menschen, Laien, Männer und Weiber, hätten das Recht zu predigen, Beichte zu hören, loszusprechen, das Brod in den Leib des Herrn Jesus zu verwandeln.

Die Albigenser verwarfen das alte Testament, wie auch die Ehe, und die meisten Sacramente: sie redeten nicht anders, als auf eine sehr zweydeutige Art, von der heil. Dreyfaltigkeit: und daher kam es, daß man ihnen auch den Namen der Arianer zulegte (r).

Die Wikleffisten sageten: Gott habe keinen freyen Willen; er sey der Urheber aller Laster, und billige sie; ein tugendsames Weibsbild könne Papst seyn; ein König, sobald er in eine Todsünde fiele, höre auf König zu seyn. Johann Huß war in vielen Artikeln, mehr ein Lehrling Wikleffs, als der Stifter einer Secte.

Luther lehrete: der Mensch sey der Freyheit beraubet; alle Sünden der Gerechten seyn Todsünden; der Leib des Herrn Jesus sey mit der Wesenheit des Brodes im Abendmahle zugegen; der Statthalter Jesu Christi habe in der Kirche keine Gewalt; die Rechtfertigung, d. i. die Gerechtigkeit, oder christliche Heiligkeit bestehe darinnen, daß man fest glaube, alle unsere Sünden seyn uns durch die Verdienste des Erlösers vergeben. Er verwarf auch viele Sacramente, die Nothwendig-

(r) V. Hist. des Variat. L. 11.

keit der guten Werke, die Anrufung der Heiligen, die Klostergelübde, und dergleichen mehr.

Die Calviniſten nahmen nur zwey Sacramente an, die Taufe, und das Abendmahl: daneben gaben ſie vor, die Taufe ſey den Kindern nicht nöthig. Sie läugneten die weſentliche Gegenwart, und den freyen Willen. Sie verwarfen alle äuſerliche Gebräuche der Kirche, und ſetzten unter ihre Glaubensartikel, daß der Papſt der Antichriſt ſey.

So ſahen die unterſchiedlichen Secten aus, die, nach Meynung des Herrn von Voltaire, in den mehreſten Hauptſtücken überein kamen; die, wie er noch anderswo ſaget, beynahe eben jene Lehren begriffen, die von den Proteſtanten heute zu Tage gehalten werden. Hätte er das treffliche Werk des Herrn von Meaux von den Veränderungen geleſen: ſo würde er die groben Fehler, in welche er verfällt, zu meiden gewußt haben. Wir wollen ihm weiter folgen, um ſeine Ausſchweifungen kennen zu lernen.

„ Der Rath in Frankreiche bildete ſich ein,
„ jede Neuerung in der Religion müßte Neue-
„ rungen im Staate nach ſich ziehen. In Erwä-
„ gung der Empörungen von Deutſchlande hatte
„ der Rath Recht. Vieleicht hatte er Unrecht,
„ wenn man an die leichte Weiſe gedenket, wie
„ Schweden und Dänemark das Lutherthum da-
„ mals eingeführet haben. Die wahre Religion
„ hat ohne bürgerliche Kriege überall von ſelbſten
„ feſten Fus gefaßt, im römiſchen Reiche auf
„ Befehl Conſtantins; in Frankreiche durch den
„ Willen Clodowigs; in Aengellande durch das

„ Bey-

„ Beyspiel eines Königleins von Kente, Namens „ Ethelbert. „

Es kostet nicht viel Mühe, zu zeigen, daß dieser ganze Artikel von elenden Betrugschlüssen und von Falschheiten wimmele.

Der Rath von Frankreiche dachte gewiß bäßer als Voltaire. Derselbe sah dazumal das Menschenblut in allen Provinzen der Niederlande daher strömen; er sah die unter Heinrich dem VIII, und der langwierigen Regierung Elisabethen in Aengellande aufgerichteten Galgen und angezündeten Scheiterhaufen; er sah die eine Hälfte Deutschlands wider die andre bewaffnet; und das alles wegen der neuen Religionen. Eben dieser Rath sah Spanien, Italien und Lothringen in Frieden und Ruhe sitzen, weil man den neuen Religionen allda den Zugang versperret hatte: selbst Solimann der II, wie der Herr von Castelnau in seinen Geschichtbüchern anmerket, befahl unter schweren Strafen, keine lutherische Prediger in seine Staate einzulassen. Soll es demnach jemanden wunderlich vorkommen, daß der Rath gefürchtet habe, die Neuerung in der Religion möchte Neuerungen im Staate nach sich ziehen?

Eben so dachte der Marschall von Strozzi. Der Admiral von Coligni sagte demselben eines Tages, Frankreich sey zu einem solchen Grade der Macht und Stärke gelanget, daß nichts dieselbe zu erschüttern vermöchte. Es bräuchte mehr nichts, erwiederte der Marschall, als eine Religionsänderung, um es in den Stand zu setzen, wo es zween Finger breit von seinem Untergange entfernet wäre. Nicht völlig zwanzig Jahre waren hernach

verflos-

verflossen, als man die Richtigkeit dieses Gedanken mit Augen sah (s).

Das vom Herrn von Voltaire angeführte Beyspiel von Schweden beweist dasjenige erbärmlich schlecht, was er sich getrauet zu behaupten. Die ganze Regierung des Gustav Wasa war eine immerwährende Kette von Kriegen, Verbannungen, und unrechtmäsigen Besitzungen. Der Herr von Pufendorf gesteht es ein (t).

Der Herr von Voltaire hat die Gedanken nicht beysammen, wann er saget, die Religion habe sich auf Befehl Constantins durch das ganze römische Reich festgesetzet. Der Befehl vom Jahre 315 verband keinen Menschen, die christliche Religion anzunehmen. Er gestattete den Christen nur die Freyheit, das Christenthum öffentlich zu bekennen, und lies zugleich den Götzendienern die Freyheit, in ihre Tempel zu gehen, und ihre Opfer, wie zuvor, zu verrichten. Daneben vergißt Voltaire dasjenige, was er am Anfange seiner Geschichte gesaget hat: daß nämlich die Christen das Mehreste beygetragen hätten, Constantinen auf den Thron zu setzen.

Ebenfalls strauchelt er, da er saget, die Einführung der Religion in Frankreiche sey blos dem Willen Clodowigs beyzumessen. Ganz Gallien war schon mit Christen besetzet, als Clodowig daselbst die Monarchie einführete. Eben so war Aengelland schon beynahe ganz zum Christenthume bekehret, als die abgöttischen Sachsen sich desselben bemeisterten. Der h. Athanas, der im vier-

ten

(s) Mem. de Casteln. (t) Hist. de Suéde L. I.

ten Jahrhunderte gelebt, redet von Bischöfen dieser Insel. Im folgenden Jahrhunderte war Pelagius allda Mönch. Hat man in den folgenden Zeiten den König Ethelbert, und den h. Mönch Augustin, Apostel der Aengelländer benamset: so geschah das deßwegen, weil durch sie die Angelsachsen bekehret worden.

„ Es war nur eine einzige Entschliesung zu „ fassen übrig. Diese war, daß man es so ma„ chete, wie Karl der V, der nach vielen geführ„ ten Kriegen endlich die Gewissensfreyheit erlau„ bete; und so wie die Königinn Elisabeth, die „ sich als eine Beschirmerinn der herrschenden „ Religion zeigete, im Übrigen aber einem jeden, „ wenn er nur den Gesätzen des Staates Gehor„ sam leistete, Gott so anzubethen erlaubete, wie „ es seine Grundsätze mit sich brachten. „

In der That war Elisabeth ein schönes Muster, das einem Könige in Frankreiche, der den Namen des allerchristlichsten Königes, und des ältesten Sohns der Kirche führet, vorgestellet zu werden verdiente. Diese Fürstinn, saget Voltaire, beschirmete die herrschende Religion, und erlaubete im Uebrigen einem jeden, Gott so anzubethen, wie es seine Grundsätze mit sich brachten. Und dennoch versichert er uns anderswo (u), Elisabeth wäre von der Zeit an, daß sie den Thron bestiegen, darauf bedacht gewesen, das ganze Königreich protestantisch zu machen. Sollte wohl Voltaire wünschen, daß die Könige in Frankreiche das Nämliche gewählet, und nach dem Beyspiele Elisabethen es

zum

(u) Hist. gen. C. 139.

zum Staatsgesätze gemachet hätten, daß Niemand eine andre, als die protestantische, Religion öffentlich bekennen sollte, und daß sie wider jene, die diesem Staatsgesätze nicht nachgelebet hätten, mit scharfen Ahndungen verfahren wären? Das wäre es dennoch, was sie hätten thun müssen, wenn sie das schöne Muster, das Voltaire ihnen an der Königinn Elisabeth vorschlägt, nachgeahmet hätten.

Das Beyspiel Karl des V ist ganz ungereimt angebracht. Dieser Herr hat in den Landen, wo er der wahre Oberherr war, so wie es die Könige von Frankreiche in ihren Staaten sind, die Gewissensfreyheit niemals erlaubet. Nie hat er sie in den Niederlanden, nie in der Grafschaft Burgund, nie in Spanien, nie in Italien erlaubet. Wenn er nach 25 mit Kriegen zugebrachten Jahren, endlich in Betreffe der Gewissensfreyheit im Reiche nachgegeben: so ist das nur von den Staaten zu verstehen, wo er blos das Ansehen eines Oberhaupts des Reiches hatte, ohne allda unabhängig zu herrschen, und ohne alles nach seinem Wunsche ordnen und einrichten zu können. Folglich ist die Denkungsart des Voltaire eben so unrichtig in Betreffe der Staatskunst, als in Absicht auf die Religion.

„ Annas von Bourg, diese priesterliche Ma-
„ gistratsperson, dieser gar zu unerbittliche Geist,
„ der aber ein Handhaber der Gerechtigkeit, und
„ ein Mann einer bekannten Tugend gewesen,
„ ward auf dem Greveplatze gehenket und ver-
„ brannt. Blutzeugen machen Neugläubige. Die
„ Strafe eines einzigen Menschen brachte die Zahl
„ der Reformirten höher, als die Bücher Calvins.

„ Der

„ Der sechste Theil des Königreiches war unter
„ Franz dem II calvinisch. „

Dieses Lob des Annas von Bourg hat Voltaire zweifelsohne aus dem calvinischen Marterbuche genommen. Dieser Rath, eines Kanzlers Vätter, war einer der unsinnigsten Marktschreyer wider die römische Kirche, und einer der hitzigsten Verfechter der Protestanten. Das hat er durch jene rasende Rede deutlich gezeiget, die er vor dem ganzen Parlamente, ja sogar in Gegenwart und wider den Willen des Königs, gehalten. Diese so bekannte Tugend ist indessen sehr verdächtig. Er sagte dem Vorsteher Minard, wenn er nicht nachliese, die Reformirten zu verfolgen; so würde man ein Mittel finden, ihm Einhalt zu machen. Eine kurze Zeit hernach ward der Vorsteher ermordet. Man hat zwar nie geglaubet, daß dieser tugendhafte Mann der Urheber der Mordthat gewesen seyn sollte: allein diese Dräuworte, was gaben sie handgreiflicher zu verstehen, als daß ihm nicht unbekannt war, was man im Schilde führte (x)?

XXXIV Hauptstück.

Von dem Ketzergerichte. *

„ Man müßte sehr ungeschickt seyn, wenn man
„ das Ketzergericht verleumden, und von den Lü-
„ gen Ursachen entlehnen wollte, selbiges verhaßt
„ zu

(x) Mem. de Castelu. Le Laboureur Add.
* Inquisition.

„ zu machen, „ sagt der Herr von Voltaire. Und dabey hat er Recht. Allein sollte man sich wohl überführen können zu glauben, daß er, nachdem er ein so schönes Urtheil gesprochen, sogleich selbst in den Fehler, den er bestrafet, hineinplatze? Unterdessen muß man sich nicht sehr verwundern, daß er dieses Gericht so heftig ausschilt. Er hat seine Ursachen es zu hassen, und noch mehrere es zu fürchten.

Man muß gestehen, daß das Ketzergericht ein furchtbares Gericht sey. Allein so gräulich ist es nicht, als es jene elende Schriftsteller, die Voltaire abschreibt, vorstellen. Wir wollen den verständigen Abt von Vayrac davon reden hören. So spricht er in seinem Werke vom itzigen Zustande Spaniens:

„ Ich gestehe, daß, wenn jene, die über das
„ Ketzergericht herfahren, auf die Beschaffenheit
„ derer, woraus es besteht, Acht hätten, sie davon
„ ganz andere Gedanken fassen würden. Sie
„ würden in selbigem obenan einen Cardinal,
„ oder zum Wenigsten einen Prälaten vom ersten
„ Range ersehen. Sie würden in den Mitglie-
„ dern dieses Gerichtes das Vornehmste, so Spa-
„ nien im priesterlichen, klösterlichen, und weltli-
„ chen Oberkeitsstande aufzuweisen hat, beysam-
„ men finden. Und vieleicht würden sie nicht so
„ verwägen seyn, dergleichen Männer als wilde
„ und unerbittliche Richter abzuschildern, die mehr
„ geneigt sind, die Unschuldigen zu strafen, als
„ den Schuldigen Gnade widerfahren zu lassen;
„ mehr begierig die Güter derer, die ihnen in die
„ Hände gerathen, an sich zu ziehen, als eifrig
„ ihnen zu ihrem Seelenheile die Hand zu bie-

„ then;

„ then; mehr geschickt, eine eingebildete Fröm-
„ migkeit zu unterhalten, als eine gegründete An-
„ dacht in Aufnahme zu bringen. Allein ein
„ Schicksal, das meinem Begriffe zu hoch ist!
„ Sie machen aus diesem heiligen Gerichte einen
„ Ort, wo, in Ansehung der erschrecklichen Unge-
„ rechtigkeiten, die daselbst sollen begangen wer-
„ den, weder für die Unschuld, noch für die Gü-
„ ter der Menschen eine Sicherheit sey. Und was
„ noch das Allerbetrübteste ist: das Vorurtheil
„ hat dergestalt die Oberhand gewonnen, daß mir
„ die Hoffnung gewissermaasen vergeht, meine
„ Landsleute dahin überreden zu können, daß die
„ Vorsicht, die Weisheit, die Gerechtigkeit, die
„ Gewissenhaftigkeit jene Tugenden sind, die sich
„ mit diesen Richtern vergesellschaften. Doch will
„ ichs einmal wagen. „

Nach diesem erkläret der Herr Abt von Vayrac die Weise, bey diesem Gerichte zu Werke zu gehen. Sie sieht ganz anders aus, als diejenige, die Voltaire aus Schmäheschriften abgeschrieben. „ Die Art des gerichtlichen Verfahrens, sagt Vol-
„ taire, wird zu einem unfehlbaren Mittel, diejenigen, die man nur will, ins Verderben zu stür-
„ zen. Die Beklagten werden gegen ihre Kläger
„ nicht verhöret; und es meldet sich nie ein Klä-
„ ger, der nicht angehöret wird. Ein öffentlicher,
„ und von dem Gerichte in Schande gesetzter Ue-
„ belthäter, ein Kind, eine leichtfertige Weibsper-
„ son, werden da für wichtige Kläger gehalten.
„ Endlich wird der Beklagte gezwungen, sein eig-
„ ner Kläger zu seyn; das Laster, so man ihm auf-
„ bürdet, und er manchmal selbst nicht weis, zu
„ errathen und zu bekennen. „

Diese so grobe als unvernünftige Lästerungen soll der Abt von Vayrac beantworten. „ 1. Alle „ Beamten des Ketzergerichtes, sagt dieser Abt, „ sind verbunden, ihre gute Sitten und Fähigkeit „ mit bewährten Proben darzuthun. 2. Das heil. „ Gericht läßt Niemanden jemals in Verhaft neh= „ men, ohne vorher die Eigenschaften des Klägers „ fleisig untersuchet zu haben, ohne erst die vor= „ sichtigsten Maasregeln genommen zu haben, um „ sorgfältig zu ergründen, ob seine Klage aus „ Hasse oder Rache entspringe. Sonsten ist zu „ merken, daß man den Kläger mit gleicher Strafe „ bezahle. 3. Jene, die da sagen, daß die von „ diesem Gerichte in die Kerker verwiesenen Per= „ sonen das Laster, weßwegen sie verklaget sind, „ errathen müssen, sind Verleumder dieses Ge= „ richtes. Es ist gewiß, daß man den Beklagten, „ sobald sie eingezogen werden, einen Sachwalter „ und einen Fürsprecher gebe, ihre Sache zu ver= „ theidigen. 4. Kein Untergericht kann ohne „ ausdrückliche Erlaubniß des Obergerichtes, wel= „ ches gemeinlich einen Rath dahin abschicket, ei= „ ne Glaubensbekänntniß (*) halten. „ Man halte das Ansehen jener unbenennten Schriftstel= ler, denen der Herr von Voltaire nachschwätzet, dem Ansehen dessen, den wir anführen, entgegen! Man halte sie gegeneinander, und urtheile!

Die häßlichen Thaten, die Voltaire, das Ke= tzergericht scheuslicher zu machen, erzählet, scheinen durch das, so wir aus dem Abte von Vayrac an= geführet haben, zur Gnüge widerleget zu seyn. Nichts destoweniger wollen wir noch einige seiner Grillen erwägen.

„ Nach

(*) Acte de Foi.

„ Nach der Eroberung von Granada, saget
„ Voltaire, wollte der Cardinal Ximenes durch-
„ aus, alle Mohren sollten sich zum christlichen
„ Glauben bekennen. Das war eine Unterneh-
„ mung, die dem Vergleiche, womit die Mohren
„ sich ergeben hatten, schnurstracks zuwider lief.
„ Man setzte ihnen zu, man verfolgete sie, man
„ unterwarf und nöthigte sie, sich zu der Taufe
„ zu bequemen. „

Der Herr von Voltaire ist allemal gleich fertig, die Christen der Treulosigkeit zu beschuldigen, und die Unglaubigen zu rechtfertigen und zu beklagen. Die zween grosen Geschichtschreiber Spaniens beweisen, daß die Mohren zuerst den Vergleichspunkten von Granada zuwider gehandelt haben. Sie luden die Mahometaner aus Afrika ein, in Spanien zu kommen, sie waren ihnen dazu behülflich, und theileten die Beute mit ihnen. Ferdinand urtheilete, das ganze Uebel käme von dem Unterschiede der Religion her. Er verordnete also, die Mohren sollten entweder das Christenthum annehmen, oder in Zeit von vier Monathen Spanien verlassen. Diese Verordnung beförderte die Wohlfahrt des Staates; sie diente aber auch zur Aufnahme der Religion: und eben darum wird sie von Voltairen misbilliget.

„ Der Groskezerrichter Torquemada machte
„ in Zeit von vierzehn Jahren mehr als achtzig-
„ tausend Menschen den Proceß; und lies deren
„ sechstausend, mit einem Gepränge der herrlich-
„ sten Festtage, verbrennen. Alles, was man
„ uns von den Völkern erzählet, die ihren Gott-
„ heiten Menschen geopfert haben, kömmt diesen
„ Hinrichtungen von weitem nicht bey. Man

„ warf es dem Montezuma vor, daß er seine
„ Gefangene seinen Göttern aufopferte. Was
„ würde er gesaget haben, wenn er ein Auto da
„ Fe gesehen hätte? „

Unter dem prächtigen Aufputze sehr groser Worte bringt Voltaire hier nichts, als grose Falschheiten, zu Markte. Hätte er wahrhafte, und der Sachen kündige Schriftsteller, wie Mariana und Ferreras sind (y), zu Rathe gezogen: so würde er gesehen haben, daß zwey Drittel der Hinrichtungen, die er dem fürchterlichen Torquemada zuschreibt, abgeschnitten werden müßten; er würde dazu gesetzet haben, daß man schier alle diejenigen, die zum Feuer verurtheilet worden, erst erwürget habe. Was die Person des Montezuma anbelanget, den Voltaire hier mit auftreten läßt, so sieht ein Vernünftiger gar leicht, was dieser Prinz hätte sagen können, daß nämlich bey den Spaniern Schuldige, bey ihm aber Unschuldige ums Leben gebracht würden.

„ Nach dem Tode Karl des V scheuete sich das
„ Ketzergericht nicht, dem Constantin Pontius,
„ Beichtvater dieses Kaisers, den Proceß zu
„ machen. „

Wiederum eine Lüge, daß Constantin Pontius, Karl des V Beichtvater gewesen. Dieser Mensch ward noch bey Lebzeiten des Kaisers vor dieses Gericht gezogen. Der Kaiser kannte ihn wohl, und sagte dazumal, wenn Constantin ein Ketzer wäre, so müßte er gewiß ein groser Ketzer seyn (z).

Ehe

(y) Ferrer. XII P. Marian. L. 29. (z) V. Bayle;

Ehe wir es beschliesen, wollen wir einen kleinen Rechnungsfehler bemerken, wegen welches Voltaire in Widersprüche verfällt. Am Anfange des Hauptstückes vom Ketzergerichte saget er, der Ordensleute, die unter der römischen Standarte dienen, seyn fünfmal hunderttausend; und im vorhergehenden Hauptstücke, wo von den geistlichen Orden die Rede ist, machet er eine Rechnung, aus welcher erhellet, daß deren keine zweymal hunderttausend seyn können. Es ist ein Wunder, daß er, was er an einem Orte gesaget hat, so bald am andern vergißt.

XXXV Hauptstück.

Von Philipp dem *II*, König in Spanien.

Dieser Thronfolger Karl des V hat die Ketzereyen zu heftig verfolget, daß nicht die protestantischen Schriftsteller ihren Muth an ihm gekühlet haben sollten; und er war der Religion zu stark ergeben, daß er Voltaires Neigung verdienen konnte. Er setzet diesen Prinzen in Ansehung der Bosheit über den Tiberius; was aber die Gemüthsgaben anbelangt, unter denselben. Folglich ist der Schluß fertig. Die Insel Caprea, wo Tiberius immerfort mit Henkern, mit Metzen, und mit Fechtern umgeben war; die Vergiftung beynahe aller aus dem Geblüte Augusts herstammenden Prinzen; das durch die Anklagen, und die darauf folgenden blutige Hinrichtungen immer in Schrecken und Zittern gesetzte Rom; alles die-

ses ist, nach Meynung des Voltaire, nicht so schreckbar, als die Auftritte von Madrit und vom Escuriale unter Philipp dem II.

Diesen Fürsten mit so erschrecklichen Zügen bilden, ist nichts anders, als die Wahrheit der Leidenschaft unverschämter Weise zum Opfer darreichen. Philipp war ein Schrecken der Ketzerey, wegen des Hasses, den er wider sie hegete; Frankreichs, wegen seiner Macht und Ehrbegierde; vieler europäischen Staate, wegen einer verdeckten Staatsklugheit, die allenthalben Mistrauen erweckte. Diese Staatsklugheit hat, weil sie sich auf einmal auf zu viele Gegenstände erstreckte, manchmal gestrandet. Bisweilen führete er schier zu einer Zeit Krieg in Afrika, in der neuen Welt, in Italien, in Deutschlande, in Flandern und Aengellande. Er war immer furchtbar, doch niemals solcher Wüterich, wie Voltaire ihn abschildert.

Wilhelm von Nassau, Prinz von Oranien, ward als ein Stifter der niederländischen Unruhen, als ein aufrührischer, verrätherischer, meyneidiger, und undankbarer Unterthan von Philippen in die Acht erkläret. Der Prinz antwortete durch eine öffentliche Schutzschrift, worin er Philippen der grösesten Lasterthaten beschuldigte, aber ohne eine einzige Probe davon anzuzeigen. Voltaire fuset sich stark auf diese Anklage, die Philipp mit Verachtung abgewiesen.

„ War es Hochmuth, saget er, oder war es die
„ Stärke der Wahrheit, die Philippen das Ant-
„ worten untersagete? Konnte er sich gegen dies
„ scheusliche Manifest gleichgültig betragen, so

„ wie

„ wie man es mit so vielen dunkeln Schmähe-
„ schriften machet, die von lichtscheuen Gassentre-
„ tern zusammen geschmiedet werden, denen auch
„ gemeine Leute nicht mehr antworten, als Lud-
„ wig der XIV dergleichen Nachteulen geantwor-
„ tet hat? Man füge diesen mehr als zu viel be-
„ währten Beschuldigungen hinzu die Liebeshän-
„ del Philipps mit der Frau des Ruigomez, die
„ Ermordung des Eskovedo, die Verfolgung
„ des Antonio Peres, der den Eskovedo auf
„ seinen Befehl ums Leben gebracht; man erin-
„ nere sich, daß dies eben derselbe Mann sey,
„ der seinen Eifer für die Religion immer im
„ Munde führete, u. s. w. Wenn man das alles
„ wird erwäget haben: so wird man im Stande
„ seyn, sich eine Abbildung Philipps zu ent-
„ werfen. „

Ist das nicht ein starkes Geschrey? Man kann wohl sagen, daß Maimbourg, wider den sich Voltaire so heftig verblutet, niemals eine so starke, noch so eitle Rede gehalten habe.

Es ist wahr, daß der von Philippen in die Acht erklärte Prinz von Oranien ihm durch ein höchst empfindliches Manifest geantwortet habe. Er schickte dasselbe schier an alle Höfe; aber nicht ein einziger hat es der Aufmerksamkeit würdig gehalten. Selbst die Staate von Hollande, bey denen Wilhelm sonst alles vermochte, weigerten sich dasselbe zu unterzeichnen, wie Meteren, ein niederländischer Schriftsteller und Protestant, der zu selbiger Zeit im Leben war, in seiner grosen Geschichte der Niederlande ausdrücklich bezeuget (a).

(a) Meteren L. 12.

Man kann an der Wahrheit seines Zeugnisses nicht zweifeln. Aber war es Hochmuth, oder war es die Stärke der Wahrheit, die Philippen das Antworten untersagete? fraget Voltaire. Allein wäre es dem Ansehen eines Selbstherrschers gemäs, den Klagen eines widerspänstigen Unterthanen, und eines der Untreue schuldigen Lehnträgers eine Antwort entgegen zu setzen? Was wäre das anders, als mit diesem, wie mit seines gleichen umgehen, und sich allso selbst verunehren?

Der stolze Antonio Peres, dessen Schicksal der Herr von Voltaire beklaget, um Philippen häßlich zu machen; der stolze Antonio Peres (b), ein Staatssecretär, ward des Diebstahls gemeiner Güter, der Verrätherey, und der ärgsten Pflichtvergessenheiten von den übrigen Staatsverwesern beschuldiget. Er ward seiner Aemter entsetzet. Er wollte sich davon machen, ward aber gefänglich eingezogen. Er entwischte aus dem Gefängnisse, und begab sich nach Aragonien, des Willens, daselbst eine Meuterey anzuzetteln; von dannen gieng er nach Frankreiche, und lies einige Werke drucken. Sollte man wohl seinem Zeugnisse, seinen Erzählungen, und dem allen, was er wider seinen Fürsten geschrieben, einen vernünftigen Glauben beymessen können?

Was die Liebeshändel Philipps anbelanget, so sind das Sachen, die den niederträchtigen Verfassern der Liebesgedichte hätten Stoff an die Hand geben können, ihre kahle Werke zu schmücken. Daß der ernsthafte Voltaire dergleichen Sachen in seiner Geschichte einschalte, das ist ein

Gegen-

(b) Ferreras P. 15.

Gegenstand einer billigen Verwunderung. Wir wollen uns damit begnügen, daß wir gewisse Stücke anzeigen, die er so kühn und frey daher schwätzet, als wären sie so gewiß, daß es schwer fallen sollte, ihre Falschheit zu beweisen. Diese Stücke sind vornehmlich die Weigerung Philipps, seinem Vätter, dem Könige von Portugalle, zu der unglücklichen Unternehmung in Afrika an die Hand zu gehen; die grausamen Blutvergiesungen des Ketzergerichtes; und der Anfang der Niederlage der berühmten Flotte der Unüberwindliche.

Allein es ist falsch, daß Philipp dem Könige Don Sebastian zu der afrikanischen Unternehmung keine Hülfe geleistet habe. Philipp wandte alle Mühe an, diesen jungen Fürsten von diesem gefährlichen Vorhaben abzuhalten. Da er aber sah, daß sein Eigensinn sich nicht biegen wollte: lies er zweytausend Mann von seinem bästen Volke, mit vortrefflichen Kriegsbeamten, zu dessen Heere stosen (c).

Es ist falsch, daß er zu Valladolid alle diejenigen, die der Ketzerey halber in Verdachte waren, in einem langsamen Feuer habe sterben lassen; und daß er aus seinem Pallaste ihrer Strafe zugesehen, und ihr Geschrey angehöret habe. Ferreras (d), ein mehr richtiger als zierlicher Geschichtschreiber, saget, nur ein einziger Uebelthäter sey lebendig verbrennet, die andern aber erst erwürget worden.

Es ist falsch, daß die bekannte spanische Flotte, der Unüberwindliche, gleich anfangs von den Aengelländern sey angegriffen und geschlagen wor-

(c) Ferrer. ibid. (d) Ferrer. ibid.

den; und daß das Ungewitter sie erst nach dem Treffen vollends zu Grunde gerichtet habe. Die Aengelländer rühmen sich nicht so viel, als Voltaire sie rühmet. Ihre Geschichtschreiber kommen mit den Spaniern darin überein, daß das Ungewitter, welches diese Flotte ausgestanden, vor ihrem Eingange in die britannische Meerenge, wo die Schlacht vorgefallen, sich eräuget habe (e).

Der Herr von Voltaire hat eine billige, und sinnreiche Prüfung einiger gedruckten Lügen angestellet. Ein Wunderding, daß er nach so guten Gedanken selbst so viele Lügen in seiner allgemeinen Geschichte aufs Neue hat drucken lassen! Unter diesen neugedruckten Lügen kann man dem Tode des Don Karlos, und der Vergiftung Isabellen von Frankreiche, dritten Gemahlinn Philipp des II, eine Stelle vergönnen.

Die Spanier sind allemal erstaunet, wenn sie die Franzosen den Tod des Don Karlos erzählen hören. Sie erstaunen, daß man diesen Tod in eine romanmäsige Begebenheit verkleidet hat, wovon die verwirrten Händel des Prinzen mit der Königinn, seiner Stiefmutter, der Knoten gewesen, den die düstere Eifersucht Philipps durch den betrübtesten Ausgang aufgelöset habe. Der erste französische Schriftsteller, der davon Erwähnung gethan, war ein gasconischer Dichter, der über diesen Vorfall tausend Verse gemacht, und selbige dem Könige Heinrich dem III zugeschrieben hat, um ihn zu bewegen, wegen des Todes der Königinn seiner Schwester, die er nach dem Tode des Don Karlos mit Gifte umgebracht zu seyn glaubte,

(e) Hist. navale d'Angleterre.

te, Rache zu nehmen. Seine Einbildung hat die Fackel bey jenem Scheine abgegeben, dem unsere Zeitungsschmiede, und nach diesen unsre Geschichtschreiber nachgegangen sind (f).

Ludwig von Foix, jener berühmte Baumeister, der das Escurial aufgeführet hat, erzählete dem Herrn von Thou alles, was er an dem Don Karlos bemerket hatte; die Hitze der Raserey, von der er oft überfallen ward; die Bemühung, die er mehrmals angewandt, sich ums Leben zu bringen: die Versuche, sich in die Niederlande zu retten, sich an die Spitze der Staate zu stellen, und dieselbige Rolle zu spielen, die Ludwig der XI, als er noch Dauphin war, gespielet hatte. Aber er sagt kein Wörtchen, weder von dem traurigen Tode des Prinzen, noch von der Vergiftung der Königinn. Der Dichter ist also der Wegweiser, dem die Geschichtschreiber nach Art der Hämmel gefolget sind; und Voltaire ist selbst, so wie die andern, ein Hammel gewesen.

Der Herr von Thou, und die übrigen Geschichtschreiber beweisen die Falschheit dieser Vergiftung. Voltaire meynet, er sehe deren Wahrheit. Das Wort des Prinzen von Oranien ist sein Bürge. Allein einige Seiten danach versichert er uns, dieser Bürge sey ein Mensch ohne Religion gewesen.

XXXVI.

(f) Mem. de Casteln. Le Laboureur.

XXXVI Hauptstück.

Von der Stiftung der holländischen Republik.

Ein kleiner, von Wässern schier überschwemmter Erdewinkel, dessen Einwohner in einem arbeitsamen und friedfertigen Volke bestanden, das keine andre Reichthümer, als das Einkommen seiner Wiesen und der Fischerey besas, und das in einer Zeit von dreysig Jahren eine der furchtbarsten Mächte von Europa wird, grose Kriegsheere auf die Beine sezt, die Meere mit seinen Flotten bedecket, einen grosen Theil von Ostindien durch die Waffen bezwingt, sich zu einem selbstherrschenden Staate aufwirft, und endlich seinen vorigen Herren, deren Joch es abgeworfen hat, zur Stütze dienet; sehet! das ist dasjenige, so das sechszehnte Jahrhundert in der Aufrichtung der Republik Holland gesehen hat.

Die Unruhen, die aus den Abänderungen der Religion gemeinlich entstehen; die durchtriebene Verstellung eines Herren, der lutherisch gebohren war, hernach aus Staatsabsichten katholisch, und endlich, mit den Gegenständen seines Ehrgeizes zu seinem Zwecke zu gelangen, calvinisch ward; die Eifersucht der vornehmsten europäischen Mächte, die, um die Absichten der Spanier zu vereiteln, die Aufruhr der Holländer unterstüzeten; die unglaubliche Standhaftigkeit und Tapferkeit dieses zuvor wenig bekannten, und wenig gefürchteten Volkes; das waren die Mittel, die alle zu der Aufrichtung der Generalstaate der vereinigten Niederlande das Ihrige mit beygetragen haben.

Die

Die neuen Ketzereyen waren, ungeachtet aller Vorsichtigkeit und Sorge Kaiser Karl des V, in einige Oerter der Niederlande heimlich eingeschlichen; und dieser Fürst hatte, selbige zu verbannen, die schärfesten Befehle ergehen lassen. Zu mehrerer Sicherheit der Religion, hatte er den Schluß gefasset, einige neue Bißthümer in Flandern aufzurichten. Philipp Herzog in Burgunde, Karl der Kühne, und hernach Maximilian, Karl des V Grosvater, hatten schon eben dasselbige beschlossen: allein die immerwährenden Kriege, womit diese Fürsten beschäftiget gewesen, hinderten sie, ihr Vorhaben werkstellig zu machen. Karl der V, da er alle seine Staate abdankte, theilete seine Absichten und Vorsätze seinem Sohne und Thronfolger Philipp dem II mit, und empfahl ihm deren Ausführung. Philipp gab allen Absichten seines Vaters des Kaisers seinen Beyfall, und nahm sich Zeit, selbige glücklich ins Werk zu richten.

Da er nach Spanien verreisete, überlies er die allgemeine Verwaltung der Niederlande der Herzoginn von Parma, seiner Schwester, und gab ihr zu ihrem vornehmsten Rathe den Cardinal von Granvelle. Dieser Cardinal war einer der grösesten Staatsmänner seiner Zeit, ein Mann eines unendlich durchdringenden Geistes; den es unmöglich war, jemals zu hintergehen; der die Fähigkeit hatte, alles voraus zu sehen, alles zu ergründen, und die Absichten andrer immer zu hemmen; kurz, er war der einzige Mann, den man in den Geschichten kennet, der vierzig Jahre nacheinander, und ohne die geringste Veränderung, das Vertrauen und die Gunst seiner Herren, und zwar solcher Herren, wie Karl der V und Philipp der II waren, behauptet hat.

Alle

Alle grose Herren der Niederlande, die nach der allgemeinen Statthalterschaft getrachtet hatten, insbesondere der Prinz von Oranien, und der Graf von Egmont, waren bey der Abreise des Königes übel zu frieden. Doch da er ihnen die Herzoginn seine Schwester als Statthalterinn hinterlies: dorften sie sogleich ihr Misvergnügen nicht blicken lassen.

Der von dieser Prinzessinn im Namen des Königes gethane Vortrag von Errichtung neuer Bißthümer, gab den Misvergnügten die erste Gelegenheit, und den ersten Vorwand, sich wider die Absichten und das Vorhaben ihres Oberhauptes aufzubäumen. Indessen war dieser Vorwand nicht sehr scheinbar: denn deßhalben wurden die Provinzen mit keiner Auflage beschweret. Es ward nur zum Unterhalte des Bischofes, so wie auch oftermals in Frankreiche geschehen ist, eine geistliche Pfründe bestimmet. Allein die Staate besorgeten, diese Menge der Bischöfe möchte ihr Ansehen schwächen; und die Ketzer, oder deren Gönner fürchteten, dieselbe möchte den Lauf und die Fortpflanzung der Ketzerey hemmen. Dies war die erste Quelle des Widerstandes, den die Statthalterinn von den Staaten wider die königlichen Befehle erfahren mußte.

Der Prinz von Oranien schien bey diesem Widerstande das Wenigste zu thun, und that wirklich das Mehrste. Das Erste, so er durch die Stände von der Statthalterinn begehren lies, war die Entfernung der spanischen Kriegsvölker, die in den Niederlanden lagen. Seine Absicht dabey war, die Statthalterinn durch diese Entfernung in etwas auser Stand zu setzen, ihren Befehlen das

völlige

völlige Gewicht zu geben, und auf deren Vollziehung zu dringen. Die Prinzessinn fragete den König ihren Bruder, wegen eines so häklichen Punktes, um Rath. Philipp, aus Furcht, die Niederländer in den Harnisch zu bringen, gab der Warnung einiger seiner Räthe, und der Vorstellungen des Cardinals, der die Folgen davon zum Voraus einsah, ungeachtet, zu dem Aufbruche der Kriegsvölker seine Einwilligung. Als die Spanier abgezogen waren, that der Prinz von Oranien bey versammletem Rathe den Vortrag: man möchte der Provinz Brabant, die bisher nur unter dem allgemeinen Statthalter der siebenzehn Provinzen gestanden, einen eignen Befehlshaber vorsetzen. Er hatte sich unter der Hand Mühe gegeben, damit er selbst zum Befehlshaber dieses Herzogthums ernennet würde, und diese Befehlshaberstelle mit denen von Hollande, Seelande, Frieslande, Utrechte, und der Grafschaft Burgund, die er schon in Händen hatte, vereinbaren könnte. Granvelle merkte seine Absichten, und sagte ihm, es sey ihm nichts mehr zu begehren übrig, als auf dem Throne, und dem Könige selbst an der Seite zu sitzen (g).

Der Prinz von Oranien begriff gar wohl, daß Niemand wäre, der seine heimliche Absichten bässer ergründete, und mehr im Stande wäre selbige zu hintertreiben, als Granvelle. Er war allso auf allerhand Mittel bedacht, ihn aus den Niederlanden zu entfernen. Er stellete ihn dem hohen Adel vor, als einen neuen Ankömmling, und Fremdling, der im Namen der Statthalterinn im ganzen Lande den Meister spielete. Er redete mit dem

(g) Strada.

dem Volke, mit den Bürgermeistern, und mit den Gemeinden der Städte von nichts, als von der Strenge und dem Stolze dieses herrschsüchtigen Staatsverwesers. Er schrieb an den König in Spanien, alle Uneinigkeiten hätten den Widerwillen, mit dem man Granvellen ansähe, zum Grunde. Endlich gab er der Statthalterinn zu verstehen: das Volk sey wider den Cardinal allso aufgebracht, daß er seines Lebens nicht sicher sey; und die Entfernung dieses Staatsverwesers sey das einzige Mittel, die Gemüther in Ruhe zu bringen, und den Frieden herzustellen.

Die Statthalterinn erschrack hierüber; und stattete dem Könige Bericht davon ab. Philipp, der einem so eilfertigen Begehren nicht allerdings trauete, und der die Treue und Fähigkeit seines Granvelles gar zu wohl kennete, konnte sich kaum entschliesen, in diese Foderung einzuwilligen. Indessen fassete er den Schluß, aus Begierde den Frieden in den Niederlanden zu erhalten, alles daran zu geben. Der Cardinal gieng nach Visanz, der auf dem Todsbette liegenden Kanzlerinn von Granvelle, seiner Mutter, beyzustehen. Kurz hernach verreisete er auf Befehl des Königes nach Spanien, wo er in den Sachen Italiens Staatsbeamter, und hernach Unterkönig von Neapel geworden.

Kaum hatten die spanischen Kriegsvölker samt dem Cardinale die Niederlande verlassen: als die Ketzer sich durch alle Provinzen ausbreiteten, und allenthalben Versammlungen hielten. Mit der Zahl wuchs hernach die Verwägenheit. Sie drangen in die Städte ein, plünderten die Kirchen, entheiligten die Tabernakel, zerbrachen die heiligen

Bilder,

Bilder, verhergeten, verbrannten alles, was ihrer Raserey vorkam, vertrieben die Nonnen aus den Klöstern, ermordeten eine grose Menge katholischer Priester, Ordensleute, und begiengen alle die erschrecklichen Ausschweifungen, die selbst die protestantischen Geschichtschreiber nicht haben verhöhlen, noch entschuldigen können (h).

Als die Prinzessinn von Parma diese gräuliche Unordnungen vernahm: ward sie deßhalben von dem empfindlichsten Schmerzen gerühret. Sie versammelte den Rath der Stände, und die Meynung des Prinzen von Oranien gieng dahin, daß man die Gewissensfreyheit bewilligen sollte. Der Statthalterinn war es nicht möglich, ihren Beyfall dazu zu geben. Im Gegentheile entschloß sie sich, die Befehle Karl des V, ihres Vaters, wider die Ketzer aufs Neue öffentlich bekannt machen zu lassen. Diese Bekanntmachung, an statt daß sie dem Uebel hätte abhelfen sollen, hat es noch ärger gemachet. Da schrieb sie an den König, den Niederlanden sey nicht mehr die Güte einer Prinzessinn, die Gemüther zu besänftigen; sondern die Tapferkeit eines an der Spitze eines Heeres befehlenden Feldherrn nöthig, die Aufrührischen die Strafruthe empfinden zu lassen. Sie stand um die Entlassung von ihrer Stelle an; und Philipp bekleidete den Herzog von Alba mit ihrem Amte, der mit einem Heere von zwölf bis fünfzehntausend Mann in die Niederlande einrückte.

Dieser berühmte Kriegsmann, der von Natur zur Schärfe und Strengheit geneiget war, war

(h) Emm. de Meteren Hist. des Païs bas. Seb. le Clerc, Hist. des Provinc. unies.

kaum zu Brüssel angelanget: als er viele der vornehmsten Herren der Niederlande in Verhaft nehmen lies. Als man dieses dem Cardinale von **Granvelle** hinterbrachte: fragete er, ob man sich auch der Person des **Verschwiegenen** (so nannte er den Prinzen von Oranien) versicheret hätte. Da man ihm mit Nein geantwortet, versetzete er gleich darauf: so hat der Herzog von Alba noch nichts ausgerichtet.

Der Herzog lies den Gefangenen den Proceß machen. Bey den gemachten Urtheilen war vielleicht mehr Gerechtigkeit, als Klugheit zu finden. Der Graf von **Egmont**, der Graf von **Hornes**, und einige Edelleute wurden enthauptet. Der Prinz von Oranien, der als ein Halsstärriger erkläret ward, nahm die Flucht nach Deutschlande, daselbst ein Kriegsheer auf die Beine zu richten.

Er kömmt bald danach mit ungefähr dreyßigtausend Mann, die zum Theile von den protestantischen Fürsten Deutschlandes besoldet wurden, in die Niederlande zurück, zieht die Provinzen, in denen er Befehlshaber war, mit zu seiner Meuterey, verbannet die katholische Religion daraus, läßt sich zum Statthalter dieser und noch einiger andern Provinzen erklären. Die Hugonotten von Frankreiche begaben sich eben so begierig und eifrig, als die Protestanten von Deutschlande, unter seinen Standarten in Dienste. Alle Feinde sowohl **Philipp** des II, als der katholischen Religion, leisten ihm heimlichen Beystand, oder unterstützen ihn ganz öffentlich. Er hat den Krieg mit abwechselndem Glücke geführet, bis er endlich von **Balthasar Gerharden** ermordet worden.

Sein Nachfolger war im Kriege glücklicher als er, und fand mehr Beystand. Heinrich der IV, und die Königinn Elisabeth griffen ihm oft mit Mannschaft und Gelde unter die Arme. Endlich gieng Spanien, von einem so verderblichen Kriege ermüdet, mit diesen unruhigen Köpfen einen Waffenstillstand ein; der bald danach in einen Friedensvertrag verändert wurde. Und das war die Zeit, da die holländische Republik selbst von Spanien als ein freyer und unabhängiger Staat erkannt wurde, so wie sie schon von beynahe ganz Europa dafür erkannt worden war.

Dieser von uns gegebene Begriff des Ursprunges und der Aufrichtung der Republik der vereinigten Provinzen, fuset sich auf die bewährtesten Begebenheiten, die von den Protestanten nicht geläugnet werden können. Und dieses wäre schon zulänglich, die Abbildung dieser bekannten Staatsänderung, die der Herr von Voltaire uns beybringen will, übern Haufen zu werfen. Dennoch wollen wir noch einige Artikel untersuchen, die uns zeigen werden, daß seine ernsthafte Aussprüche und Erzählungen falsch, und auf ein Gerathwohl daher geschrieben sind.

„ Man kann es nicht in Abrede stellen, saget „ er, daß selbst Philipp der II derjenige sey, der „ die Holländer genöthiget habe, eine so wichtige „ Rolle zu spielen. Seine blutdürstige Oberherr„ schaft war die Ursache ihrer Grösse. Er war „ Sinnes, alle Gesätze abzuschaffen, nach seiner „ Willkuhr Schatzungen anzusetzen, neue Biß„ thümer zu errichten, das Ketzergericht festzu„ setzen. „

Hier bindt Voltaire seinen Lesern Eins auf. Die blütigen Auftritte, und die Anordnung der Schatzungen geschahen allererst unter der Statthalterschaft des Herzoges von Alba, der nach Margarethen von Parma ans Ruder kam. Die bekannte Bündniß, die die Unruhen und Aufruhr verursachte, ward lang davor, unter der Statthalterschaft dieser Prinzeßinn, zu Stande gebracht. Niemals hat Philipp der II einen Befehl bekannt machen lassen, der die Abschaffung eines Gesätzes, oder einer Freyheit zum Zwecke gehabt hätte. Die Beweise davon kann man im Strada nachsehen (i). Was die Errichtung der Bißthümer betrifft, so hat Philipp anders nichts gethan, als daß er dem von dem Kaiser, seinem Vater, gemachten Entwurfe, dessen Ausführung die Kriege gehindert hatten, gefolget ist (k).

„ Der König von Spanien bekennet in seiner „ Bannschrift wider den Prinzen von Oranien, „ daß er den Eid, den er den Niederlanden ge„ than hatte, gebrochen habe. Er saget, der Papst „ habe ihn von diesem Eide freygesprochen. „

Da haben wir unsern Voltaire auf einer schönen Verleumdung des Papstes, und Philipp des II erwischet. Es wird in des Königs Schrift weder von dem Bruche, noch von der Nachlassung des Eides ein Wörtchen gemeldet. Man kann das ganze Stück in den holländischen Jahrbüchern Johanns le Petit, im IIten Bande, nachsehen (l).

Wil-

(i) Strada L. 2. 3. (k) Strada L. 3. (l) Chron. de Holl. Tom. II.

„ Wilhelm von Nassau war Graf im Rei-
„ che, so wie Philipp der II Graf von Hollande.
„ Nur war er, als Statthalter, Philipps Un-
„ terthan. „

Man muß es gestehen: die Gleichniß ist ganz glücklich getroffen. Wer würde sich erfrechen zu sagen, daß ein französischer Herr, der in Deutschlande einige Lehngüter besäse, im Reiche eben das wäre, was der König von Frankreiche in seinem Königreiche ist? Das ist aber der Fall, in welchem Wilhelm von Nassau, in Vergleiche mit Philipp dem II sich befand.

„ Als die Spanier in der Belagerung von
„ Harlem, den Kopf eines ihrer Gefangenen in
„ die Stadt geworfen hatten; warfen die Ein-
„ wöhner ihnen eilf Köpfe von Spaniern mit der
„ Aufschrift heraus: Zehn Köpfe für den zehn-
„ ten Pfenning, und der eilfte für den Zins.
„ Als Harlem sich auf Gnade und Ungnade erge-
„ ben: liesen die Ueberwinder alle oberkeitliche
„ Personen, alle Prediger, und über fünfzehnhun-
„ dert Bürger aufhenken. „

Die Begierde, die Katholischen schwarz zu machen, vervielfältiget die Falschheiten. Der Protestant Meteren saget ausdrücklich (m), der von den Spaniern in Harlem eingeworfene Kopf sey nicht von einem Gefangenen, sondern von einem holländischen Befehlshaber gewesen, der in der Schlacht bey Ouwerkerk, da er die Stadt entsetzen wollte, getödet worden. Aber eben dieser Geschichtschreiber bekennet die wilden Gegenfeindseligkeiten der

(m) Meteren Hist. L. 4.

Belägerten, die da eilf spanische Gefangene abschlachteten, um deren Köpfe den Belägerern heraus zu schicken. Die Unwissenheit kann einen Geschichtschreiber verächtlich machen: die Irrthümer können ihm die Glaubwürdigkeit benehmen: ein ungescheuetes, vorsetzliches Verleumden muß ihn verfluchenswürdig machen.

Was die Zahl der nach der Einnahme der Stadt Harlem Getödeten anbelanget: so gesteht zwar **Strada** (n), der richtigste und sicherste unter den Geschichtschreibern, daß man die Prediger, und von den Rathsgliedern und Bürgern jene, die den Aufstand mit der grösesten Hitze unterhalten hatten, ums Leben gebracht habe: doch läßt er die Zahl derselben in allem nicht über vierhundert hinaufsteigen. **Meteren**, der diese Belagerung bis auf die kleinesten Umstände beschrieben, saget ungefähr eben das (o). Man wird diese Strenge vieleicht als eine Grausamkeit ansehen; allein man wird sie zu entschuldigen beginnen, wenn man auf die Grausamkeiten, auf die Verunehrungen, auf die gottlosen Verhöhnungen der katholischen Religion, die von den Belägerten während der Belagerung zum Spotte der Spanier auf den Stadtwällen getrieben worden sind, ein aufmerksames Aug werfen wird. Die Umstände davon kann man beym **Strada** nachlesen.

XXXVII

(n) Strada L. 7. (o) Meteren L. 4.

XXXVII Hauptstück.

Von der Verschwörung von Amboise.

Die Verschwörung von Amboise hat man als eine der gräulichsten und verwägensten Unternehmungen angesehen, dazu sich die Calviniſten jemals entschlossen haben. Sie hatte zum Gegenstande, sich der Person des Königes (*) zu bemeistern; und den Prinzen von Guise, die das ganze königliche Ansehen in Händen hatten, und die zugleich die eifrigsten Vertheidiger, und die stärkesten Säulen der Religion waren, das Leben zu nehmen. Beynahe zweytausend Mann, worunter über fünfhundert Edelleute gezählet wurden, sollten sich durch verschiedene Wege in der Gegend von Amboise versammeln, dieses wichtige Unternehmen zu vollziehen. Wenn es nun zu dem gekommen wäre, daß man die Prinzen von Guise ermordet, den König in die Hände der Hugonotten gefangen bekommen, und der Prinz von Conde, der die heimliche Triebfeder des Aufstandes war, sich nachdem öffentlich dafür erklärt hätte: so würde die scheuslichste Abänderung und Umkehrung der Religion sowohl, als des Staates eine nothwendige Folge gewesen seyn.

Der Herr von Voltaire saget, diese erschreckliche Verschwörung könnte in gewissen Betrachtungen für verantwortlich angesehen werden. Sonsten findt er, daß keine Unternehmung jemals verwägener, bäſſer angezettelt, und mit einer wunderlichern Geheimhaltung vergesellschaftet gewesen

 sey.

(*) Franz des *II.*

sey. Er bezeuget zwar nicht, daß er die Sache gutheise: doch unterläßt er nichts, sie zu rechtfertigen.

„ Bey dieser Verschwörung, heist es, war ein „ Frevel, der dem catilinaischen das Gleichgewicht „ hielt, eine Einrichtung, eine Tiefe, eine Heim„ lichkeit, die sie der sicilianischen Vesper ähnlich „ machete. Prinz Ludwig von Conde war die „ unsichtbare Seele davon; und leitete diese Un„ ternehmung mit solcher Geschicklichkeit: daß, als „ ganz Frankreich wußte, daß er das Haupt da„ von wäre; ihn doch Niemand überzeugen konnte. „ Die Sache ward von allen Verschwornen bey„ nahe sechs Monathe geheim gehalten. Die Un„ besonnenheit eines Aufrührers, mit Namen la „ Renaudie, der sich zu Paris einem Advocaten „ entdeckte, machete, daß das Vorhaben ans Licht „ kam. „

Man sehe, wie nachdenklich der Herr von Voltaire uns die Entdeckung dieser verschrieenen Verschwörung mache. Er will haben, wir sollen ihre Einrichtung und Tiefe bewundern. Und ein grosser Staatsmann (*), der sich damals in Amboise aufhielt, saget, es wäre eine übel geleitete, und noch schlechter ausgeführte Unternehmung gewesen. Le Laboureur füget hinzu, sie sey so schlimm eingerichtet gewesen: daß man in Italien, in der Schweiz, und in den Niederlanden davon Wissenschaft gehabt; und der Herzog samt dem Cardinale von Guise von allen Orten her davor gewarnet worden sey. Also ist denn das ganze Wunderbare des Herrn von Voltaire auf einmal ver-

(*) Mr. de Casteln. V. Addit. de le Laboureur.

verschwunden. Neben dem ist es falsch, daß die Sache sechs Monathe geheim geblieben sey. Es können der Monathe unmöglich mehr als zween gewesen seyn: denn die Verschwörung ward im Jänner geschmiedet: und ihre Ausführung war auf den zehnten Tag des folgenden Märzes festgestellet.

Man wird begierig seyn zu wissen, wer jener la Renaudie, ein Rädelsführer des Anschlages, gewesen sey. La Renaudie war ein limosinischer Edelmann, der eben Mann dafür war, an der Spitze eines Haufens Aufrührer und Räuber zu stehen (p). Man hatte ihn schon zu Dijon zum Stricke verdammet: weil er Schriften, die er in einem Rechtshandel vorzeigen sollte, verfälschet hatte. Der Herzog von Guise, von Mittleiden gerühret, half ihm aus dem Kerker. Eine kurze Zeit danach, als er dem Stricke entlaufen war, stellete er sich zur Dankbarkeit an die Spitze der Verschwornen, die diesen Herzog, dem er sein Leben zu danken hatte, ermorden sollten. Weil dieser rühmliche Umstand einen Feind der katholischen angieng: so hat der Herr von Voltaire für gut befunden, ihn mit Stillschweigen zu übergehen. Schauet nun, was für Mühe er sich hernach giebt, den Gräuel dieses abscheulichen Unternehmens zu bemänteln!

„ Die Verschwörung konnte eine Entschuldi-
„ gung zu verdienen scheinen, weil ihre Absicht
„ war, Franzen, Herzoge von Guise, und dem
„ Cardinale von Lothringen seinem Bruder, die
„ beyde Ausländer waren, und die den König in

(p) Le Laboureur.

„ der Vormundschaft, das Volk in der Sclave-
„ rey, und die Prinzen vom Geblüte entfernet
„ hielten, die Regierung zu nehmen. Die Unter-
„ nehmung war freylich sehr lasterhaft, weil sie
„ den Rechten eines grosjährigen Königes zu na-
„ he gieng, der Kraft der Gesätze Herr und Mei-
„ ster war, sich Leute zu wählen, denen er seine
„ königliche Macht anvertrauete. Nimmer ist es
„ erprobet worden, daß diese Rotte Willens ge-
„ wesen sey, die Guisen zu töden. „

Da haben wir von **Voltairen** ächte Gesinnungen eines Bürgers! So erschreckliche Frevelthaten, deren Folgen für die Religion eben so verderblich, als für den Staat seyn mußten, konnten, seinem Bedünken nach, eine Entschuldigung leiden. Er saget, die Prinzen von Guise seyn Ausländer gewesen. Sie waren aber von zweyen, oder dreyen Geschlechtern her in Frankreiche eingesessen; sie besassen darin ansehnliche Güter; sie standen in Verwandschaft mit dem königlichen Hause, und waren Oheime der regierenden Königinn. Sie hatten sich den Staat durch ihre treffliche Dienste mehr, als alle damalige Herren des Königreiches, verbindlich gemachet. Sie waren im Stande demselben noch grösere Dienste zu leisten. Welch eine Entschuldigung, sagen wollen, sie seyn Ausländer gewesen!

Sie hielten den König in der Vormundschaft, setzet **Voltaire** hinzu. Allein würde diese Vormundschaft in den Händen des Prinzen von **Conde**, und der **Coligni** eine bässere Gestalt angenommen haben? Und neben dem waren die **Coligni** eben sowohl, als die **Guisen**, Ausländer. Was die Sklaverey des Volkes unter diesen lothringi-

pingischen Prinzen betrifft: so lehret uns die Geschichte, Herzog **Franz** von Guise, der vortrefflichste Mann, und der tapferste Prinz seiner Zeit, sey die Freude und Liebe der Katholischen, die Bewunderung und ein Schrecken der Hugonotten gewesen (q).

Es ist nicht genug, wenn man saget, die Verschwörung sey lasterhaft gewesen, weil sie den Rechten eines grosjährigen Königes zu nahe gieng: denn sie war es nicht weniger deßwegen, weil sie die Religion angriff. Man wollte den König zwingen, die Gewissensfreyheit zu gestatten, und die calvinische Lehre zu bestätigen. Diesen Punkt gesteht **Beza** in dem dritten Buche seiner Kirchengeschichte. Neben dem war sie auch lasterhaft, weil sie den **Guisen** nach dem Leben strebte. Was für ein Recht hatten die Calviniſten über das Leben dieser Prinzen (r)?

Eins hat der Herr von **Voltaire** trefflich gemachet, daß er saget, es sey nie erwiesen worden, daß man den Willen gehabt habe, sie ums Leben zu bringen. Der Herr von **Castelnau** (s), ein Augenzeuge, sagt ausdrücklich, viele der Verschwornen hätten vor ihrem Ende bekennet: ihr Vorhaben sey gewesen, das ganze Haus der **Guisen** auszurotten. Und **Brantome** erzählet die ganze Unterredung, die der Herzog von **Guise** mit dem Feldherren **Mazeres** gehalten, der die Ermordung dieses Prinzen auf sich genommen hatte, wie er ihm selbst bekennet hat. Diese Schriftsteller waren an den Oertern, sie wußten die Sachen durch

(q) Brantome. (r) Hiſt. des Variat. Le Laboureur. (s) Mem. de Caſteln.

durch sich selbsten, sie sahen sie vor ihren Augen geschehen. Kann wohl Voltaire begehren, daß man ihm mehr glauben solle, als jenen?

Er machet den Schluß durch eine herrliche Lobeserhebung des Kanzlers de l'Hopital. Doch wird diese Erhebung Niemanden befremden, der da weis, daß der Kanzler selbst ein Mitglied der verschworenen Rotte gewesen. Diese Anmerkung haben wir dem Geschichtschreiber von Aubigne zu danken.

XXXVIII Hauptstück.

Von den Sitten der Protestanten unter den lezten Valesiern.

Ich stehe stark im Zweifel, ob die Protestanten in dem schönen Gemälde, das Voltaire von ihnen entwirft, sich selbsten kennen werden. Zum Wenigsten ist es gewiß, daß die Katholischen sie darinnen nicht erkennen werden. Es sieht folgendergestalt aus:

„ Die Hugonotten wußten zu der Zeit, da
„ Franz der I und Heinrich der II regierten,
„ nichts als bethen und leiden. Man konnte sie
„ dazumal so dulden, wie Elisabeth in Aengel-
„ lande die Katholischen duldete. Durch Gestat-
„ tung der Gewissensfreyheit konnte man gute
„ Unterthanen erhalten. Dem Staate wäre we-
„ nig daran gelegen gewesen, daß sie nach ihrer
„ Weise gesungen hätten, wenn sie sich nur gegen

„ die

„ die Gesätze des Staates gehorsam bewiesen hät-
„ ten. Man wagete aber einen Schritt zu ihrer
„ Verfolgung; und dadurch wurden sie zur Auf-
„ ruhr gebracht. Sie foderten nur die Sicherheit
„ ihrer Religion; und man hätte sie leicht unter
„ dem Gehorsame halten können. „

„ Die Andachtsübungen der Katholischen wa-
„ ren mit ungezäumten Ueppigkeiten verknüpfet.
„ Die Protestanten hergegen, die sich eines ver-
„ bässerten Glaubens rühmeten, setzeten den Hof-
„ sitten die Strenge der Ihrigen entgegen. Den
„ Ehebruch strafeten sie mit dem Tode. Die
„ Schauspiele, die Spiele wurden von ihnen eben
„ so verabscheuet, als die äuserlichen Gepränge
„ der römischen Kirche. „

Freylich hat es seine Richtigkeit, daß die Hugonotten unter den tapfern Königen **Franz** dem I, und **Heinrich** dem II noch nicht viel Lärmens machen dorften. Doch wußten sie auch dazumal etwas mehr, als bethen und leiden. Das bezeugen **Clemenz Marot**, der zu Genf die Frau seines Wirthes verführete; **Jakob Spifame**, der, um eine wohlgestaltete Hugonottinn zu heurathen, seinem Bißthume absagte; **Theodor von Beza**, der aus Furcht auf dem Greveplatze wegen seinen Ausschweifungen dem Feuer zu Theile zu werden, sich von Paris wegmachte, und einem Bürger von Paris seine Frau nach Genf mit fortnahm; **Peter Martir**, der des Ordens der regulirten Chorherren überdrüssig ward, eine Nonne verführte, und zur Würde eines Predigers des neuen Evangeliums gelangete. Haben nun aber die Lehrer und Gesätzgeber der Glaubensreinigung so schöne Sitten gehabt: was soll man sich denn erst für einen

Begriff von dem Volke machen, das ihre Predigten hörte (t)?

Der Cardinal de la Bourdaistere, Gesandter König Heinrich des II am römischen Hofe, der die Hugonotten wohl kannte, legete ihnen so grose Ehrennamen nicht bey, wie der Herr von Voltaire. Man höre, wie er von ihnen in einem seiner Briefe redet (u). Von jenen, die ich gar nicht kenne, will ich nichts sagen. Aber an allen denjenigen, mit denen ich in einiger Bekanntschaft gestanden, sowohl Männern als Weibern, habe ich nichts, als Unlauterkeit, Gräuel, und Scheuslichkeit der Laster gesehen. Nun habe ich aber sowohl, als andere, die Welt gesehen. So entwirft ein Staatsbeamter diese Leute, von denen der Herr von Voltaire versichert, daß sie nichts gewußt haben, als bethen und leiden!

„ Man könnte sie so dulden, fährt er fort, wie „ Elisabeth in Aengellande die Katholischen dul„ dete. „ O! gewißlich würden die Hugonotten mit solchen Umständen nicht zufrieden gewesen seyn. Der Zustand der Katholischen in Aengellande war gar zu bitter (*). Was die Treue betrifft, die er an den Hugonotten rühmet: so hat man nur zu sehen, wie stark sich dieser Ruhm auf die Geschichten gründe.

Havre spieleten sie den Aengelländern in die Hände; sich in ihrer Empörung zu erhalten, überschwemmten sie das Königreich mit fremden Kriegsvölkern;

(t) Florim. de Raymond L. 8. — Spond. An. 1549. (u) Addit. aux Mem. de Casteln.

(*) Besieh das 24 Hauptstück von Elisabethen.

völkern; sie waren Ursache, daß in den ersten fünfzehn Jahren der bürgerlichen Kriege mehr als eine Million Menschen ins Verderben gerieth, wie der Herr von Castelnau versichert; sie entrissen die Einkünfte des Königes, sich wider ihn zu bewaffnen; und die Glocken, Kanonen daraus zu giessen, u. s. f. So sah es mit den Leuten aus, deren Treue Voltaire erhebt (x)!

Man trägt nachdem kein Bedenken, rund heraus zu sagen, sie seyn blos deßwegen zur Empörung geschritten, weil sie verfolget wurden. Der Unterschied zwischen den ersten Christen und den Hugonotten ist dieser, daß jene verfolget worden, und dabey gehorsam geblieben; diese hingegen alles mit Feuer und Schwerte verherget, und mit bewaffneter Hand ihren Herren Gesätze vorzuschreiben sich unterstanden haben.

Was die strenge Lebensart der Hugonotten, und die Schärfe, den Ehebruch mit dem Tode zu strafen, anbelanget: so war das gut genug in dem Gesätzbuche geschrieben; allein man nahm sich wohl in Acht, diese Vorschrift wirklich zu erfüllen. Dergleichen Schärfe wäre kräftiger, als alle Macht der Könige gewesen, das Gebäude der calvinischen Lehre in kurzer Zeit niederzureissen. Selbst Bayle gesteht dieses ein (y).

Die Liebeshändel des Prinzen von Conde mit dem Fräulein von Limeuil waren öffentlich bekannt. Wie viel andere Streiche könnten wir nicht auf die Bahn bringen, das Abscheuen der Hugo-

(x) Mem. de Casteln. — Hist. du Calv. par Soulier L. 1. (y) Bayle. v. st. Cyre.

Hugonotten wider die Enthaltung zu erweisen k Man besehe die Jahrgeschichten von Rochelle, von Agen, und von Anguleme. Beza war des Weiberraubes, des Ehebruches, und der Kebsweiberey schuldig; und dennoch hat ihn die Stadt Genf um dieser Ursachen willen nicht unwilliger aufgenommen. Die häufige Zahl der Prediger, die in ausgesprungenen Mönchen bestand, die aus Liebe der Weiber ihre Kappen an den Nagel gehenket hatten, konnte wohl in Betreffe dieses Punktes in keinem guten Rufe stehen. Es ist also sehr wahrscheinlich, daß der Herr von Voltaire nicht begehren werde, daß man ihm alles glaube, was er von den strengen Sitten, die die Protestanten den Sitten der Katholischen entgegen gesetzet haben, daher schwätzet. Man hat dieses nicht anders, als ein Gedicht anzusehen, das er, jenen zu schmäucheln, diesen aber zu trotzen, zusammengestoppelt hat.

Der Herr von Aubigne, der ein frommer Protestant war, ist über die ordentliche Lebensart der Hugonotten nicht so entzücket, als Voltaire. Er seufzet über ihre verderbte Sitten, und bekennet: daß sie aus Verbässerten sehr verschlimmert worden seyn.

XXXIX Hauptstück.

Von Frankreiche unter Karl dem *IX.* und Heinrich dem *III.*

Dreyßig Jahre einheimischer Kriege, Verheerungen, und Mordthaten; die in allen Städten und Provinzen sich untereinander, nach Art der Rasenden,

den, erwürgenden Franzosen; die durch verschiedene Rottirungen angelockten, und zur Zerrüttung und Erschöpfung des Staates mitarbeitenden Ausländer; die von allen Rotten gleicher Weise ausgeschlagene und verachtete Obermacht; die in die Herzen der Fürsten und Könige eingetriebenen Dolche; die geplünderten, verbrannten oder umgestürzten Kirchen; alles, was die Religion vorzüglich Heiliges hat, entweihet: sehet, das ist das schreckbare Gemälde des Zustandes in Frankreiche unter der Regierung Karl des IX, und Heinrich des III!

Der untreue Voltaire malet, was er von katholischer Seite her Lasterhaftes findt, mit den lebhaftesten Farben. Die verhaßtesten und verächtlichsten Umstände erzählet er ernsthaft; und aus seiner Erzählung sollte man kaum argwohnen können, daß die Hugonotten jemals unruhig oder aufrührisch gewesen wären. Von den erschrecklichen Frevelthaten, die sie begangen haben, wird kein Wörtchen gemeldet. Da er von den Ursachen der einheimischen Kriege redet, läßt er die Religion, als einen müßigen Gegenstand, stille liegen. Er läßt die blose Eifersucht der katholischen Herren in die Mitte treten, als die Ursache, wegen welcher die protestantischen Fürsten und Herren eifersüchtig geworden. Wir wollen erstlich die wahren Ursachen der bürgerlichen Kriege entdecken. Hernach wollen wir über die historischen Beyträge, die er unter diesen zweenen Königen anführet, einige Anmerkungen machen.

Die Hugonotten unterstanden sich allererst unter den schwachen Nachfolgern Heinrich des II aus jenen Höhlen und dunkeln Schlupfwinkeln, wo sie ihre geheime Zusammenkünfte hielten, hervorzutreten. Die Merkmaale ihrer ersten Ausgänge bestanden in Verwägen-

heit; und die Folgen in Mordthaten. Im Jahre 1561 brachen sie mit bewaffneter Hand in die Kirche des h. Medards, plünderten sie, und brachten diejenigen, die sich ihrer Wuth widersetzten, zum Theile ums Leben. In selbigem Jahre ward die katholische Religion aus Milhau in Rouergne, und aus Sainte Foi Agenois verbannet; und jene, die sich weigerten in die Predigt zu gehen, wurden erwürget. Einige Zeit danach ward die Geistlichkeit zu Nimes in eine Pfütze, die man noch heut zu Tage zeiget; und ein Theil der Katholischen in eine andre, die man noch lou Poutz de Malemort benamset, geworfen. Zu eben der Zeit verbreitete sich die calvinische Lehre durch dieselben Mittel in mehr andern Orten. Das waren die Funken, aus denen das Feuer der einheimischen Kriege ausbrach. Wir wollen sehen, wie selbiges um sich gegriffen, und durch das ganze Königreich gewüthet habe.

Als den Hugonotten ihr Vorhaben zu Amboise mislungen war: vermeyneten sie, in der Aufruhr von Vassi, wo sie die mehreste Schuld hatten, eine schöne Ursache, zu den Waffen zu greifen, gefunden zu haben. Von selbigem Augenblicke an, war ganz Frankreich in Verwirrung. Sie eroberten und verhergeten die Hälfte der bästen Städte des Königreiches. Alles Silberwerk der Kirchen, und der geheiligten Gefäse hoben sie auf, und schlugen Münzen daraus, den König und die Religion zu bekriegen. Aus den Kirchen der kleinen Stadt Saumur allein bekamen sie fünfhundert Mark Silbers, und mehrere Marken Goldes; und legten die Waffen nicht eher nieder, bis sie König Karl den IX gezwungen hatten, ihnen die freye Ausübung ihrer Religion zu gestatten. (f).

Vier

(f) Soulier Hist. du Calv. L. III, 1562. 1567.

Vier Jahre hernach wageten sie es, den König zu Meaux aufzuheben. Rochelle ward ihr festes Bollwerk; der König war nicht mehr Meister darin; die Katholischen wurden daraus vertrieben, oder vertilget. Sie bothen dem Könige an, die Waffen niederzulegen, wenn der König sie zuerst niederlegen wollte. Dieser trotzige Vortrag ward verworfen. Man setzte den Krieg fort, der endlich, der Siege von Moncontur und Jarnac ungeachtet, durch einen Frieden ein Ende nahm, der den Hugonotten neue Vortheile brachte, und den französischen Staaten neue Unglücke zubereitete.

Karl der IX, ein rachgieriger und gewaltthätiger Fürst, gab durch das bartholomäische Blutbad Gelegenheit zu einem neuen Kriege; und starb bald danach. Während diesem Kriege machten die Hugonotten den Entwurf, nach dem Muster der vereinigten Niederlande, eine Republik in Frankreiche zu stiften. Sie bearbeiteten sich sogleich, durch die bekannte Bündniß zu Anduze vom Jahre 1574, den Grund dazu zu legen. Sie erklären dadurch, daß sie den Schluß gefasset, 1tens alle Mittel, die Gott ihnen gegeben hatte, zur Erhaltung ihrer Vereinigung und ihres Bundes anzuwenden. 2tens selbst jene Protestanten, die den Verheisungen der Vereinigung nicht treulich nachkommen würden, als Abtrinnige, und Glaubensläugner zu verfolgen. 3tens die königlichen Gelder zu den Unkösten ihrer Kriegesrüstungen, Besatzungen, des Geschützes u. d. gl. zu verwenden. 4tens auf die Katholischen, die sich ihren Unternehmungen widersetzen wollten, loszugehen. Die Versammlung zu Milhau hatte schon die übrigen königlichen Rechte benennet, wovon diese zu Anduze nichts ausdrücklich meldet. Endlich ward in der Versammlung zu Montauban die Errichtung eines Freystaates nach Art des nie-

derländischen, d. i. des holländischen, vorgestellet. Der Herr von Sully bezeuget (g), Heinrich der IV habe viel Mühe gehabt, dies Vorhaben zu hindern (h).

König Heinrich der III gab Frankreiche zu seinen äußersten Unglücksfällen den letzten Druck: weil er weder die Hugonotten einzuhalten, noch die Katholischen zu ermuntern wußte. Und das machte den Anfang zu jenem bekannten Bunde, welcher Heinrich dem IV die Besteigung des Thrones beynahe unmöglich gemacht hätte. Wenig Geschichtschreiber haben bemerket, daß diese Bündniß nur eine Nachahmung der hugonottischen Bündnisse gewesen, welche anfänglich keinen andern Zweck hatte, als zur Erhaltung der alten Religion jenes zu thun, was die Hugonotten thaten, dieselbe umzuwerfen. Also müssen jene Frevelthaten, deren sich diese Bündniß hernach schuldig gemachet, und jene Verwirrungen, die sie im Staate angerichtet, wirklich den Hugonotten zur Last geleget werden. Da haben wir die richtigste Abschilderung der Ursachen, der Fortsetzungen, und der beständigen Dauer der Religionskriege, die das französische Reich mehr als dreysig Jahre lang verwüstet haben. Wir haben uns zur Mittheilung derselben verpflichtet zu seyn geglaubet, weil man sie bey Voltairen vergebens suchet. Wir haben nur noch einige Anmerkungen über zween oder drey von unserm treuen Geschichtschreiber erzählte Umstände dieser unglücklichen Zeiten zu machen.

Da von der Ermordung des berühmten Herzogs Franz von Guise durch den Poltrot, die Rede ist:

so

(g) Mem. de Sully. (h) V. Soulier Hist. du Calv.

so saget er, dies sey der erste Todschlag gewesen, zu welchem die Schwärmerey Anlaß gegeben habe. Dieses thut er zweifelsfrey darum, damit der Gräuel der Freveltaten, die die Hugonotten begangen haben, nicht so häßlich scheine. Allein weis man nicht, daß der Präsident Minard, und Julian Freme durch eben diesen Geist der Schwärmerey schon waren entleibet worden? Weis man nicht, daß Annas von Bourg, da er diesem Präsidenten drohete, schon deutlich genug zu erkennen gegeben habe, von was für welchem Geiste die Hugonotten beseelet wären? Weis man die Mordthaten nicht, die sie zu Milhau, zu Sainte Foi, und an vielen andern Orten schon begangen hatten?

Coligni, sagt er hierauf mit einem nachdrücklichen Tone, trug allein die Last des Krieges, indem er Mangel an Gelde, doch nicht an Kriegesvolke hatte; indem er die Kunst erfand, Hülfsvölker aus Deutschlande zu erhalten, ohne daß er Mittel hatte, sie zu besolden. Coligni war ein groser Mann, das gesteht die ganze Welt. Aber an diesem herrlichen Lobspruche, den Voltaire hier von ihm machet, fehlet nichts, als die Wahrheit. Die Hugonotten raubeten die Schätze der Kirchen, plünderten die Provinzen, bemächtigten sich der königlichen Einkünfte und Gelder. Folglich ist es ungereimt, die Geschicklichkeit dieses Seeobersten zu rühmen, als habe er ohne einziges Mittel alles besorget. Seine Geschicklichkeit bestand in der Gewaltsamkeit, in der Ungerechtigkeit, und in der Schärfe seiner Erpressungen.

„ Zu dem schreckbaren Bartholomäustage hat
„ man sich zwey Jahre lang mit gutem Bedachte ge-
„ rüstet. Und mitten im Frieden hat man ungefähr

„ sechszigtausend Hugonotten erwürget. „ So redet Voltaire. Und la Popeliniere, ein protestantischer Geschichtschreiber, redet ganz anders. Er versichert uns, die Protestanten hätten zwar diesen Ruf ausbreiten wollen: aber sie hätten das, so sie sageten, nicht mit der geringsten Probe bekräftigen können. Ein Jähzorn Karl des IX, war die Ursache dieses Blutbades, und nicht ein wohlbedachtes und überlegtes Vorhaben. Die Zahl der Erwürgeten setzet Mezerai (i) nur auf fünf und zwanzigtausend. Voltaire würde seine Nation nicht so verunehret haben, wenn er bey der Wahrheit geblieben wäre.

Die Mühe, die er sich giebt, merkliche Umstände zu entdecken und zu erzählen, machet, daß er alles, was er stichelnd und seinem Krame dienlich findt, annimmt, wenn es gleich keinen Grund, ja keinen Schein der Wahrheit hat. Er saget, Heinrich der III, als er sich in eine kleine Stadt, Namens Livron (es ist nur ein Dorf, oder kleiner Flecken im Delphinate) habe begeben wollen, habe gemerket, daß seine Entschliesung nicht die bäste gewesen sey; und daß man ihm von der Höhe der Mauern zugerufen: Kommet nur, ihr Mörder! ihr werdet uns nicht, wie den Seeobersten, schlafend finden.

Ich habe mir Mühe gegeben, die Wahrheit dieses Umstandes irgendwo ausfindig zu machen; aber vergebens. Doch habe ich einen andern von gröserer Wichtigkeit entdecket. Es ist die Antwort, die Montbrun gab, als dieser kleine Ort aufgefodert ward. Zwey Dinge machen die Menschen gleich, antwortete er mit Trotzigkeit dem Könige selbst, das Spiel, und die Waffen. Solchen Ton führten die Hu-

(i) Mezerai Charles IX.

Hugonotten, die Voltaire so hoch rühmet, wann sie mit ihrem regierenden Herrn sprachen (k).

Ich will von demjenigen, so die Regierung Heinrich des III angeht, nur noch ein Paar Worte sagen: das eine von dem Befehle, den dieser Fürst dem Sanci aufgetragen, in der Schweiz Soldaten zu werben; das Andre davon, daß eben dieser Fürst dem Herzoge von Guise in Paris einzukehren untersagete. Der Herr von Voltaire, dieser in historischen Beyträgen so glückliche Herr, hätte die Anmerkung, die den Herrn von Sanci betrifft, nicht auslassen sollen. Dieser Rath erhielt vom Könige Befehl, sich in die Schweiz zu begeben, eine Soldatenwerbung allda zu veranstalten. Sanci gehorchet mit allem Eifer; begiebt sich nach der Schweiz, und betreibt sein Geschäft glücklich, weil er seine Güter dem Dienste seines Fürsten aufopferte. Als er mit den angeworbenen Soldaten in Burgunde ankam: stellete sich ihm der Herr de la Guiche, der dieselben anführen sollte, mit seinem Auftrage dar. Allein dieser, ohne sich um den Auftrag und Befehl des Königes zu bekümmern, antwortete ihm trotzig: **Mein Herr, behaltet euer Papier, ich will meine Leute behalten.** Die Gedanken, die man über diese Antwort fassen muß, zeigen sich von selbsten. Was die Untersagung Heinrich des III betrifft, die er dem Herzoge von Guise gethan hat; so saget Voltaire, der König habe ihm mit der Post zuschreiben müssen, weil er kein Geld, einen Eilbothen zu zahlen, gehabt habe. Diese Anmerkung schmecket stark nach einem niederträchtigen Bürger, und übel unterrichteten Menschen. Der Herr von Thou saget, der König habe an den Herzog von Guise zweymal den Herrn von Pompone, und hernach einen an-

(k) Soulier Hist. du Calv. L. 4.

dern Hofherrn abgefertiget, ihn von der Reise nach Paris abzuwenden. Dieser grose Geschichtschreiber würde sich geschämet haben, die Reden des schlechten Pöbels zusammen zu stoppeln, und seine Geschichte damit zu verunehren. Der Herr von Voltaire hätte die Klugheit des Herrn von Thou nachahmen, und gleiche Bescheidenheit zeigen sollen.

——————————————————————

XL. Hauptstück.

Von der Bekehrung Heinrich des IV.

Es scheint, die Bekehrung Heinrich des IV müßte ein Punkt seyn, der dem Herrn von Voltaire hätte sollen zu schaffen machen. Doch nichts machet ihn besorget. Er entschliest sich beherzt. Er versichert, diese Bekehrung habe nichts anders, als den Nutzen und die Schwachheit, zum Grunde gehabt; die Religion habe zwar kleinen Antheil davon gehabt; und dieses habe der Ehre dieses Fürsten einen wahren Flecken angehenket. So lautet dasjenige, was er von dem grosen Heinrich, für Katholische und Protestanten, in die Welt hinein schreibt! Er setzet als einen unläugbaren Grundsatz zum Voraus, es koste einem brafen Manne allemal viel, die Religion zu ändern.

Man sieht gleich beym ersten Anblicke, daß dieser Grundsatz eine wahre Gottlosigkeit sey. Aber über die Kühnheit, mit welcher er ihn festsetzet, muß man sich verwundern. Was ist denn ein brafer Mann in der Einbildung des Herrn von Voltaire? Würde wohl solch einer, den man gemeinlich einen brafen, einen ehrlichen Mann nennet, so wie er, denken können?

nen? Würde er es als eine Schande betrachten, sich unterrichten zu lassen, oder einem Irrthume, worin er sich eingelassen hatte, abzusagen, um die Wahrheit, die man ihm begreiflich macht, zu umfassen? Würde er sich nicht im Gegentheile eine Ehre daraus machen? Und wäre es nicht eine verächtliche Ausschweifung, oder ein verfluchter Hochmuth, anders zu denken?

Wie? sollte man sich denn von dem Ausspruche des Herrn von Voltaire dahin verleiten lassen, den grosen Turenne, den abgelebten Kuhrfürsten von der Pfalz *, und den itzigen Erbprinzen ** von Hessen, aus der Zahl der brafen und ehrlichen Männer auszumerzen, weil sie von dem Protestantenthume, worin sie gebohren waren, zu der katholischen Religion übergegangen sind? Sollte es den Ehrenglanz der Constantinen und Clodowigen verdunkeln, daß sie das Heydenthum verlassen und Christen geworden? Ist dieser Grundsatz eine Frucht der schönen Weltweisheit Voltaires?

Ich merke etwas. Dieser neue Verdolmetscher der Religionssachen tadelt die Glaubensänderung nicht überhaupt, sondern nur jene, wenn Jemand die falsche Religion aus Liebe der wahren, und die protestantische aus Liebe der katholischen verläßt. Er kann die Bekehrung Heinrich des IV nicht billigen: aber an Friedrichen von Sachsen, an Gustaven, an denen

* Der letztverstorbene Kuhrfürst war, wie alle übrige aus dem Hause Neuburg, katholisch gebohren. Der Herr Verfasser hätte an dessen statt den im Jahre 1767 abgelebten durchleuchtigsten Prinzen Friedrich von Zweybrücken setzen können. ** Regierenden Landgrafen.

von Nassau, die aus Katholiken Protestanten wurden, verschwendet er die erhabensten Lobsprüche. So denket der katholische Voltaire!

Hierauf nimmt er seinen philosophischen Ton, und saget: Die Gesätze der Ehre, die bey staatsklugen Völkern keine Aenderung leiden, verbinden diese Uebertritte mit einiger Schande, wenn der Nutzen sie einflöset. Die Anwendung dieses Grundsatzes, die er von uns gemachet haben will, ist ungerecht und verhaßt; und die Art, womit er denselben einkleidet, machet ihn zu einem elendigen Fangschlusse.

Es ist freylich wahr, daß eine Abänderung der Religion, die den blosen Nutzen zum Beweggrunde hätte, etwas schändliches an sich haben würde. Aber es kann auch der Nutzen Jemanden verbinden, das, so man ihm vorträgt, in eine genauere Erwägung zu ziehen. Wenn man nach der Erwägung die Wahrheit entdecket; und davon gänzlich überzeuget bleibt: alsdann ist zwar der Nutzen die Gelegenheit der Aenderung; aber die wahre Ursache derselben ist die Erkäntniß der Wahrheit. Die Bekehrung kann recht aufrichtig seyn, wenn schon die Beweggründe, die zur Untersuchung Gelegenheit gegeben, nicht ganz rein sind. Das ists, was der Herr von Voltaire nicht recht unterschieden, und entwickelt hat.

Die Anwendung dieses Grundsatzes auf die Bekehrung Heinrich des IV ist so ungerecht, als verhasset. Dieser Fürst war die Aufrichtigkeit selbst. Er hatte allezeit den grösten Abscheu vor der Falschheit und Verstellung. Man lästert ihn, wenn man mit Voltairen saget, er sey nur aus eigennützigen Absichten, ohne überwiesen, noch überzeuget zu seyn, katholisch geworden. Die Katholischen sahen die Bekehrung des

Köni-

Königes als eine ganz aufrichtige Sache an, und lobeten deßwegen Gott; die Hugonotten betrachteten dieselbe eben so, und seufzeten darüber. Nur die Feinde der Religion können anders denken, um ihr dieses schöne Siegesgepräng zu rauben.

Nichts zeigte sich iemals, weder in der Aufführung, noch in den Reden dieses Fürsten, woraus man über die Aufrichtigkeit seiner Bekehrung einen Zweifel hätte schöpfen können. Man urtheile davon aus der Rede, die er an das Parlament gehalten, um die Verordnung von Nantes bekräftigen zu lassen. Eine der Unsterblichkeit wahrhaft würdige, eine dem erstgebohrnen Sohne der Kirche wahrhaft anständige Rede! Man findt sie ganz bey Danielen. Heinrich sprach zu allen diesen versammelten Räthen: er sey der königliche Schäfer, der nicht das Blut seiner Schafe vergiesen, sondern sie mit Sanftmuth versammeln wolle; er sey Willens, den Frieden mit Frankreiche zu vermählen, und diese Vermählung könne nicht vollzogen werden, bis seine Verordnung bekräftiget sey; übrigens wolle er sich bestreben, eben so gut katholisch zu seyn, als Jemand in seinem Königreiche; und allein des Nutzens wegen katholisch seyn, sey eben so viel, als ein Taugenichts seyn.

Vergleichet diese Worte des aufrichtigsten und redlichsten von allen Fürsten, mit den schönen Gedanken des Herrn von Voltaire, und sprechet das Urtheil.

Allein hiermit ist er noch nicht zufrieden. Nachdem er sich bemühet zu zeigen, daß die Bekehrung Heinrichs eine von dem Nutzen eingeflößete That gewesen, will er sie noch verächtlicher machen, als wenn sie die Wirkung einer Schwachheit gewesen wäre.

„ In

„ In dem, was die Religion betrifft, sagt er, „ schreibt der Pöbel den Grosen und Weisen Gesätze „ vor. Dieser machet den grösten Haufen aus; er „ läßt sich blind leiten; er ist schwärmerisch. Und „ Heinrich der IV war nicht im Stande, Heinrich „ dem VIII und der Königinn Elisabeth nachzufol„ gen „.

Da ist kein einziges Wort, das nicht ein Schimpf auf die Religion sey, und das nicht die Religion des Herrn von Voltaire sehr verdächtig mache. Wäre es nicht sehnlich zu wünschen, daß er mit einer aus der Zahl der Grosen, oder der Weisen wäre?

Er will uns überreden, daß, da Heinrich der IV katholisch geworden, dieses aus bloser Schwachheit, und nur deßwegen geschehen sey, weil der Pöbel den Grosen und Weisen Gesätze vorschreibe. Allein in dem Hauptstücke von der Religion unter Franz dem I zeiget er uns, daß nichts so leicht sey, als die Religionsänderung; daß das römische Reich sie platterdings auf eine Verordnung Constantins, die Gallier auf den blosen Willen Clodowigs, Schweden und Aengelland auf das erste Wort ihrer Landesherren abgeändert haben. Wie mag er denn diese Sache hier als ein den Bemühungen der Grosen schier unmögliches Ding vorstellen? Welch eine elende Unbeständigkeit in seiner Denkungsart!

Von den Weisen zu reden; würden diese wohl, wenn sie die Erkänntniß und Standhaftigkeit hätten, welche ihr wahres Abzeichen seyn soll, das Gesätz dieses immer blinden urd schwärmerischen Pöbels annehmen? Würden sie nicht vielmehr ihre Weisheit anwenden, denselben aus seinem Irrthume zu ziehen, zu erleuchten, zu der Vernunft und Billigkeit zurück

zu leiten? Ist die Weisheit, welche der Herr von Voltaire hier rühmet, nicht jene, von welcher der heilige Paul sagt, daß die Weisheit dieser Welt der Weisheit Gottes zuwider sey?

Hierbey merke ich noch etwas, nämlich daß die Katholischen schier allein jene sind, die er blinde Schwärmer benamset; oder zum Wenigsten sind sie jene, die er am Oefftersten mit diesem schönen Namen beehret.

Aber was will er ferner, da er saget, Heinrich der IV sey nicht im Stande gewesen, Heinrich dem VIII und Elisabethen uachzufolgen? Will er hierdurch sagen, Heinrich der IV habe dazu nicht Ansehen, oder Entschliesung, oder Weisheit genug gehabt? Allein diesen Fürsten jenen Beherrschern Aengellands nachsetzen wollen, hiese eben so viel, als ihn und die Wahrheit schänden. Er war ihnen gewiß überlegen, in welchem Gesichtspunkte man ihn immer betrachtet. Er hatte mehr Ansehen als sie; aber er wußte sich dessen weiser und sparsamer zu bedienen. Alle seine Anschläge waren gerechter, weil seine Einsicht gröser, und sein Herz königlicher, zärter, und für die Wohlfahrt sowohl seiner Unterthanen als des Staates und der Religion, eifriger war.

Heinrich der VIII und Elisabeth liesen jene, die sich ihrem Willen widersetzten, ihrer Güter berauben, in Ketten und Bande werfen, foltern, und henken. Der Herr von Voltaire gesteht dieses von Heinrich dem VIII: und wir haben erwiesen, daß Elisaberh es eben so gemachet habe. Es ist gewiß, daß Heinrich der IV nicht im Stande war, ihnen hierinnen nachzufolgen.

Noch eine einzige Anmerkung will ich über das machen, was Voltaire von der Bekehrung Heinrich des IV meldet. Er sagt frey heraus: Heinrich habe sich nur zum Scheine unterrichten lassen, weil er in der That mehr unterrichtet war, als selbst die Bischöfe, mit denen er sich unterhielt. Diese Anmerkung gereichet weder Heinrich dem IV zur Ehre, noch der Geistlichkeit zur Schande: denn man sieht wohl, daß sie keinen Grund in der Wahrheit habe. Diejenigen, die an seiner Bekehrung den grösten Antheil hatten, waren der Erzbischof von Bourges, einer der geschicktesten Kirchenhirten seines Jahrhunderts, und der Cardinal von Perron, der gröste Gottesgelehrte, den Frankreich dazumal hatte, der nach vielem Lesen und Nachforschen aus einem Protestanten ein Katholik geworden war. Heinrich war ein Fürst, der sich von dem sechszehnten Jahre seines Alters, mit nichts anders, als mit dem Gebrauche der Waffen, beschäftiget hatte. Und das ist der Fürst, der, nach dem Berichte Voltaires, mehr wußte, als die Bischöfe, mit denen er sich unterhielt. So machet die Leidenschaft, daß man Sachen verbreitet, die sowohl der gesunden Vernunft und Wahrscheinlichkeit, als der Wahrheit zuwiderlaufen.

XLI. Hauptstück.

Von der Regierung Heinrich des IV.

Unter der grosen Menge Oberherren, die uns die Geschichte aufweist, findt man einige, die weise Gesätzgeber, einige, die grose Feldherren, andere, die

eifrige

eifrige Handhaber der Künste, der Wissenschaften, und des Handels gewesen; und wieder andere, denen man den so schönen, und so selten verdienten Namen eines Vaters des Vaterlandes beygeleget. Heinrich der grose, dieser Fürst, dessen Namen Frankreich einer ewigen Hochachtung werth schätzen wird, war alles dieses, ja mehr als alles dieses. Er verband, wie der Herr Präsident Henaut sagt, die geschickteste Staatsklugheit mit der grösten Offenherzigkeit; eine anmüthige Einfalt der Sitten mit den erhabensten Gesinnungen; und eine unerschöpfliche Tiefe der Leutseligkeit mit einer heldenmäsigen Tapferkeit.

Kein Geschichtschreiber hat ihn bisher recht kennbar gemacht. Mezerai und Daniel haben die Geschichte Frankreichs unter seiner Regierung verfasset: sie haben uns aber die Geschichte dieses Königes nicht geliefert. Der Herr von Perefixe hat uns einen Versuch davon hinterlassen: anders kann ich dessen Geschichte von Heinrich dem grosen nicht nennen, wegen der Menge wichtiger Gegenstände, deren darinnen keine Erwähnung geschieht. Die Geschichte Heinrich des grosen, wenn sie einen geschickten Mann zum Verfasser bekäme, würde ein Werk seyn, das der Menschlichkeit, und der französischen Nation Ehre machte; und dies würde das schönste Buch seyn, das man den Feldobersten, den Staatsbeamten, den Fürsten und Königen in die Hände geben könnte. Wir wollen uns hier nur damit aufhalten, daß wir, unserm Vorhaben gemäs, einige von den Irrthümern bemerken, in welche Voltaire, da er von diesem grosen Fürsten redet, gefallen ist.

Vor allen Dingen machet er die Geschichte Daniels um ein Vieles herunter. Die Ursache läßt sich ohne Kopfbrechen errathen. Daniel und Voltaire

haben

haben einander schnurgrad zuwiderlaufende Denkungsarten, Daniel wohl wissend, daß Heinrich der IV oft gesagt habe, man müßte den Staat von der Religion nicht trennen, führet alldasjenige fleisig an, was dieser Fürst in den fünf ehn letzten Jahren seiner Regierung für die Religion gethan hat. Voltaire übergeht das alles mit Stilleschweigen. Und das thut er vermuthlich darum, weil er dafür hält, die Religion verdiene nicht so viel Achtung und Sorge.

„ Wenn man die Geschichte Heinrich des IV bey
„ Danielen liest, sagt er, so ist man ganz erstaunet,
„ daß man ihn darinnen nicht als einen grosen Mann
„ abgeschildert findt. Man sieht darin kaum seine
„ Gemüthsart; nichts von jener der Unsterblichkeit
„ würdigen Rede, die er in der Versammlung der
„ Stände zu Rouen gehalten; kein Verzeichniß von
„ so vielem Guten, das er dem Lande erwiesen „.

Wenn der Herr von Voltaire Danielen gelesen hat: so muß er vergessen haben, daß dieser Schriftsteller fünf bis sechs ganze Seiten anwende, die Seele, die Gemüthsart, die Gesinnungen Heinrich des grosen zu schildern; und daß er ein ziemlich genaues Verzeichniß der Sachen gebe, die dieser Fürst für die Wohlfahrt Frankreichs gethan hat. Aber er mischet das Falsche nicht unter das Wahre, wie der Herr von Voltaire so oft thut. Heinrich der IV ist grosgenug dafür, daß die ungeschminkte Wahrheit von ihm die herrlichste Lobrede verfasse.

Allso kann man in der Erzählung Voltaires von diesem Fürsten anmerken, daß es falsch sey, daß er die neue Brücke habe bauen lassen. Diese Unternehmung geschah von Heinrich dem III im Jahre 1578. Weil die einheimischen Unruhen der Vollendung des

Wer-

Werkes im Wege standen: ward es in den ersten Jahren nach hergestelltem Frieden zu Ende gebracht. Falsch ist es, daß Heinrich der IV der wahre Stifter der königlichen Bibliothek sey. Der eigentliche Stifter davon war Franz der I. Heinrich hat weiter nichts gethan, als daß er sie von Fontainebleau in den königlichen Palast übersetzen lies. Falsch ist es, daß er die Wasserleitung von Briare habe graben lassen. Er hat zwar die Ehre des Entwurfes davon im Jahre 1607 gehabt: allein sein Nachfolger hat sie 1635 zu Stande gebracht (l).

Daniel (m) redet auch von einem wichtigen Dienste, den Heinrich der IV der Republik Venedig dadurch bewiesen, daß er dieselbe von den listigen Anschlägen benachrichtiget, die die Protestanten schmiedeten, um sich in ihrem Gebiethe festzusetzen. Das Urtheil Voltaires über diesen Punkt verdienet Aufmerksamkeit. „ Dergleichen Dienst, sagt er, wäre „ nur eine Niederträchtigkeit, und eine That eines „ Aufwicklers gewesen. Dabey ist Daniel der einzi„ ge, der davon redet, füget er hinzu. Solche Klei„ nigkeiten zeigen mehr Parteylichkeit, als Gerech„ tigkeit an „.

Aber, kann man den Herrn von Voltaire fragen, was für eine Niederträchtigkeit ist es an einem katholischen Fürsten, daß er treue Bundesgenossene vor den Anschlägen warne, die man machet, bey ihnen die Ketzerey einzuführen? Heinrich der IV sah die Folgen davon bässer ein, als Voltaire, weil er klärere Einsichten hatte. Er war um so mehr deßhalben befürchtet, weil er die Religion mehr liebete. Dieser Dienst, den Voltaire eine That eines Aufwicklers

(l) Hist. de Paris. (m) Daniel Henri IV.

nennet, stand einem treuen Bundesgenossenen, und allerchristlichsten Könige recht wohl an.

Es ist wahr, daß Daniel der einzige ist, der diese That erzählet; und die Ursache ist, weil er allein die Schriften, die die Probe davon machen, in Händen gehabt. Er zeiget die Bibliotheken an, woraus er sie genommen. Voltaire füllet sein Jahrhundert von Ludwig dem XIV mit historischen Beyträgen an, wovon er keine andre Probe giebt, als den verwägenen Ton, mit welchem er saget, er habe es von dem und dem Herrn, dem und dem Herzoge, u. s. f. gehöret. Er führet immer die Todten an, seine vermeynte Beyträge zu besteifen. Daniel ist vernünftiger. Er zeiget die Quellen an, aus denen er geschöpfet. Er weis nämlich, daß ein Leser mit solchen entscheidenden Tönen den Spott treibt, wenn sie keine Beweise zur Seite haben.

Es ist wohl schwer, von Heinrich dem IV zu reden, ohne seiner Liebeshändel zu gedenken. Der Herr von Voltaire berühret diesen Punkt mit so viel Gelindigkeit, als er, da er von seiner Bekehrung handelte, Strenge geäusert. Er tadelt seine Religionsänderung; seine Liebeshändel aber entschuldiget er. Er vermeynet zu erweisen, daß diese an seinen grossen Unternehmungen keinen Antheil gehabt haben, und daß man Probe davon in den Jahrbüchern des Herrn von Sully finde. Allein was der Herr von Sully erweist, besteht darin: daß die Liebe diesen Fürsten zu vielen Thorheiten verleitet haben würde, wenn man ihn nicht eingehalten hätte: er führet ein Beyspiel davon an, worauf man nichts zu antworten hat. Heinrich der IV hatte dem Fräulein von Entragues die Ehe schriftlich versprochen; und zeigte dem Herrn von Sully den Brief. Dieser hatte ihn

kaum

kaum in die Hände genommen: als er ihn vor den Augen des Königes in Stücke zerriß. Wie? sagete der Fürst darauf, ich glaube, sie sind närrisch. Ja, König! ich bin es, antwortete dieser großmüthige und würdige Vertraute seines Herrn; und ich wollte, ich wäre ein so starker Narr, daß ich der einzige in Frankreiche wäre. Hieraus urtheile man, ob der Herr von Sully eben so geneigt, als der Herr von Voltaire, gewesen sey, die Liebeshändel Heinrich des IV zu entschuldigen.

XLII. Hauptstück.

Von Jakob dem I, Könige in Aengellande.

Der Herr von Voltaire stellet uns Jakob den I als einen Fürsten dar, dessen Ehrgeiz die ängellische Freyheit nur zu schwächen gesuchet habe. Er setzet zum Voraus, daß man dazumal die Gränzen der königlichen Macht untersuchet und erkannt habe. Er meynet, die Anschläge dieses Fürsten haben die Nation gewarnet, auf ihre Vertheidigung bedacht zu seyn; und das habe die Nation mit so gutem Erfolge gethan, daß es ihr endlich gelungen, ihre Freyheit auf einen festen Fus zu setzen.

„ Jakob der I, sagt er, lies nicht nach, seinem „ Parlamente einzupredigen, daß alle ihre Freyhei„ ten nichts als Geschenke wären, die von der Güte „ der Könige herkämen. Hierdurch machete er die „ Aufmerksamkeit der Landstände rege, den Schran-

„ ken der königlichen Macht, und dem Bezirke der
„ Rechte der Nation nachzuforschen. Von selbiger
„ Zeit an suchte man Gränzsteine zu setzen, die man
„ noch nicht recht kannte. Heinrich der VIII hatte
„ alle diese Schranken aus dem Wege geräumet. Eli-
„ sabeth fand deren einige, die nicht lange davor ge-
„ setzet waren, welche sie mit Geschicklichkeit zu ver-
„ mindern, oder aufzuheben wußte. Jakob der I
„ fieng Streitigkeit darüber an: die Nation ward re-
„ ge; und rüstete sich, dieselben zu behaupten „ .

In diesem ganzen Hauptstücke leget der Herr von Voltaire die Grundsätze der Presbyterianer, öffentlicher Feinde der Könige, mit einer erstaunlichen Kühnheit aus. Es ist wahr, er redet nur von Aengellande: aber die Anwendung ist leicht. Wenn die Unbesonnenheit nicht strafbar ist, so ist sie zum Wenigsten ziemlich gefährlich. Eine nur geringe Einsicht in die Geschichte Aengellands ist zulänglich, um viele Treulosigkeiten in der Weise zu entdecken, mit welcher er die Rechte der Nation erkläret, die Meutereuen einwickelt, und sich zur Erzählung der Schicksale des Hauses Stuart bereitet.

Die Regierung war bey den Aengelländern anfänglich, wie bey den meisten andern Völkern, beschaffen. Die Rechte der Landstände sind erst allmählig eingeführet worden; und sie waren anders nichts, was auch immer der Herr von Voltaire sage, als Gaben der Könige. Einige derselben sind aus Güte, andere aus Schwachheit bewilliget worden. Als Wilhelm der uneheliche Aengelland einnahm: führete er eine Menge normännischer Gesätze und Gebräuche ein. Er beherrschete Aengelland ungefähr so, wie er seine Lande diesseits des Meers beherrschete. Er errichtete sich einen Rath von denen, die er für tauglich hielt, seine ge-

geheime Freunde abzugeben. Der stolze Aengelländer unterwarf sich den Anordnungen dieses Fürsten, so wie die verzagten Asier dem Joche der griechischen und ottomannischen Kaiser.

Heinrich der I, der Kronräuber, schmäuchelte seinen Unterthanen, um sie zur Unterstützung seines unbilligen Betragens wider seinen ältesten Bruder Roberten zu bewegen. Er versprach der Nation viel, und hielt nichts.

Johann ohne Land, ein Fürst, dessen Geschichte Jedermann weis, zog sich Frankreich, seine Geistlichkeit, und seinen Adel zugleich über den Hals; er rettete sich nur dadurch, daß er sich dem Papste als Lehnträger unterwarf; und ein Verzeichniß abgezwungener Freyheiten unterschrieb, die er nicht Willens war zu bestätigen.

König Heinrich der III, ein Sklave seiner Günstlinge, wollte nichts von allem dem wissen, so Johann sein Vater versprochen hatte. Da ihn sein Adel in die äuserste Enge getrieben: nahm er seine Zuflucht zu dem Richterstuhle des heiligen Ludwigs. Allein der Adel wollte sich lieber die Schwachheit seines Königes zu Nutzen machen, als der Weisheit des Königes von Frankreiche, den er als Richter gewählet hatte, Gehör geben. Man hält dafür, das einige Abgeordnete der Gemeinen unter diesem Fürsten in das Parlament zu treten angefangen haben. Eduard der III war beynahe eben so unumschränkt, als Wilhelm der Eroberer.

Heinrich der VIII bedienete sich seines Parlaments nicht anders, als Caligula und Nero sich ihrer Freygelassenen bedienten.

Elisabeth führte ihr Parlament oft am Narrenseile herum, berathschlagete sich selten damit, und verachtete es allezeit.

Dieses Parlament ward allererst kühn und gebietherisch, als die calvinische Lehre sich in Aengellande festgesetzet hatte. Es machete sich an die schwachen Stuarten. Von Cromweln ward es schändlich hergenommen, und hernach zerstreuet. Karl der II, weil die kritischen Umstände, worinnen er sich befand, ihm nichts zu verbässern erlaubeten, lies es auf demselbigen Fuse, auf welchem es die Regierung seines Vaters und Grosvaters durch gestanden hatte.

Der historische Entwurf dieses Parlaments ist folgender: 1tens wollte es nicht zugeben, daß man sagete, seine Freyheiten wären freywillige Gnaden, die von der Güte der Könige herkämen. 2tens unterstand es sich, die Gränzen der königlichen Macht zu untersuchen. 3tens trachtete es dieser Macht Schranken zu setzen, die man noch nicht recht kannte. Nach dergleichen Grundsätzen, denen das Parlament von Aengellande gefolget, ist keine Macht so rechtmäsig, die man nicht bald herunter machen; keine Frevelthat wider die höchsten Häupter; die man nicht gutheisen könne.

Die Pulververschwörung ist eine bekannte Begebenheit, die sich unter der Regierung Jakob des I eräuget hat. Voltaire berühret dieses Stück mit Vergnügen, und mit jener Bosheit, die er insgemein verräthet, wann die Katholischen an einem Laster Antheil haben. Die That ist, wie folget: Einige mit ängelischer Schwermüthigkeit, das ist, mit Traurigkeit und Verzweifelung überfallene katholische Herren, macheten den scheuslichsten Anschlag, von welchem

chem man jemals hat sprechen hören. Um sich von der protestantischen Verfolgung los zu machen, faßten sie den Schluß, den König, die königliche Familie, und die Reichsstände auf einmal aus dem Wege zu räumen. Sie liesen sechs und dreyßig Fässer Pulvers in einen Keller legen, der unter dem Saale war, wo der König vor dem Parlamente eine Rede halten sollte; und entschlossen sich, so bald das Parlament versammelt seyn würde, das Pulver anzuzünden. Einer der Verschworenen schrieb ein Paar Worte an einen der Reichsstände, der sein Freund war; und warnete ihn, selbigen Tag nicht ins Parlament zu treten. Der Brief wurde an den König geschickt. Man dachte der Sache nach; man untersuchte alles; man entdeckte diesen Haufen Pulvers. Acht der Verschworenen wurden ergriffen, und hingerichtet: die Uebrigen, als man sich ihrer bemächtigen wollte, widersetzten sich mit gewaffneter Hand, und büsseten ihr Leben dabey ein.

Um die Katholischen verhaßter zu machen, saget Voltaire, die Verschworenen hätten gebeichtet; und die Beichtväter hätten die Gewissensunruhen benommen.

Die Briefe dieser Beichtväter, die sie nach Rom geschrieben, bezeugen, daß sie gerade das Widerspiel gethan, und nichts unterlassen, sie von der Ausführung ihres Vorhabens abzuhalten; aber bey diesen Schwermüthigen Köpfen nie etwas haben ausrichten können.

„ Die zween Jesuiten Oldcorne und Garnet wur-
„ den mit eben der Strafe beleget, wie die Verschwo-
„ renen, deren Beichte sie gehöret hatten. Der Kö-
„ nig betheuerte öffentlich, sie wären rechtmäsig zum

„ Tode verurtheilet worden. Ihr Orden hielt sie für „ unschuldig; und machte Märtyrer aus ihnen „.

Die Briefe der ausländischen Staatsverweser, die sie an ihre angehörige Höfe geschrieben, lehren: man habe die Beichtväter nicht überweisen können, daß sie an der Verschwörung einigen Antheil gehabt hätten. Die Briefe Persons sagen: man habe den katholischen Aengelländern verbothen, nichts wider die Person des Königes, noch wider die Regierung zu unternehmen. Der Herr Rapin de Thoiras (n) hat keine Probe der Ueberweisung dieser beyden Jesuiten finden können. Jakob erklärete, daß die Römischkatholischen von Aengelande an der verdammlichen Unternehmung einiger Tollköpfe unter ihnen, keinen Antheil gehabt hätten. Voltaire saget kein Wörtchen von diesen Rechtfertigungsproben der Katholischen. Folglich muß er sie wohl noch mehr hassen, als Jakob der I gethan hat.

XLIII. Hauptstück.

Von der Aenderung der christlichen Religion in Japonien.

Derjenige, welcher Constantinen, Karl den grosen, und alle die, so sich für die Religion eifrig bewiesen, mit rasenden Zähnen zerbissen hat; wendet hier die ganze Stärke seiner Beredsamkeit an, um die Japoneser, die dieselbe von sich verbannet haben, zu rechtfertigen. Zu dem Ende machet er tiefsinnige Schluß-

(n) Rapin de Thoir. L. 18.

Schlußreden; und führet wichtige Begebenheiten an. Wir wollen die Schwäche seiner Schlußreden, und die Falschheit der Begebenheiten, die er vorbringet, sichtbar machen.

„ Es ist handgreiflich, sagt er, daß Staatsursa-
„ chen die einzigen Beweggründe der Verfolgungen
„ gewesen; und daß man sich nur aus Furcht, die
„ christliche Religion möchte den Anschlägen der Spa-
„ nier zum Werkzeuge dienen, wider dieselbe erkläret
„ habe. Die Religion des Confucius ward in Ja-
„ ponien nie verfolget, wiewohl sie durch ein Volk,
„ dem die Japoneser neidig waren, eingeführet wor-
„ den „.

Es ist handgreiflich, daß dasjenige, welches Voltaire hier saget, falsch sey. Schon beynahe hundert Jahre lang hatte die christliche Religion in Japonien geblühet, als sie daraus verbannet ward. Diese ganze Zeit durch kam denen, die Japonien regiereten, diese Furcht nimmer an; nie hat sich unter den Christen, den Spaniern zu gefallen, eine Unruhe eräuget. Wie waren denn die Staatsursachen die einzigen Beweggründe der Verfolgung? Wo ist die Handgreiflichkeit, von welcher der Herr von Voltaire redet? Wenn er den historischen Begebenheiten nachgegangen wäre: so würde er 1tens gelernet haben, daß die ersten Klagen durch die Bonzen vor den Thron gebracht worden: weil sie ihre heimliche Räubereyen entdecket, ihre abergläubische Possen verschämet, und, was das Mehreste war, ihre Einkünfte geschwächet sahen (o)

2tens würde er erkannt haben, daß die Holländer, deren Gewerb dem portugiesischen in Japonien bey

(o) Charlevoix Hist, du Japon. L. 18.

weitem nicht beykam; sich von der Eifersucht zu Thaten, die der Religion höchst schädlich waren, haben verleiten lassen, wie Kömpfer selbst gesteht, wiewohl er ein eifriger Protestant ist.

Ztens würde er gezwungen gewesen seyn zu bekennen: daß man die Christen blos wegen der Religion verfolget habe: dieweil denen, die derselben abschwuren, das Leben geschenket ward; und die Holländer, um ihr Gewerb fortsetzen zu können, ihr äuserlich abzuschwören gezwungen wurden, indem sie schwuren, sie wären nicht von der Religion der Portugiesen. Noch einmal denn: wo ist die Handgreiflichkeit, von welcher der Herr von Voltaire redet? Merkwürdig ist dabey, daß er selbst diese Begebenheiten mehrentheils erzählet. Man urtheile also über die Gründlichkeit dieser Schlußreden.

„ Es scheint, fährt er fort, die Portugiesen und „ Spanier würden eben die Ruhe in Japonien gehabt „ haben, wie die andern Religionen: wenn sie sich „ mit der Gewissensfreyheit begnüget hätten „.

Seiner Wahrscheinlichkeit widersprechen die bekanntesten Begebenheiten. Ein Jahr nach der Verbannung, schicketen die Portugiesen von Makao eine Gesandtschaft zu dem Kaiser, die Erlaubniß, ihr Gewerb in Japonien fortzusetzen, wo möglich, zu erhalten. Der Kaiser schlug ihnen vor, dem Christenthume abzuschwören. Diese Christen, die grosmüthiger waren, als ihre holländische Mitwerber, hatten ein Abscheuen an diesem Vortrage. Sie opferten ihr Leben für die Religion. Sie wurden alle zum Tode verdammet, einige ausgenommen, die diese heilige Märtyrer nach Makao zurückbringen, und die Ursache ihres Todes verkündigen mußten. Man empfieng sie

zu

zu Makao mit allen Ehrenbezeugungen, die man den Leibern der Märtyrer schuldig ist. Der Tag ihrer Ankunft war ein hoher Festtag. Die Weiber und Kinder dieser tapfern Christen, dachten nur an den Dank, den sie Gott dem Herrn für die ihren Vätern und Männern erwiesene Gnade abstatten sollten.

Nun laßt uns sehen, wie der Herr von Voltaire die Erzählung der Verschwörung der Christen in Japonien einrichte. „ Die Holländer bemächtigten sich „ 1637 bey dem Vorgebirge der guten Hoffnung ei„ nes spanischen Schiffes, das von Japonien nach „ Lisabon segelte. Sie fanden darinnen Briefe von „ einem portugiesischen Befehlshaber, Namens Mo„ ro, der so viel als ein Sachwalter * der Nation „ war. Diese Briefe enthielten den ganzen Entwurf „ einer Verschwörung der japonischen Christen wider „ den Kaiser. Man benannte die Zahl der Schiffe „ und Soldaten, die aus Europa, und den asiati„ schen Pflanzstädten erwartet wurden. Die Briefe „ wurden an den Hof von Japonien abgeschicket. „ Moro erkannte seine Handschrift, und ward öffent„ lich verbrannt. Alsdann fassete die Regierung „ den Schluß, lieber allem Gewerbe mit den Aus„ ländern aufzukündigen, als sich dergleichen Unter„ nehmungen blosgestellet zu sehen: worauf der Kai„ ser die berühmte Bannschrift öffentlich bekannt ma„ chen lies „.

Bey dieser ernsthaften Erzählung sind folgende Stücke zu merken. 1. Daß nimmer in Japonien ein Sachwalter, Namens Moro, gewesen. Es ist zwar ein Japoneser dieses Namens da gewesen, der für die Spanier und Portugiesen viele Geschäfte verrichtet: er war aber kein Unterthan von Spanien.

2. Es

* Consul.

2. Es ist sehr wunderlich, daß man weder von dem eroberten spanischen Schiffe, noch von dessen Befehlshaber, noch von jenem, der diese Beute gemachet, und die angeblichen aufgefangene Briefe an den Hof von Japonien geschicket hat, den Namen weis. So muß mans nämlich machen, um den Betrug zu bergen, wenn man die Umstände, die zum Beweise der Unterschiebung der That dienen könnten, nicht deutlich auführet.

3. Die oben gemeldete Gesandtschaft ward von den Portugiesen, ein Jahr nach dem Banne an den Kaiser geschicket. Ist es wohl wahrscheinlich, daß sie so kühn gewesen seyn würden, wenn sie dergleichen Verschwörung angezettelt hätten, wenn ihre Briefe aufgefangen, und ihr Sachwalter öffentlich verbrannt worden wäre, wie Voltaire daher schwätzet? Vielleicht ist im Schreiben niemals ein so grober Fehler, als dieser, begangen worden (p).

4. Kein Glaubensprediger, von welchem Orden, oder von welcher Nation er immer sey, hat etwas geschrieben, welches das geringste Zeichen dieser Verschwörung enthalte. Nun pflagen aber dieselben schier alle Jahre dasjenige, so sich in ihren Missionen eräugete, nach Europa zu schreiben. Sie waren bisweilen neidig untereinander: wie ist es denn möglich, daß sie von der Ursache dieser seltsamen Veränderung nichts sollten zu erkennen gegeben haben?

5. Die Nachricht, aus welcher Voltaire dasjenige, so er saget, entlehnet hat, ist von einem Schriftsteller, der allererst über vierzig Jahre nach der Aenderung in Morgenland kam. Sie wimmelt von Fehlern

(p) Hist. du Japon. L. 18.

lern wider die Zeitrechnung, wie schon bewiesen worden; wie kann sie denn einen Glauben verdienen?

„ Aber das macht den Beweis vollständig, fährt „ Voltaire fort, daß sich über dreyßigtausend Christen „ des Landes, unter Anführung einiger Portugiesen, „ zusammengerottet haben. Sie wurden aber aufs „ Haupt geschlagen; und zogen sich in eine Festung „ am Ufer des Meeres zurück „.

Allein es ist ein wenig ärgerlich für den Herrn von Voltaire, daß die Vollständigkeit des Beweises der japonischen Verschwörung beynahe so viele Fehler, als Worte, in sich begreift. Er betheuert, die Christen des Landes haben sich bewaffnet zusammengerottet. Hieraus muß man natürlicher Weise folgern, daß alle Christen Japoniens aufrührisch geworden. Aber weit gefehlet! es waren jene allein, die in dem kleinen Bezirke von Arima wohneten: dessen Statthalter, oder, wie man in dem Lande saget, König, blutdürstiger war, als der damalige blutgierige Kaiser; und mit den Christen auf das Grausamste verfuhr. Diese Unglückselige ergriffen, auf eine verzweifelte und tobsinnige Art, die Waffen. Sie dachten so, wie die Hlländer unter Philipp dem II. Sie thaten eben denselbigen Schritt; aber nicht mit gleichem Erfolge. Daß sie dazumal die Portugiesen zu Anführern gehabt haben, wie Voltaire saget, ist grundfalsch. Sie hatten einen Vornehmen des Landes an ihrer Spitze, so wie die Holländer von Nassauern, und Narnixen angeführet worden.

„ Die Regierung foderte von einem holländischen „ Schiffe, es sollte die Festung mit seinen Kanonen „ beschiesen. Der Hauptmann Rockbecker erwies „ ihr diesen verderblichen Dienst. Die Christen wur-

„ den

„ den bald bezwungen; und verloren das Leben durch „ erschreckliche Strafen „ .

Er hätte dazusetzen sollen, daß die Holländer bey dem japonischen Heere, welches die Festung, so die letzte Zuflucht der Christen war, belagerte, in Diensten standen. Sie führeten zu dieser Belagerung einen Zug Geschützes bey; und liesen jenes vom Schiffe Rockbeckers, so nach Indien segelte, noch schier ganz im Lager. Also spieleten dieselbigen Holländer, die sich in Europa wider ihre rechtmäsige Herren empöreten, in Asien, allwo sie bey dem Heere des rechtmäsigen Herrn wider Aufrührer dieneten, eine ganz andere Rolle. Indessen muß man dieses so widrige Betragen der Holländer in Europa und Asien, gar nicht als einen Widerspruch am Menschen betrachten. Die Eigennützigkeit war die Ursache, die die Holländer in Europa die Empörung zu unterhalten, und in Asien wider die Empörer zu dienen bewog.

Es ist unterdessen wahr, daß ihre Dienste den Lohn, den sie erwarteten, nicht ganz nach sich gezogen haben; indem sie genöthiget wurden, allen äuserlichen Zeichen des Christenthumes abzusagen, und sich, um einen kleinen Theil ihres Gewerbes zu behalten, als schändliche Skaven halten zu lassen.

Diese Betrachtung hat den Protestanten Kämpfer in eine Art von Verzückung, und gerechtem Unwillen gebracht, wobey er ausruft: „ Schändlicher Geiz, „ wie weit treibst du das menschliche Herz, sich selbst „ verwerflich zu machen! Christen willigen ein, aller „ Ausübung der Religion abzusagen; den Gottesdienst „ zu unterdrücken; die Sonntage nicht zu feyern; „ nicht einmal den Namen Jesus Christus auszuspre„ chen; das Crucifix mit Füsen zu treten; das Kreuz-

zei-

„ zeichen nicht machen zu dörfen, aus Furcht, ihres „ Handels in einem kleinen Bezirke der Erde verlusti„ get zu werden „! Das sind Kömpfers Gedanken (q). Voltaire leget ihm den Namen eines verständigen Schriftstellers bey: ob er das darum gethan habe, weil er von dem Betragen der Holländer so gedacht und geredet hat, weis ich nicht.

XLIV. Hauptstück.

Von Schweden im sechszehnten Jahrhunderte.

Als Schweden unter der Regierung des Gustav Wasa schier ganz lutherisch geworden war, suchte sein Sohn Johann der III, die katholische Religion wieder einzuführen. Allein er fand an seinem Bruder Karlen, Herzoge von Sudermannulande, immer so viel Widerstand: daß es ihm unmöglich war, sein Vorhaben zu Stande zu bringen. Sigismund, der Sohn und Thronfolger Johanns, König in Schweden, der auch zugleich König in Polen war, konnte nicht einmal für die in Schweden noch übrigen Katholische die Gewissensfreyheit erhalten. Der ehrgeizige Karl trieb die Sache durch seine listige Anschläge, Gewaltthätigkeiten, und endlich durch eine offenbare Empörung so weit: daß er seinen Vätter der Krone beraubte, und die katholische Religion gänzlich verbannte. Er nahm den Namen Karl des IX an, und war der Vater des berühmten Gustav Adolphs.

Vol-

(q) Hist. du Japon. L. 18.

Voltaire, da er von dieser Aenderung redet, setzet zum Voraus, daß man von der schwedischen Geschichte gar nichts wisse. Er verfälscht, er verstellet die Sachen; er entschuldiget, er bemäntelt die scheuslichsten Laster derer, die das Lutherthum in dieses Königreich eingeführet haben. Endlich stellet er die Frevelthaten und Empörungen, die eben so gottlos, als jene der Bündniß (Ligue) waren, als höchst rechtsmäsige Thaten vor. Voltaire pflegt nicht anders zu denken.

„ Die Könige von Schweden, sagt er, waren
„ nicht unumschränkter, als die von Dänemarke. Die
„ Reichsgesätze wurden von vier Ständen gemachet,
„ die in tausend Edelleuten, in hundert Geistlichen,
„ in hundert fünfzig Bürgern, und ungefähr zweyhun-
„ dert fünfzig Bauern bestunden. Weit gefehlet, daß
„ Erich, der Sohn und Nachfolger des Gustav Wa-
„ sa, mit einer unabhängigen Macht geherrschet ha-
„ be: vielmehr hinterlies er der Welt ein Beyspiel
„ der Unglücke, die auf die Begierde unumschränkt
„ zu regieren, ohne dazu fähig zu seyn, folgen kön-
„ nen. Der Sohn des Herstellers von Schweden
„ ward vor den versammelten Ständen vieler Laster
„ angeklaget; und durch ein einhälliges Urtheil abge-
„ setzet. Man verdammete ihn zu einem ewigen Ge-
„ fängnisse; und setzete Johannen seinem Bruder die
„ Krone auf „.

„ Man muß wissen, daß dieser König Johann
„ der katholisch war, aus Furcht, sein Bruder möch-
„ te sich durch Hülfe seiner Anhänger wieder auf den
„ Thron schwingen, ihm öffentlich Gift zugeschicket
„ habe, so wie der Sultan einen Strick schicket. Der
„ Jesuit Possevin, päpstlicher Gesandter, legte dem
„ Könige Johannen, wegen dieser Vergiftung, zur

„ Buse

„ Buse auf, nur eine Mahlzeit zu halten. Diese
„ Buse ward zum Gelächter. Die Laster Erichs
„ wurden viel schärfer geahndet. Weder dieser Fürst,
„ noch der Gesandte Possevin vermochten es dahin
„ zu bringen, daß die katholische Religion in Schwe-
„ den die Oberhand bekäme.

„ Sigismund, König Johanns Sohn, ward
„ acht Jahre vor dem Absterben seines Vaters * zum
„ Könige in Polen erwählet. Dazumal konnte Schwe-
„ den zu der höchsten Macht hinaufsteigen. Sigis-
„ mund konnte ganz Moskau einnehmen. Allein
„ da dieser Fürst katholisch, und Schweden lutherisch
„ war: so eroberte er nichts, und verlor die schwedi-
„ sche Krone. Eben diejenigen Stände, die seinen
„ Oheim Erichen abgesetzet hatten, setzten auch ihn
„ ab; und erklärten einen andern von seinen Ohei-
„ men zum Könige. Dieses war Karl der IX, der
„ Vater des grosen Gustav Adolphs. Karl der
„ IX ward von den Bundesgenossenen Sigismunds
„ nicht anders, als ein Kronräuber angesehen; in
„ Schweden aber war er der rechtmäsige König.

Sehet, das ist die untreue Erzählung Voltaires von der letzten Religionsänderung in Schweden. Wir wollen derselben eine andre wahrhafte entgegen setzen. Unser Wegweiser soll hauptsächlich Pufendorf seyn. Dieser Schriftsteller war Geschichtschreiber von Schweden; er war ein Lutheraner. Man muß ihn als einen benachrichtigten, und als solch einen Mann ansehen, der von keinen Vorurtheilen für die Katholischen eingenommen gewesen.

* Voltaire verfehlet sich um 3 Jahre. Sigismund ward 1587 erwählet, und sein Vater starb 1592.

Erich war, nach Aussage Pufendorfs (r) vielleicht der seltsamste, der schwachsinnigste, und der grausamste unter allen Fürsten. Anfänglich wollte er alle Prinzessinnen in Europa, von denen er reden hörete, heurathen. Er lies bald bey der Königinn Elisabeth, bald bey der Königinn in Schottlande, bald an dem hessencasselischen, bald an dem lothringischen Hofe durch Gesandtschaften darum ansuchen. Bisweilen machete er mehrern Höfen zugleich Heurathsvorschläge. Das Ende dieses unermüdlichen Prinzessinnenwerbers war, daß er eine gemeine schwedische Bäuerinn zur Ehe nahm.

Seine Aufführung in der Verwaltung seines Königreiches kam mit dem Betragen, das er in seinen Liebeshändeln zeigete, vollkommen überein. Einen der gottlosesten Menschen, die in Schweden waren, Namens Jöran Peerson, der hernach durch verschiedene Peinen hingerichtet worden, machte er zu seinem ersten und vertrautesten Staatsrathe. Als sein Bruder Johann, Herzog von Finnlande, sich mit Kathrina Jagellonen, einer Tochter des Königs von Polen, vermählet hatte: versicherte sich Erich seiner Person; warf beyde, ihn und die Herzoginn seine Gemahlinn, in ein enges Gefängniß; gieng verschiedene male in dasselbe, ihn mit eigener Hand zu erdrosseln; bearbeitete sich mit allen Kräften, ihm seine Gemahlinn zu rauben, und sie mit dem Herzoge von Moskau, der sie begehrete, verehelichen zu lassen: er erstach selbst einige Herren *, mit welchen er nicht zufrieden war; und lies diejenigen, die ihm vorstelleten, daß dergleichen Thaten einem Könige unanständig seyn, hinrichten. Endlich als es ihm nicht hatte gelin-

(r) Hist. de Suede. * Nils Sturen, Helfingen und f. f.

lungen wollen, seinen Brüdern ihre Leibgedinge zu entreisen: entschloß er sich, sie bey einer Feyerlichkeit ermorden zu lassen. Die Prinzen, die desfalls gewarnet worden waren, hüteten sich wohl, dabey zu erscheinen. Sie griffen zu den Waffen; jageten Erichen bis nach Stockholm, wo sie ihn belagerten, und gefangen nahmen. Voltaire meldet nichts von Königs Erichs Aufführung. Die Ursache ist, weil dieser König lutherisch war.

Kaum hatte König Johann den Thron bestiegen: als Karl, sein Bruder, aus Verdrusse, daß er die Obergewalt nicht mit ihm theilete, Unruhen zu stiften anfieng. Er widersetzte sich beständig allen Absichten und Anschlägen des Königs. Und das war der erste Ursprung der Verwirrungen. Sie nahmen während dem Kriege, den man mit Dänemarke zu führen hatte, wie auch durch die heimlichen Anschläge des Herzogs von Moskau, der sich Erichs immer annahm, mehr und mehr zu. Johann, um sich seiner Unruhen zu entschlagen, gab denen, die den abgesetzten König zu bewachen hatten, den Befehl, ihn, im Falle er sich davon zu machen versuchen sollte, ums Leben zu bringen. Und da die Ränke kein Ende nahmen: lies er ihm das Abendmahl reichen; und zween Tage danach verdammete er ihn zu eben solch einem Tode, wie die Athenienser für Sokraten verordnet haben. Das Urtheil war in Ansehung so vieler Laster gelind; aber darum häßlich, weil es von einem Bruder herkam.

Der päpstliche Gesandte Possevin legte dem Könige zur Buse auf, sein ganzes Leben lang am Mittwoche zu fasten, welches der Tag war, an dem er den König, seinen Bruder, hatte hinrichten lassen. Der Lutheraner Pufendorf sagt, Johann habe diese

Buse bis ans Ende seines Lebens genau verrichtet; und über das den Armen noch grose Allmosen gereichet. Der katholische Voltaire machet aus dieser Buse eine lächerliche Sache. Sollte man nicht sagen, Pufendorf sey katholisch, und Voltaire lutherisch?

Von dem Augenblicke an, da König Johann Todes verblichen, war sein Bruder Karl bedacht, sich die schwedische Krone aufzusetzen. Er machete sich die Abwesenheit seines Vätters Sigismunds zu Nutzen, welcher dazumal in Polen war, um das Kriegesvolk auf seine Seite zu bringen; die Befehlshaber der Festungen zu ändern; diejenigen, die katholisch waren, daraus zu verbannen. Alle Rathsglieder, die es mit dem Könige hielten, verjagte er aus dem Reiche, oder zwang sie, sich daraus zu begeben; er bemächtigte sich der Kriegesschiffe, der Häven, der Zeughäuser; und setzte den Krieg so lange fort, bis er sich endlich zum Könige erklären lies. Voltaire verachtet und tadelt König Sigismunden, daß er Moskau nicht eingenommen; und lobet den aufrührischen Karl, seinen Oheim, der ihn durch seine immerwährende Meutereyen und Unruhen allezeit daran gehindert hatte.

Nachdem Karl durch einen zwölfjährigen bürgerlichen Krieg Schweden verwüstet; nachdem er die dem Könige treuen Edelleute theils aus dem Reiche verbannet, theils durch die Hand des Henkers aus dem Wege geräumet; nachdem er alle Kräfte des Königreiches an sich gezogen hatte: versammelte er die Stände, so wie Cromwel das Parlament von Aengellande versammelt hat; und lies sich zum Könige erklären.

Auf die Wahlstimmen einer solchen Versammlung fuset sich Voltaire, und darf den Ausspruch wagen, Karl sey der rechtmäsige König in Schweden gewesen.

Die

Die Kronräuber und Empörer, die zugleich Feinde der Katholischen sind, haben allemal auf die Gunst Voltaires eine sichere Rechnung zu machen.

XLV. Hauptstück.

Von Hollande in siebenzehnten Jahrhunderte.

Wir werden dem Herrn von Voltaire nicht in allem dem folgen, was er von der holländischen Republik; von dem Heldenmuthe derer, die zum ersten das Herz gehabt haben, das Joch der Religion und ihrer rechtmäsigen Oberherren abzuwerfen; von der Ungerechtigkeit, und den grausamen Thaten Philipp des II, der sie zwang, ein freyes Volk zu werden, hier wiederholet. Wir haben schon im 29ten Hauptstücke dieses Werkes zur Genüge davon geredet. Nur wollen wir über einige Fehler und Widersprüche, in welche der Herr von Voltaire im 156ten Hauptstücke seiner Geschichte verfällt; über die für Frankreich so schimpflichen Lobeserhebungen der Generalstaate; und über einige Gedanken, durch welche er der Religion trotzen zu wollen scheint, kurze Anmerkungen machen.

„ Holland, sagt er, konnte jene nicht aufnehmen,
„ die sich durch einen Eid verbinden, das menschliche
„ Geschlecht, so viel an ihnen ist, aussterben zu las-
„ sen. Man hatte ein Beyspiel an Aengellande, wel-
„ ches von der Zeit an, da die Altardiener das Ver-
„ gnügen des Ehestandes genossen, und die Hoffnun-
„ gen der Familien nicht mehr in dem ledigen Kloster-

„ stande vergraben lagen, um den dritten Theil mehr „ bevölkert war „.

Der Herr von Voltaire versichert uns hier, Aengelland sey seit der Religionsänderung, d. i. in Zeit von fünfzig Jahren um einen dritten Theil mehr bevölkert gewesen: und am Anfange seiner Geschichte im ersten Hauptstücke, sagt er: die Umstände müßten sehr günstig seyn, wenn ein Volk sich in einem Jahrhunderte um einen zwanzigsten Theil vermehren sollte. Wie soll man diese zween Sätze zusammen reimen? Wie soll man diese plötzliche und wunderbare Vermehrung des ängelischen Volkes, mit den Anmerkungen derer, die die menschliche Fortpflanzung ausgerechnet haben, vergleichen: da sie die Vermehrung für ein Jahrhundert in den günstigsten Umständen nur auf einen zwanzigsten Theil setzen? Diese zween Sätze leiden einen augenscheinlichen Widerspruch: indessen werden beyde vom Herrn von Voltaire behauptet.

Neben dem stieg die Zahl der Altardiener, und derer, die sich im Kloster in dem ledigen Stande befanden, nicht bis auf einen hundertsten Theil des Volkes hinauf. Wie hat denn dieser hundertste Theil in so kurzer Zeit das Volk um einen dritten Theil vermehret? Es scheint, der Herr von Voltaire erinnere sich an einem Orte nicht, was er am andern gesaget hat.

Keine bässere Gedächtniß zeiget er, da er saget, der Handel mit Japonien sey den Holländern durch die Portugiesen bis auf das Jahr 1609 untersaget gewesen: und sechs Zeilen danach: in selbigem Jahre 1609 seyn Gesandte von Japonien im Haage gewesen, einen Handelsvertrag mit Hollande zu errichten. Eine ziemlich geschwinde Reise! Man muß

alle-

allemal mehr als ein Jahr, und bisweilen schier zwey haben, wenn man aus Japonien nach Hollande will. Wie haben denn in demselbigen Jahre die Holländer in Japonien eingeführet werden, sich gehörige Bekanntschaft machen, sich bey Hofe genug Ansehens erwerben können, um eine Gesandschaft nach dem Haage zu Stande zu bringen, welche allda vor Ende desselbigen Jahres eintraf? Das ist ein Räthsel, das einem Mühe machet.

Hernach stellet uns der Herr von Voltaire Holland, als die vornehmste, ansehnlichste, und schreckbareste unter allen europäischen Mächten vor. Sie ward, sagt er, im Jahre 1668 eine Schiedsrichterinn der Kronen. Ludwig der XIV ist durch sie gezwungen worden, einen Frieden mit Spanien zu treffen. Zu dieser Meynung ist der Herr von Voltaire vermuthlich durch die hochtrabende Aufschrift einer Denkmünze, die die Holländer dazumal schlagen liesen, verleitet worden. Allein er hat sich häßlich betrogen. Er muß doch wissen, daß die Ueberschriften, die Denksprüche der Schaumünzen, die Lobreden, und andere Stücke von dergleichen Art, zur Geschichte keine sichere Nachrichten geben.

Es ist wahr, daß die Holländer, über den geschwinden Lauf der Eroberungen Ludwig des XIV erschrocken, 1668 die dreyfache Bündniß errichtet haben, deren Zweck war, entweder die Fortsetzung des Krieges, oder die Fortgänge Frankreichs zu hemmen. Die Spanier nahmen den Frieden an: und die Holländer liesen die pralende Denkmünze schlagen, durch welche sie sich rühmeten, die Gesätze befestiget; die Religion gereiniget; den Königen Hülfe, Schutz, und Einigkeit verliehen; die Freyheit der Meere bestätiget; und den Frieden in Europa festgesetzet zu

haben. Die lateinische Ueberschrift war: Assertis legibus; emendatis sacris; adjutis, defensis, conciliatis regibus; vindicata Marium libertate; stabilita orbis Europæ quiete.

Allein drey Jahre danach nöthigte Ludwig der XIV diese trotzige Schiedsrichter der Kronen, die demüthigste Unterwerfung zu zeigen. Sie bothen alle Genugthuung an, die man nur fodern wollte. Alles dessen ungeachtet mußten sie sehen, daß beynahe ihr ganzes Land unter das Joch gebracht ward, und ihre Republik dem gänzlichen Untergange sehr nahe war. Also war gewiß gar wenig Raum zwischen der erhabenen Ehre, zu welcher Voltaire meynet, daß diese Republik sich erhoben habe, und dem elenden Zustande, in welch n sie gerieth, und von dem er gänzlich stillesschweigt.

Wir wollen noch über das, so er von den Socinianern saget, eine Anmerkung machen. Höret, wie er davon redet. „Der Marktschreyer Maimbourg glaubet, die Unitarier haben ihre Zuflucht in Holland genommen, allwo man alles, sagt er, nur die Katholischen nicht, dulde. Der Marktschreyer Maimbourg geht in diesem Artikel, so wie in vielen andern, neben den Weg. Die Katholischen werden in den vereinigten Niederlanden dergestalt geduldet: daß sie daselbst mehr als einen dritten Theil des Volkes ausmachen. Die Unitarier oder Socinianer haben allda nimmer einen Ort der öffentlichen Versammlung gehabt. Man kann es unter die Aenderungen des menschlichen Sinnes rechnen, daß diese Religion, die von Constantins Zeiten an, dreyhundert und fünfzig Jahre lang in der Kirche geherrschet, von zweyen Jahrhunderten her sich in Europa wieder hervorgethan, und durch so viele Provinzen ausgebreitet hat, ohne heut zu

„ Tage

„ Tage in einem Orte der Welt einen Tempel zu „ haben. Es scheint wohl, man habe sich gefürchtet, „ unter die Gemeinschaften des Christenthums eine „ Lehre aufzunehmen, die vor diesem so lange Zeit „ über alle andere Gemeinschaften gesieget hat „.

Der Herr von Voltaire ist hier mit eben der Krankheit behaftet, die er Maimbourgen vorwirft. Er geht in dem Artikel, den wir eben angeführet haben, so wie in vielen andern, neben den Weg.

Er irret sich, da er saget, die Socinianer oder Unitarier hätten in Hollande nimmer einen Ort der öffentlichen Versammlung gehabt. Sie haben einen zu Amsterdam gegen dem Komödienhause über, so wie die Quaker, die nicht viel mehr werth sind, einen an der Kaisersgracht haben. So lehret uns La Martiniere, ein Augenzeuge (s).

Er irret sich, da er saget, die arianische Religion habe von Constantins Zeiten an, dreyhundert und fünfzig Jahre lang in der Kirche geherrschet. Erst um das Jahr 340, da Constantin mit Tode abgieng, fieng sie an in der Kirche mächtig zu werden; und war im Jahre 390, unter Theodosens Regierung schier gänzlich entkräftet. Vierzig Jahre danach kam sie unter den Gothen und Wenden wieder empor: bis sie endlich unter König Recareden, um das Ende des sechsten Jahrhunderts, völlig erloschen. Also hat diese Lehre nicht viel über zweyhundert Jahre gestanden, und nicht dreyhundertfünfzig, wie der Herr von Voltaire berichtet.

(s) La Martin. V. Amsterdam.

Der Gedanke, womit er diesen Artikel beschliesst, verdienet bemerkt zu werden. „ Es scheint wohl, „ sagt er, man habe sich gefürchtet, unter die Ge„ meinschaften des Christenthums eine Lehre aufzu„ nehmen, die vor diesem so lange Zeit über alle an„ dre Gemeinschaften gesieget hat „.

Dieser den Katholischen trotzende Gedanke ist ganz falsch. Es ist wahr, die arianische Lehre, die von den Kaisern, und von den gothischen und wendischen Königen unterstützet ward, hat die katholische Kirche sehr heftig verfolget: aber sie hat dieselbe niemals überwunden, niemals besieget. Das Versprechen, so der Herr Jesus seiner Kirche gethan, ist durch die wirklichen Folgen allemal bestätiget worden. Er hat ihr Verfolgungen, und Siege vorgesaget. Er hat ihr die Versicherung gegeben, daß die höllischen Mächte sie zwar bestürmen, aber, nimmer überwältigen würden. Diese Vorsagung wäre falsch, wenn die arianische Lehre jemals den Sieg erfochten hätte.

Wenn man itzt die Unitarier unter den Christen nicht dulden will: so geschieht das nicht ohne Ursache. Weil die Unitarier an die heilige Dreyeinigkeit gar nicht glauben: so werden sie, wenn sie sich an ihre Grundsätze halten, im Namen der drey göttlichen Personen nicht taufen. Taufen sie aber nicht im Namen der drey Personen: so geben sie das Kennzeichen eines Christen nicht. So müssen sie denn nicht anders, als Leute angesehen werden, die nicht mehr, als auch die Lehrlinge des Confucius oder Mahomets, zur christlichen Kirche gehören.

XLVI Hauptstück.

Anmerkungen über die Einleitung zur Geschichte des Jahrhunderts Ludwig des XIV.

Das Jahrhundert Ludwig des XIV wird man immer als eins der schönsten Jahrhunderte betrachten. Die Aenderung, die sich dazumal durch die Aufrichtung oder Erneuerung so vieler nützlichen und annehmlichen Künste in dem menschlichen Verstande gezeiget; die Entdeckungen der Weltweisheit; die erstaunlichen Fortgänge, die man beynahe in allen Wissenschaften gemachet; die Höflichkeit und Anmuth, so man in die Gesellschaft eingeführet; die Landsordnungen, die man in den Städten und Provinzen gemachet; die Macht und das Ansehen, wozu sich Frankreich damals empor schwung; alles das wird diesem Jahrhunderte ein ewiges Andenken erwerben.

Die Abbildung, die der Herr von Voltaire davon macht, ist in der That eine der prächtigsten. Allein man findt oft mehr den bildenden Dichter, als den erzählenden Geschichtschreiber darinnen. Um den Glanz des Jahrhunderts, das er schildert, ins Hohe zu treiben, verhüllet er die übrigen mit gar zu starkem Schatten. Er erscheint mehr in der Gestalt eines Liebhabers hitziger Zänkereyen, als der Wahrheit. Er vergißt zuweilen in dieser Geschichte, was er in der allgemeinen bezeuget; und behauptet mit gutem Muthe beyde sich widersprechende Sätze. Endlich schmäcket seine Art von Kirchen- und Religionssachen zu reden, vielmehr nach einem zu Londen gebohrnen und protestan-

stantischen, als nach einem aus Paris gebürtigen, und in der katholischen Religion erzogenen Menschen.

Er giebt sogleich die Nachricht: Frankreich habe neunhundert Jahre lang vor Ludwig dem XIV eine blos gothische Regierung gehabt, ohne Gesätze, und bestimmte Gebräuche, da die Adlichen im Müssiggange lebten, die Geistlichen in Unordnung und Unwissenheit, und das Volk im Elende.

Allein da er dies schreckbare Gemälde des Zustandes vorstellet, in welchem die Nation neun Jahrhunderte gewesen seyn solle: so läßt er eben sowohl den Wohlstand, als die Wahrheit auser Acht. Es scheint, er wisse nichts von der Herrlichkeit der Regierung Karl des grosen; von den wunderbaren Einrichtungen und Anordnungen des heiligen Ludwigs; von der Weisheit Karl des fünften; von der väterlichen Zärtlichkeit Ludwig des XII gegen sein Volk; von der Wiederkunst der Wissenschaften und Künste unter Franz dem I; von den weisen Staatsverordnungen unter den letzten Valesiern, die noch wirklich einen der schönsten Theile unsrer Rechtsgelehrtheit ausmachen. So ist es denn gewiß falsch, daß die Regierung in Frankreiche neunhundert Jahre ganz gothisch, ohne bestimmte Gebräuche, und ohne Gesätze gewesen sey (t).

Was die Unwissenheit und Unordnung der Geistlichen anbelanget: so kann man von Seite Voltaires kein anders Urtheil erwarten.

Was den Zustand und das Elend des Volkes betrifft: so hat es damit zu allen Zeiten beynahe dieselbige Bewandtniß gehabt; wenn es nicht noch zugenom-

(t) V. Choisi Hist. de st. Louis.

nommen hat, wie der Herr von Fougerolles in seiner im J. 1711 verfertigten Schrift über die Einkünfte vermeynet (u). Dieser Mensch, der die Leser mehr durch lebhafte Zänkereyen zu unterhalten, als durch Vorstellung der Wahrheit zu unterweisen suchet, saget uns: Paris habe dazumal, als Ludwig der XIII die Krone erlangte, noch keine vier schöne Gebäude aufzuweisen gehabt. Er muß also keine Acht darauf haben: daß jene schöne Gebäude dieser Stadt, die noch heut zu Tage der Gegenstand unsrer grösten Bewunderung sind, zum Theile weder von Ludwig dem XIII, noch von Ludwig dem XIV aufgerichtetworden sind. Das Ziegelschloß * ist von Katharinen von Medicis; die Hälfte des schönen königlichen Palastes **, dessen Vollendung man so sehnlich entgegen sieht, und an dem der König itzt wirklich arbeiten läßt, ist von Heinrich dem II und seinen Nachfolgern, bis auf Heinrich den IV; das Schloß Luxemburg ist von Marien von Medicis; das berühmte Hauptthor der Gervasiuskirche ist von eben der Zeit her.

Das prächtige Säulenwerk des königlichen Palastes, und die Dionysiuspforte, die unter Ludwig dem XIV gebauet worden, sind vielleicht die einzigen Gebäude, die mit den gemeldeten, in Ansehung des Geschmackes, der Annehmlichkeiten, der majestätischen Gestalt, um den Vorzug streiten können. Die Siechenkirche ist nichts anders, als eine Festungskirche. Der Durchschnitt der Kupel ist für die Höhe zu klein. Das prächtige Schloß zu Versailles zeiget reizende Schönheiten und ärgerliche Fehler. Das plumpe Gebäu-

(u) Dans les Mem. sous le Nom de Boulainvilliers.

* Les Tuileries. ** le Louvre.

bäude der Sulpizkirche verletzet die Augen eines Menschen von gutem Geschmacke.

Voltaire mag so lange sagen, als er will: Franz der I habe die Gelehrten aufgemuntert; aber er habe keinen Michel Angelus, keinen Palladio gehabt. Indessen ist das gewiß: daß weder Michel Angelus, noch Palladio erröthet seyn würden: wenn man ihnen Johann Bullanten, Philiberten von Orme, oder Lescoten an die Seite gesetzet hätte: die sich nicht säumeten, Frankreich mit den schönsten Gebäuden, die man noch heut zu Tage darinnen sieht, zu bereichern. Wenn man das Säulenwerk des königlichen Palastes ausnimmt: so haben die Baumeister des Jahrhunderts Ludwig des XIV nichts so schönes verfertiget, als die Baumeister des vorhergehenden Jahrhunderts.

Der Geschmack in den schönen Künsten und Wissenschaften war bey der Nation unter Ludwig dem XIV allgemeiner, und mehr ausgebreitet, als unter irgend einem andern Fürsten. Die Ursache davon sieht man beym ersten Anblicke. Seine Weisheit, und Freygebigkeit machte die Talente rege. Er hatte grose Staatsverweser, die ihm die Hand reichten. Die lange Dauer seiner Regierung setzte seine schöne Anordnungen auf einen festen Fus. Man hatte in allen Stücken Leute, die sich hervorthaten. Alles dieses ist wahr. Aber deßwegen muß man nicht sagen, die französische Nation sey bis auf das Jahrhundert Ludwig des XIV ein ganz gothisches Volk gewesen.

Der Herr von Voltaire versichert uns in diesem Hauptstücke: das Geld der Franzosen sey eine der Ursachen gewesen, die König Gustav Adolphen mitten aus Schweden nach Deutschlande gelocket haben; und in seiner allgemeinen Geschichte lehret er uns, daß dies-

ses

ses falsch sey. Man halte folgende zween Sprüche gegen einander. Die Eigennützigkeit, die Rache, und der Stolz riefen Gustav Adolphen nach Deutschlande. Er war Sieger in Pommern, als Frankreich mit ihm seinen Vergleich traf. Neun hunderttausend Pfunde einmal bezahlet, und zwölf hunderttausend Pfunde jährlicher Einkünfte, die man ihm gab, waren weder ein groser Nachdruck der Staatskunst, noch ein zulänglicher Beystand. Gustav Adolph that alles aus eigenen Kräften (x). Und in dem Jahrhunderte Ludwig des XIV saget er so: Das Geld der Franzosen, und das Geschrey aller Protestanten, rief endlich Gustav Adolphen aus der Mitte von Schweden, einen König, der dazumal ganz allein auf den Namen eines Helden Anspruch machen konnte (y). Man vergleiche diese Sprüche, und urtheile: wie treu, und wie aufmerksam Voltaire auf die blose Wahrheit sey.

Hernach ist er darüber ganz entrüstet, daß der Cardinal von Richelieu die Schwachheit begangen habe, den Teufeln von Ludun zu glauben, oder einen Unschuldigen in dem Feuer sterben zu lassen. Ich will nicht untersuchen, ob der bekannte Grandier, Pfarrer von Ludun, ein Zäuberer gewesen sey, oder nicht. So viel ist gewiß, daß der Beweis seiner Unschuld Voltairen viel zu schaffen machen würde. Er war schon davor, wegen seines ärgerlichen Lebens, von dem Bischofe verurtheilet worden, alle Freytage bey Wasser und Brode zu fasten. Durch ein anderes Urtheil waren ihm alle priesterliche Amtsverrichtungen

in

(x) Hist. gen. Tom. IV. Pag. 132.
(y) Siecle de Louis XIV. C. 1.

in dem Bißthume Poitiers auf fünf Jahre, und in der Stadt Ludun, ungeachtet seiner Pfarrerswürde, auf immer untersaget worden. Man überzeugete ihn, daß er viele Jahre lang mit einer unzüchtigen Person, die sein Pfarrkind war, gelebet habe. Sehet! das ist der Mann, dessen Schicksal der Herr von Voltaire beweinet, und für dessen Unschuld er Bürge wird (z).

Er bemerket auch, daß Urban der VIII, da er über Frankreich erzürnet war, dem Cardinale de la Valette habe sagen lassen, wofern er das Kriegsleben nicht verliese, wollte er ihm den Cardinalshut abnehmen; endlich aber, da er sich mit Frankreiche wieder versöhnet, ihn mit Segen überhäufet habe. Wir können hinwiederum bemerken, daß Papst Urban der VIII nicht habe leiden können: daß Cardinäle und Priester, die nur Diener des Gottes des Friedens seyn müssen, den Harnisch anthaten, und sich mitten im Blutbade der Schlachten befanden. Er hatte deßhalben den Cardinal de la Valette verschiedene male gewarnet, ja auch bedrohet. Als ihm hernach zu Ohren kam, daß dieser Cardinal an der Spitze eines Heeres gestorben wäre: wollte er nicht haben, daß man für ihn zu Rom die Gebether verrichten sollte, die man für die verstorbenen Cardinäle zu verrichten pflegt. Das ist der Segen, mit welchem Urban der VIII den Cardinal de la Valette überhäufte (a).

XLVII.

(z) Mem. chron. d'Avrigni.

(a) Mem. chronol.

XLVII Hauptstück.

Minderjährigkeit und Regierung Ludwig des XIV, bis zu Mazarins Ableben.

Ein einbildischer Mensch wird über die schönen Bilder, und die grosen Veränderungen, die sich bey diesem Anfange der Regierung Ludwig des XIV zeigen, gerühret werden. Ein nachdenkender, und der Sachen kündiger Mensch wird darinnen viele verfälschte Begebenheiten, Widersprüche, und bisweilen elende Beyträge finden, die nur aus den verächtlichsten Quellen hergeleitet seyn können. Man sieht auch die bekanntesten Personen darinnen auftreten, nämlich Conden, Turennen, Cromweln, die Cardinäle von Mazarin, und von Retz. Allein die Gemälde, die er uns davon entwirft, sind so untreu: daß man diese Personen nicht mehr kennen kann. Wir wollen in folgenden Hauptstücken stückweise davon reden.

„ Man wird sich, sagt der Herr von Voltaire, „ in dieser Geschichte nur bey den Sachen aufhalten, „ die die Aufmerksamkeit aller Zeiten verdienen; die „ die Gemüthsart und die Sitten der Menschen entwerfen können; die zum Unterrichte dienen, und die „ Liebe der Tugend, der Künste, und des Vaterlandes anrathen können „ .

Wer sollte wohl glauben, daß dieser philosophische Geschichtschreiber, nach gethanem so feyerlichen Versprechen, jene niederträchtige Schmähworte zu Markte bringen würde: die nur auf der neuen Brücke im

Schwange seyn konnten; und sich nur schicketen, dem schlechten daselbst befindlichen Pöbel auf der Zunge zu liegen? „ Die regierende Königinn, Anna von Oe-
„ sterreiche, sagt er, ward anders nicht als die Frau
„ Anna benamset. Der Prinz von Conde schrieb
„ dem Cardinale Mazarin unter dieser Aufschrift zu:
„ All' illustrissimo signor Faquino. Da das Par-
„ lament Geld auf des Cardinals Mazarin Kopf ge-
„ setzet hatte: lies man eine Eintheilung der Summe
„ drucken; und bestimmte so viel für den, der ihm
„ die Nase abschneiden würde, so viel für ein Ohr, so
„ viel für ein Auge, so viel für jenen, der ihn ent-
„ mannen würde „. Man würde dergleichen elende Beyträge gewissen Histörchenkrämern und Stümpern durchgehen lassen, und denken: daß solche Werke eben so verachtenswürdig seyn, als ihre Verfasser. Allein sollte man sie wohl von dem haben erwarten können, der sich bey nichts aufhalten will, als was die Aufmerksamkeit aller Zeiten verdienet; und die Liebe der Tugend, der Künste, und des Vaterlandes anrathen kann?

Nachdem er diese elende Anhänge angeführet hat: verfälschet er auch die bewährtesten Geschichten ganz ohne Scheu. „ Der Herzog von Enguien, sagt er,
„ kehret nach der Schlacht von Freyburg nach Paris
„ zurück, und überläßt sein Kriegesheer dem Mar-
„ schalle von Turenne. Aber dieser Feldherr, wie
„ geschickt er immer ist, wird bey Marienthal ge-
„ schlagen. Der Prinz kömmt eilends zum Heere
„ zurück, und setzet der Ehre, Turennen ferner an-
„ zuführen, noch diese hinzu, daß er dessen Niederla-
„ ge wieder ersetzet „.

Auf die Art, wie Voltaire redet, sollte man sagen: daß das unter Turennen geschlagene Heer dasselbige sey,

sey, welches kurz zuvor unter Conden gesieget hatte; und daß blos die plötzliche Wiederkunft, und Gegenwart des Prinzen die Sachen wieder hergestellet hätte. Allein die Geschichte spricht ganz anders davon, als der Herr von Voltaire. Sie berichtet uns 1. daß schier ein Jahr Zeit zwischen beyden Treffen gewesen sey: weil das eine den 5ten August, und das andre den 5ten May des folgenden Jahres vorgefallen. 2. Daß der Herr von Turenne nur einen Theil des Heeres unter sich gehabt, welches der Prinz angeführet hatte, der ihm nicht mehr, als einige neuangeworbene Regimenter gelassen hatte. 3. Daß der Prinz die Hülfsvölker, die der Herr von Turenne vergebens begehret hatte, und die einen Haufen von achttausend Mann ausmachten, mit sich gebracht habe. 4. Daß der Herr von Turenne, seiner Niederlage ungeachtet, die Waffen des Königes, die übrige Zeit des Feldzuges, bey den mehrsten deutschen Fürsten in Ansehen gesetzet habe (b).

Der Ruhm des grosen Conde ist erhaben genug, und bedarf nicht, durch die Verdunkelung der Ehre Turennes scheinbar gemacht zu werden. Dieser Prinz würde demjenigen, der sich dieses Mittels zu seinem Lobe bedienet hätte, mit Verachtung begegnet seyn.

XLVIII. Hauptstück.

Von dem Cardinale Mazarin.

Der Cardinal Mazarin war einer aus den Menschen, die zur Regierung uud Verwaltung der Staate

(b) Hist. de Turenne L. 3.

gebohren zu seyn scheinen. Seine Anschläge waren immer vernünftig und wohl ausgesonnen und dem Könige sowohl als dem Volke allemal ersprieslich. Fand er Hindernisse im Wege: so befliß er sich nicht, mit Gewalt durchzubrechen. Er gieng mit Geschicklichkeit einen andern Weg ein; und gelangete allemal glücklich zu seinem Zwecke. Niemals lies er sich irre machen; hingegen machte er den Feinden durchgehends einen Strich durch die Rechnung. Er ward manchmal geschmähet; er widerlegte aber die Schmähworte mit Verachtung. Er glaubete, er sey dabey schadelos genug durch die Völle des Ansehens, welches er, ungeachtet der neidigen Widersetzung der Grosen, und der Macht feindlicher Rotten, im Staate immer behauptete. Die westphälischen und pyrenäischen Friedensschlüsse sind die vortheilhaftigsten, die Frankreich, seit mehr als vierhundert Jahren, gemacht hat. An dem ersten hatte Mazarin grosen Antheil: den zweyten brachte er ganz allein zu Stande. Die Wiedervereinigung Elsaßes, der Grafschaft Burgund, und eines Theiles der Niederlande mit der Krone, und hernach die Thronfolge in der spanischen Monarchie, waren die Früchte davon. Sehet! was der Mann gewesen, und gethan hat, den Voltaire verachtet.

Er tadelt an dem Cardinale Mazarin eine unersättliche Habesucht. Diesen Vorwurf haben ihm alle andere Schriftsteller gemachet: und er ist billig. Er hatte eben so grose Reichthümer erworben, als der Cardinal von Richelieu: aber seine Auslagen waren geringer. Daher fand man bey ihm nach seinem Hintritte übermäsige Schätze. Er hatte sich keine unermessene Paläste bauen lassen, wie sein Vorfahr; er hatte keine prächtige Kirchen aufrichten, noch Städte seines Namens erbauen lassen. Das ist der Unterschied zwischen ihm, und dem Cardinale von Richelieu.

Die

Die Vernunftschlüsse, die der Herr von Voltaire machet, da er von dem Cardinale Mazarin redet, verdienen eine Aufmerksamkeit. Es ist ein Irrthum, sagt er, wenn man denen, die mit einigem Glücke Königreiche regieret haben, eine wunderbare Fähigkeit des Verstandes zuleget. Die Staatsmänner werden nicht von einer vorzüglichen Einsicht, sondern von ihrer Gemüthsart gebildet. Unsre Unternehmungen hangen einzig von der Eigenschaft unsrer Seele ab; und unsre Fortgänge vom Glücke.

Es sollte einem wohl schwer ankommen zu errathen, was alle diese grose Worte des Herrn von Voltaire heisen sollen. Die Leidenschaften des Menschen sind dasjenige, so die Gemüthsart des Menschen ausmachet, und welches man die Eigenschaft der Seele nennen kann. Die Einsicht, die Weisheit, die Fruchtbarkeit und Verschiedenheit der Begriffe, die Känntniß der Mittel und Wege, das ist es, was den Verstand bildet. Ist es demnach wahr, daß unsere Unternehmungen nur von der Eigenschaft der Seele abhangen; und daß die blose Gemüthsart die grosen Staatsleute bilde? hat der Verstand hierin gar keinen Einfluß?

„ Die Menschen, setzet er dazu, verstehen sich beynahe alle gleichergestalt auf ihren Nutzen, sie mögen so wenig gesunde Vernunft haben, als sie immer wollen. Ein Bürger von Amsterdam oder Bern weis in diesem Stücke eben so viel, als Sejan, Ximenes, Bukingham, Richelieu, oder Mazarin „.

Das heist eben so viel, als wenn man sagete: ein Feldwaibel, der über eine Rotte Soldaten gesetzet

ist, habe nicht weniger Kriegeswissenschaft, als ein Conde, ein Turenne, ein Gonzalve; oder man brauche nicht mehr Verstand, Aufklärung, Einsicht, Stärke des Geistes, um alle Triebfedern eines grosen Staates mit Geschicklichkeit und gutem Erfolge in Bewegung zu setzen, als man brauchet, um ein bürgerliches Haus mit Nutzen zu verwalten. So vernünftelt der Herr von Voltaire.

Durch die Stärke einer gleichen Vernunftlehre will er uns überreden: der pyrenäische Vertrag sey Mazarinen nicht so glorreich, noch Frankreiche so vortheilhaft gewesen, als man glaubet. Vierzehn Jahre lang war der Cardinal auf diesen Vertrag bedacht, und besonders auf desselben Hauptartikel, welcher die Vermählung der Infantinn mit dem Könige zum Gegenstande hatte: und er sah alle Folgen dieser Verbindung vorher ein. Man hat noch den Brief, worin dieselben alle entwickelt sind. „ Wenn der allerchristlichste König, sagte er in diesem Briefe, durch die Vermählung mit der Infantin, die Niederlande und die Grafschaft Burgund zur Heurathsgabe haben „ könnte; so würde alles seine Richtigkeit haben: denn „ so könnten wir uns, aller Verzicht der Infantinn „ ungeachtet, auf die Thronfolge in Spanien Gedanken machen. Und diese Hoffnung stünde nicht im „ weiten Felde, weil uns nichts davon ausschliesen „ könnte, als das Leben des Prinzen, ihres Bruders „.

Nun sehe man, wie der Herr von Voltaire vernünftelt. „ Der Cardinal, sagt er, betrog sich augenscheinlich in den Gedanken, daß man der Infantinn die Niederlande und die Grafschaft Burgund „ zum Heurathsgute schenken könnte. Man bewilligte zu ihrer Aussteuer nicht einmal eine einzige Stadt „.

Allein

Allein betrügt sich nicht der Herr von Voltaire selbst, aus Mangel genugsamer Einsicht in die Staatsklugheit des Cardinals? Mazarin bekümmerte sich wenig darum, ob man der Infantinn Städte zum Heurathsgute zusagete. Er dachte Ludwig dem XIV gewisse Rechte zu erwerben, mit der festen Entschliessung, selbige bey der ersten Gelegenheit gültig zu machen. In Gefolge dieser Rechte eroberte Ludwig der XIV einige Jahre danach, die Grafschaft Burgund und einen Theil der Niederlande, und liess sich dieselben wirklich abtreten. In der Zeit, da man mit dem Heurathsvertrage im Begriffe war, würde die Bedingung einiger Lande für die Infantinn, gefährlich gewesen seyn. Die Erwerbung der Rechte war mit unstreitigem Nutzen verbunden. Mazarin war zu geschickt, sich darin irre machen zu lassen. Also ist das Vernünfteln des Herrn von Voltaire eben so schwach, als der Verstand des Cardinals durchdringend war.

„ Weit gefehlet, fährt er fort, daß diese Heurath
„ einen wirklichen und wahrhaften Vortheil gebracht
„ habe: die Infantinn sagte allen Ansprüchen ab, die
„ sie jemals auf ein Land ihres Vaters würde machen
„ können; und Ludwig der XIV bekräftigte diese
„ Verzicht auf die feyerlichste Art „.

Was Philipp der IV scherzweise einen nichtswerthen Anhang nannte; was die zween bevollmächtigten Abgesandten als einen sehr unnützen Gebrauch ansahen (c): das berichtet Voltaire ganz ernsthaft, als eine Probe, daß der Vertrag Fraukreiche keinesweges vortheilhaft gewesen sey. Sehet, wie lehrreich er seine Geschichte machet!

(c) Hist. de Louis XIV. L. II.

XLIX Hauptstück.

Von Cromweln.

Der Herr von Voltaire läßt den Cardinal Mazarin unter dem Haufen der gemeinen Leute, und findet nichts grösers, als Cromweln, den verhaßtesten von allen Tyrannen, und den unsinnigsten unter allen Betrügern. Er machet die prächtigste Abschilderung seiner Eigenschaften und Talente, und saget kein Wörtchen von seinen Lastern.

„ Cromwel, jener Kronräuber, der würdig war
„ auf dem Throne zu sitzen, befestigte seine Macht
„ dadurch, daß er sie, wo es galt, einzuschränken
„ wußte. Er that gar keinen Eingriff in die Freyhei-
„ ten, um deren Erhaltung das Volk eifersüchtig
„ war: er machte keine Auflagen, worüber man hät-
„ te murren können: er beleidigte die Augen nicht
„ durch übermäsige Pracht: er gestattete sich keine Er-
„ götzlichkeit: er scharrete keine Schätze zusammen:
„ er sorgete, daß die Gerechtigkeit mit solcher uner-
„ bittlichen Unparteylichkeit beobachtet würde, die
„ die Grosen von den Kleinen nicht unterscheidet.

„ Der Bruder des portugiesischen Gesandten lies
„ einen Bürger aus Londen ermorden; und ward deß-
„ wegen um Stricke verdammet. Cromwel, der
„ ihm Gnade hätte thun können, lies ihn hinrichten;
„ und Tages darauf unterzeichnete er einen Vertrag
„ mit dem Gesandten.

„ Nimmer ist das Gewerbe so frey, noch so blü-
„ hend gewesen. Nimmer war Aengelland so reich
„ gewesen. Seine sieghafte Flotten macheten sei-
„ nen Namen auf allen Meeren furchtbar. Alle
„ europäische Völker, die die Bündniß mit Aengelan-
„ de unter Jakob dem I, und unter Karln versäumet
„ hatten, trachteten unter dem Beschützer um die
„ Wette danach. Er starb mit jener Standhaftigkeit
„ des Geistes, die er sein ganzes Leben durch gezei-
„ get hatte. Er ward als rechtmäsiger Monarch be-
„ graben, und hinterlies den Namen eines grosen Kö-
„ niges, der die Laster eines Kronräubers bedeckte „.

Neben dem zeiget uns der Herr von Voltaire ganz Europa vor Cromweln zitternd, Holland gedehmüthiget, Spanien überwunden, Portugall gehorsam, Frankreich nach seinem Schutze zu streben gezwungen. so sehen die erhabenen Züge aus, mit welchen Cromwel uns vorgemaler wird. Laßt uns sehen, ob sie mit der Wahrheit übereinstimmen; und ob der Herr von Voltaire mit sich selbst übereinkomme.

Cromwel, sagt er, befestigte seine Macht dadurch, daß er sie, wo es galt, einzuschränken wußte. Er that gar keinen Eingriff in die Freyheiten, um deren Erhaltung das Volk eifersüchtig war. Und in seiner allgemeinen Geschichte * saget er uns: eben dieser Cromwel sey mit dem Parlamente, das ist, mit den Landsständen der Nation auf die unanständigste Art verfahren. der Kronräuber, sagt er weiter, gieng, unter Begleitung auserlesener Kriegsbeamten und Soldaten, die die Thüre einnahmen, in das Parlament. Sobald er seinen Platz genommen hatte, sagte er: Ich

 glau-

* C. 150.

glaube, das Parlament sey zeitig genug, um getrennet zu werden. Als ihm einige Glieder desselben seine Undankbarkeit vorwarfen, so alt er ihnen den Buckel voll. Er sagte einem, er sey ein Vollsäufer ; dem andern, er führe ein ärgerliches Leben; ..... Seine Kriegesleute traten in das Zimmer. Da sagte er: Man schaffe dieses Parlamentszeug weg! man befreye uns von diesem Narrengesindel! Nach diesem läßt er alle Glieder des Parlaments, eins nach dem andern, hinausgehen, schliest die Thüre zu, und trägt die Schlüssel in seiner Tasche weg.

Er saget uns hier, Cromwel habe keine Auflagen gemacht, worüber man hätte murren können. Und in der allgemeinen Geschichte ** sagt er: Eben dieser Cromwel führet sein Kriegesheer nach London, besetzt alle Thore, befiehlt dem Heere vierzigtausend Pfunde Sterlinge, das ist, beynahe eine Million zu zahlen. Er starb, saget Voltaire hier ferner, mit jener Standhaftigkeit des Geistes, die er sein ganzes Leben durch gezeiget hatte. Und anderswo *** sagt er: er sey an einem Fieber gestorben, wozu vermuthlich die von der Tyranney hergekommene Unruhe Gelegenheit gegeben habe. Denn in den letzten Zeiten fürchtete er immer, ermordet zu werden; und schlief nimmer zwo Nächte nacheinander in demselbigen Zimmer. Sollte man wohl glauben, daß diese Sprüche, die sich so widersprechen, von demselbigen Schriftsteller herkämen? Nach diesem bringt er die augenscheinlichsten Falschheiten kühn auf die Bahn, die Lobrede seines Helden zu schmücken.

So

** C. 149. *** Hist. gen. C. 149.

So ist es z. B. falsch, daß Cromwel den Tag danach, als er des portugiesischen Abgesandten Bruder hatte hinrichten lassen, einen Vertrag mit selbigem unterzeichnet habe. Zwischen der Hinrichtung, und dem Vertrage verflossen zwey Jahre (d).

Falsch ist es, daß er in die Freyheiten des Volkes keinen Eingriff gethan: denn er that alles, was er konnte, um sich zum Könige erklären zu lassen, wie man in der Geschichte des Herrn Hume vom Hause Stuart aufm änglischen Throne, und in des Herrn Rapin von Thoiras seiner sehen kann (e)

Falsch ist es, daß das Gewerbe nimmer so geblühet habe, als unter Cromweln: weil die Königinn Elisabeth die grösten Pflanzstätte in Amerika aufgerichtet; und zu den mehrsten Fabriken von Aengelande den Grund geleget hat. Eben das saget Voltaire selbst in seiner allgemeinen Geschichte, wo er von Elisabethen redet.

Falsch ist es, daß Cromwel Frankreich genöthiget habe, nach seinem Schutze zu trachten. Die Spanier, mit welchen die Franzosen im Kriege standen, hatten eine Bündniß mit dem Beschützer wider Frankreich vor. Der geschickte Mazarin machete sich die Umstände sowohl zu Nutzen, daß er es dahin brachte, daß der, dem die Spanier anlagen, sich wider die Franzosen zu erklären, sich für dieselben erklärete. Sehet, dieses ist es, was Voltaire als eine Verdemüthigung Frankreichs, und als einen Beweis der Obermacht Aengellands verstellet!

Es

(d) La Beaumelle. (e) Hist. d'Angl. L, 22.

Es ist wahr, daß die Holländer genöthiget worden, vor den Aengelländern in den britannischen Meeren die Flaggen fallen zu lassen. Allein dies geschah nur, den alten Brauch wieder in den Schwang zu bringen, den einige holländische Hauptleute nicht hatten beobachten wollen. Der Krieg ward mit einem ziemlich abwechselnden Erfolge geführet. Der Sieg blieb oft unter den ängelischen und holländischen Seeobersten unentschieden. Endlich wurde dieser Streit durch einen Frieden zwischen Aengellande und den Generalstaaten geendigt, der beyde enger, als jemals, verband. Man urtheile, ob man auf das, was der Herr von Voltaire berichtet, Rechnung machen könne.

Das untreue Gemälde, das der Herr von Voltaire von Cromweln vorgestellet hat, wollen wir durch ein anders ersetzen, das in wenigen Worten bestehen, und seinem Urstücke ähnlicher seyn soll.

Cromwel war einer aus der Zahl der auserordentlichen Menschen. Sein Verstand war eben so gros, als sein Ehrgeiz; und kein Laster konnte ihm Furcht einjagen. Er war ein fast unergründlicher Häuchler; ein unerschrockener Soldat; ein in den Anschlägen eben so kluger und lebhafter, als in deren Ausführung hurtiger und ämsiger Feldherr; ein unerforschlicher Staatsmann in seinen Absichten, der aber die Anschläge Andrer allemal durchdrang. Er machte die verwägensten Entwürfe, und führte sie in der That aus. Er kehrete einen Thron um; lies seinen König auf dem Blutgerüste ums Leben bringen; masete sich die unabhängige Gewalt an, ohne doch den königlichen Titel anzunehmen, um seine neue Unterthanen zu betrügen, und um die Gunst derselben nicht zu misbrauchen, noch alle Mächte von Europa sich über den Hals zu ziehen. Keine Art der Untreue ist, die er nicht an-

ge-

gewandt, zu seinen Absichten zu gelangen; und seine Fortgänge waren eben so gros, als seine Laster.

Der Herr von Voltaire hat das Herz nicht gehabt, ihm den Beynamen eines Grosen zu geben. Er hat sich damit befriediget, ihn mit solchen Zügen zu entwerfen, die einen grosen Mann und einen grosen König darstellen. Es ist eben dieselbige Untreue in der Geschichte, ob man einen glücklichen Bösewicht nur nach seinen prächtigen Eigenschaften abschildert, oder ob man ganz falsche Sachen als wahre angiebt. Hat Voltaire bey den Aengelländern einen rothen Rock verdienen wollen; so ist ihm sein Vorhaben nicht allzuwohl gelungen: denn diese Nation verflucht Cromweln eben so sehr, als sie ihn bewundert. Hat er aber nur für die Franzosen schreiben wollen: so wird er derer Beyfall nicht erlangen, die französische Bürger sind, und als solche sich aufführen und denken.

I. Hauptstück.

Von dem grosen Conde.

Sechszig Jahre nach dem Tode des grosen Conde, lehret uns der Herr von Voltaire historische Beyträge von diesem Prinzen, von welchen die Schriftsteller noch gar nichts geredet hatten. Er saget uns: nachdem das gefräsige Feuer, welches ihn in seiner Jugend zu einem ungestümmen und leidenschaftvollen Helden gemachet, die Kräfte seines Leibes verzehret hatte, habe er vor der Zeit die Baufälligkeit erfahren. Da sein Geist, sagt er ferner, sich samt seinem

Lei-

Leibe schwächete: blieb in den zweyen letzten Jahren seines Lebens, von dem grosen Conde nichts übrig. Wer derjenige sey, von dem er diesen schönen Beytrag bekommen habe, das saget er uns nicht. Es wäre aber für den Herrn von Voltaire wohl zu wünschen, daß er ein wenig von dieser angeblichen Schwachheit an sich hätte. Das ganze Geheimniß besteht in folgendem Stücke:

Die Fähigkeit des grosen Conde zu den Wissenschaften, den schönen Künsten, und allem dem, so ein Gegenstand der menschlichen Erkänntnisse seyn kann, gab seiner andern ganz seltenen Fähigkeit, die Kriegesheere anzuführen und ihnen vorzustehen, gar nichts nach. Dieses Feuer, und diese Lebhaftigkeit, die seine Gemüthsart ausmacheten, trieben ihn an, alle unterschiedene Religionen zu untersuchen. Er las mit der grösten Begierde die bekanntesten Bücher aller Secirer, Gotteslängner, Deisten, Gottlosen und Freygeister. Er hatte sich mit den geschicktesten Lehrern, und gröstten Weltweisen, die er auftreiben konnte, verschiedene male unterredet. Endlich nach unermeßlich vielem Lesen, nach unendlich vielen Untersuchungen, machte er den Schluß: es gäbe keine andere wahrhafte Religion, als die katholische; und alle übrige wären nichts anders, als Erfindungen arglistiger, und betrüglicher Grillenfänger. Dieses höretе man ihn tausendmal bezeugen (f).

Das Leben dieses Prinzen war mit seinem Glauben nicht gar einstimmig gewesen: allein in der süsen Stille seiner Einsamkeit zu Chantilly, war er ernstlich darauf bedacht, die Sachen seines Gewissens in Ordnung zu bringen. Damals erschien er eben so gros

(f) Mem. chronol. T. III.

gros in der treuen Erfüllung aller Religionspflichten, als er zuvor an der Spitze der Kriegsheere gewesen war. Man hat nie einen erbäulichern und christlichern Wandel gesehen, als den, welchen er daselbst die zwey letzten Jahre seines Lebens geführet. Das sind die zwey Jahre, die der Herr von Voltaire Jahre der Schwächung des Geistes benamset. Dergleichen Gedanken hegen, was ist das anders, als das Andenken des grosen Conde, und die Religion lästern?

LI. Hauptstück.

Von dem Untergrafen von Turenne.

In dem Jahrhunderte, welches an geschickten Feldherrn vor andern fruchtbar gewesen, ist der Herr von Turenne als einer der grösesten Kriegsmänner, die jemals erschienen sind, angesehen worden. Niemals hat ein Mann so grose Sachen mit so wenig Hülfe und Mittel unternommen, und werkstellig gemachet. Niemals hat sich einer seines Kopfes vortheilhafter bedienet; seine Kriegsleute mehr geschonet; eine tiefere Wissenschaft des Krieges gewiesen, und leutseliger ausgeübet. Endlich ist **Turenne** der einzige unter den Feldherren, der zweymal die Ehre gehabt hat, in förmlichen Schlachten der Obsieger des grosen **Conde** zu seyn.

Als **Montecuculi**, der grösesteFeldherr, den das deutsche Reich dazumal hatte, vernahm, daß der Herr von Turenne getödet wäre, rief er aus: so ist ein Mensch gestorben, der dem menschlichen Geschlech-

te

te Ehre gemachet. Er legete zugleich die Befehlshaberstelle nieder, weil er nach Turennes Tode keinen Gegner mehr fand, womit er sich messen könnte. Ludwig der XIV. der ihn als eine der stärkesten Stützen seiner Krone betrachtet hatte, bestimmete ihm sein Grab unter denen, die dieselbe getragen hatten. Ein solcher war der Herr von Turenne!

Kann man wohl einem Franzosen die Weise, der sich der Herr von Voltaire bedienet, von einem so grosen Manne zu reden, verzeihen? Er würde nothwendig erröthen, von ihm übel zu reden; und doch kann er sich kaum entschliesen, von ihm etwas gutes zu sagen. Was er von ihm zu bekennen gezwungen ist, ist allemal mit Anmerkungen über seine Fehler und Mängel vermischet: die er, und zwar schier allemal wider die Wahrheit, übermäßig vergrösert.

Er saget: Turenne sey bey Marienthal, bey Rhetel, und bey Kamerich geschlagen worden. Um die Beschaffenheit des Herrn von Turenne in diesen dreyen Gelegenheiten begreiflich zu machen, hätte hinzugesetzet werden müssen: daß er bey Marienthal Kriegsvölker anzuführen gehabt habe, über die er nicht völlig Meister war. Bey diesem kleinen Heere befanden sich viele Ausländer, Schweden und Deutschen: die sich nach dem Tode ihrer Feldherren, in französische Dienste begeben hatten; und die mehr zu rauben, als regelmäsig zu kriegen verlangten (g).

Bey Rhetel ward er von dem Befehlshaber dieser Festung betrogen: der sich zween Tage vor der zum Entsatze bestimmten Zeit ergeben hatte.

Bey

(g) Hist. de Turenne L. 3.

Bey Kamerich ist er nicht geschlagen worden, wie Voltaire sagt. Weil er wußte, daß dieser Ort von Soldaten entblöset war; nahete er sich demselben mit einem kleinen Haufen Mannschaft, und wagte eine Belagerung. Conde, wegen der Gefahr, in der sich Kamerich befand, erschrocken, warf sich mit achtzehnhundert Mann in die Stadt; und dies bewog Turennen, die Belagerung aufzubeben. Durch den Zusatz dieser von uns angemerkten Umstände, würde er den Leser in den Stand gesetzet haben, von dem Herrn von Turenne sowohl, als von dem Geschichtschreiber vortheilhafter zu urtheilen.

Die bürgerlichen Tugenden waren bey dem Herrn von Turenne in einem eben so hohen Grade, als die Kriegesgaben, zu finden. Seit seiner Bekehrung verband er dieselben mit einer sehr erbäulichen Andacht: Der Herr von Voltaire giebt sich Mühe, die Lauterkeit der Beweggründe seiner Bekehrung verdächtig zu machen. Dieser unbillige Argwohn schadet dem Herrn von Turenne im geringsten nicht: seine Uneigennützigkeit und Sittsamkeit sind zur Genüge bekannt. Er zeiget nur die Leidenschaft des Schriftstellers an.

Man fragte einmal Jemanden: warum Voltaire, der die schwülstigsten Lobsprüche an dem Herzoge von Marleborug verschwendet, gegen den Herrn von Turenne sich so sparsam erzeige. Das thut er, war die Antwort, weil der eine ein Aengelländer und der andere ein Franzos war, der eine ein Protestant, der andere ein Katholik.

LII. Hauptstück.

Von Jakob dem II. Könige in Aengelande.

Es scheint, die Katholischen sowohl, als die Protestanten haben, wo von Jakob dem II die Rede ist, der Sache zu viel gethan: jene zwar wegen der Erhebungen, die sie an diesen Prinzen verschwendet; diese aber wegen der Schmähungen, in welche sie sich wider ihn ausgelassen haben.

Jakob der II war von Natur braf, gut von Gemüthe, voll Frömmigkeit und Gerechtigkeit. Allein an Vorsichtigkeit und Staatswissenschaft fehlete es ihm. Er wußte den Vorurtheilen seiner Unterthanen nicht mit Geschicklichkeit nachzugeben, noch sich vor dem Ehrgeize seines Eidams, Prinzen von Oranien, in Acht zu nehmen, noch sich die Anträge Ludwig des XIV zur rechten Zeit zu Nuzen zu machen.

Seine Schicksale kamen nicht von seinen Mängeln, sondern von dem Hasse der Aengelländer wider die Religion, zu der er sich bekannte, her; wie auch von der Treulosigkeit seines Eidams, und der Herren, die er vorzüglich geliebet hatte. Der Eifer für die ängelische Religion dienete nur zum Vorwande: der Ehrgeiz, und die Neigung zur Unabhängigkeit waren die eigentlichen Ursachen davon. Selbst der Herr von Voltaire stimmet damit überein, da er saget: dies sey der Zeitpunkt gewesen, da die wahre Freyheit Aengellands ihren Anfang genommen. Die durch ihr Parlament vorgestellete Nation bestimmete dazumal die

so

so lange Zeit streitig gewesenen Gränzen der Rechte des Königes und des Volkes. Man könnte fragen, woher die Nation dies Recht gehabt habe, diese Gränzen festzusetzen, und die vormaligen Satzungen des Staates zu ändern. Diese verderbliche Grundlehren, die in Voltaires Werken so oft vorkommen, zeigen, daß er kein bässerer Bürger, als Geschichtschreiber sey.

Was die Religion anbelanget, so gesteht der Herr von Voltaire ebenfalls, daß diese nur der Vorwand der Staatsänderung gewesen sey. Wäre Jakob der II, sagt er, ein Mahometaner, oder einer von des Confucius Religion gewesen: so würden die Aengelländer seine Regierung nie beunruhiget haben. Aber das katholische Wesen ward mit einem Gräuel angesehen, wie eine Religion der Sklaverey. Hier saget der Herr von Voltaire zwo Sachen: deren die erste den Aengelländern nicht viel Ehre machet; und die zweyte eine ungegründete Lästerung der katholischen Religion ist. Die katholischen Polacken haben mehr Freyheiten, als die protestantischen Aengelländer; und die Protestanten in den sächsischen, preussischen, und braunschweigischen Staaten sind zum Wenigsten eben sowohl Sklaven, als die Unterthanen in irgend einem katholischen Lande. Voltaires Gedanken zeigen oft viel deutlichere Spuren eines Unkatholischen, als der Wahrheit. Man sieht darinnen schier allemal den aufrührischen Liebhaber der gemeinen Freyheit, und schier niemals den treuen Unterthanen.

Er versichert uns, Jakob der II habe mit der Herstellung der katholischen Religion die Sache so unglücklich angegriffen: daß er nichts weiter ausgerichtet, als daß er alle Gemüther empöret.

Indessen ist es gänzlich falsch, daß dieser Fürst es unternommen habe, die katholische Religion in Aengelande herzustellen. Er hatte, da er zur Krone gelangete, versprochen, den Staat, und die Freyheiten der ängelischen Kirche zu erhalten; und diesem Versprechen ist er jederzeit nachgekommen. Er drang darauf an, daß die Katholischen geduldet werden sollten, wie so viele Secten, von denen es in Aengellande wimmelt, geduldet wurden: es ward ihm aber abgeschlagen. Seine Gelassenheit dienete nur, die Aufrührer verwägener zu machen, die ein wenig mehr Lebhaftigkeit würde im Zaume gehalten haben (h).

Hat ja dieser Fürst durch Unvorsichtigkeit und Schwachheit einige Fehler begangen: so hat er zum Wenigsten seine widrige Zufälle mit einer Standhaftigkeit überstanden, die den grösesten Seelen, und seiner Religion anständig war. Der Erzbischof von Rheims, wie der Herr von Voltaire ferner berichtet, sagte in dem Vorzimmer dieses Fürsten zu Saint Germain mit lauter Stimme: sehet da einen einfältigen Menschen, der für eine Messe drey Königreiche verlassen hat. Was ist aber das anders, als eine gottlose Rede, die diesem Erzbischofe wenig Ehre machet? Er wurde für einen sehr hitzigen, niemals aber für einen gottlosen Mann gehalten. Doch man kann sich von der Pflicht, diesen historischen Beytrag zu glauben, befreyen. Auf den Bürgen desselben kann man sich nicht gar sicher verlassen.

Was dasjenige betrifft, so er hinzusetzet, daß Jakob der II von Ludwig dem XIV sey aufgehetzet worden, sich unabhängig zu machen; und von den Jesuiten, ihren Orden und ihr Ansehen wieder herzustel-

(h) Revol. d'Angl. L. 12.

stellen; daß man mit diesem Fürsten zu Paris den Spott getrieben, und zu Rom Stachelschriften wieder ihn gemachet habe: so sind das von jenen verächtlichen Reden, die zwar dem schlechten Pöbel zu London zum Zeitvertreibe dienen könnten; die aber keine Widerlegung verdienen, und nicht werth waren, auf das Tapet gebracht zu werden.

LIII. Hauptstück.

Vergleichung Ludwig des XIV mit dem Prinzen von Oranien.

Man muß das ganze Ansehen, und den völligen Geist des Herrn von Voltaire haben, um eine Vergleichung zwischen Ludwig dem XIV und dem Prinzen von Oranien wagen zu dörfen. Voltaire weis nicht, welcher von diesen beyden Prinzen den Zunamen eines Grosen bässer verdienet habe. Er forschet nach: er zweifelt: endlich läßt er die Sache unentschieden. Man sehe hier ganz kürzlich, was diese zween Prinzen gethan haben, und was sie gewesen seyn.

Der Prinz von Oranien, wiewohl er keinen Anspruch auf die Krone von Aengellande machen konnte, unterhielt die Empörung und Treulosigkeiten, um seinem Schwiegervater die Krone zu rauben. Ludwig der XIV wandte alles an, seinen Enkel auf den spanischen Thron zu setzen, für welchen ihn die Rechte seiner Geburt, der letzte Wille Karl des II, und die Wünsche der Spanier bestimmeten.

Der Prinz von Oranien verlor beynahe so viele Schlachten, als er deren lieferte: und man kennet keinen Feldherrn, der so oft, wie er, geschlagen worden. Ludwig der XIV machete sich nie an eine Stadt, die er nicht einnahm. Er setzte eine Seemacht an, die allen denen, so sich Beherrscher des Meeres nannten, zum Schrecken geworden. Er hat die Stürme von ganz Europa, das wider ihn verbunden war, mit dem herrlichsten Erfolge ausgehalten.

Der Prinz von Oranien hat keine einzige Einrichtung gemachet: die die Macht, Stärke, und Ehre Aengellands vermehret hat. Ludwig der XIV, da er in dem ganzen Umfange seiner Staaten alle Arten von Werkhäusern anordnete, da er die Wissenschaften und Künste beschirmete, da er die Talente rege machete; sah unter seiner Regierung alles zur Vollkommenheit gelangen. Er hat Frankreich zu dem Mittelpunkte des guten Geschmackes, der Aemsigkeit, und der Reichthümer gemachet.

Der Prinz von Oranien bedienete sich einer verdeckten Staatskunst, die nichts als eine tiefe Verstellung zum Grunde hatte; die zuweilen die heiligsten Rechte daran gab, um seine Absichten zu erreichen; die mit keiner von jenen Eigenschaften vergesellschaftet war, die einem Fürsten Ehrfurcht und Liebe zuwege bringen. Ludwig der XIV hatte eine Staatskunst, die ihr Augenmerk allemal auf das Recht der Völker richtete; die selbst jene, über die er den Sieg erhielt, oft in Bewunderung brachte; die sich keiner andern Mittel jemals bediente, als derer, die ein groser Fürst, ohne zu erröthen, ans Licht stellen kann.

Zwischen diesen beyden Fürsten wanket Voltaire, und darf nicht entscheiden, wer von beyden den Bey-

namen eines Grosen bässer verdienet habe. Die Schriften etwelcher französischen Flüchtlinge, die den Prinzen von Oranien so hoch erhoben, und über Ludwigden XIV so bittre Klagen geführet, haben Europen in seiner Meynung nicht irre gemachet: und derjenige, der hier nichts mehr, als der Wiederschall dieser unwilligen Schriftsteller ist, wird uns eben so wenig darin irre machen. Da er das Andenken Ludwig des XIV lästert: bringt er sich selbsten Schande zuwege.

LIV. Hauptstück.

Von der Weltweisheit, und den schönen Künsten unter Ludwig dem XIV.

Nichts hätte uns die Gestalt des Wachsthumes der Wissenschaften und Künste unter Ludwig dem XIV nachdrücklicher einprägen können, als Voltaires Weise von dieser schönen Sache zu handeln. Man findet darin lebhafte Bilder, richtige Gedanken, und wichtige Anmerkungen, die der Nation Ehre zuwege bringen. Und dieses Stück würde vollkommen gerathen seyn, wenn der Verfasser darinnen nicht von der Religion geredet hätte; wenn er das Herz gehabt hätte, Jedermann Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; und wenn er nichts als die Wahrheit geliebet hätte.

Soll man diesem Schriftsteller glauben: so geschah es allererst in dem Jahrhunderte Ludwig des XIV, daß man mit Hülfe der Philosophie den Anfang mach-

te, „ dem Volke in Betreffe des Aberglaubens, den
„ es immer in die Religion menget, die Augen zu
„ öffnen. Man fieng an, die unterschobenen Heili-
„ gen, die erdichteten Wunderwerke, die falschen Hei-
„ ligthümer zu entlarven. Die gesunde Vernunft,
„ durch welche die Philosophen erleuchtet wurden,
„ drang allenthalben durch. Einige andre abergläu-
„ bische Meynungen, die bey ehrwürdigen Gebräu-
„ chen statt hatten, wurden beybehalten. „

Sollte man nicht sagen, eine solche Religion, die man bis auf selbige Zeit ausgeübet hatte, sey durch den Aberglauben ganz verdunkelt und misstaltet gewesen; und die Philosophie sey es, die ihr die alte Reinigkeit wieder gegeben habe? Ich glaube, man könne dieses unanständige Angeben nicht bässer beantworten, als mit den Worten des Weisen und vernünftigen Verfassers des chronologischen Auszuges der französischen Geschichte i). Der Philosophie, sagt er, sind wegen des Misbrauches, den man mit ihr gemachet, viele Uebel aufzubürden. Aber von der Zeit an, da sie sich der Religion unterworfen, ist die Religion durch sie reiner und aufgeklärter geworden. Man hat diese Philosophie in Verdachte; man hat sie bisweilen, und zwar billig in Verdachte, daß sie, wenn sie in übel gesinnte Köpfe eindringt, der Religion nicht gar günstig sey. Sehet, das ist es eben, was man bey den mehresten philosophischen Schriftstellern dieses Jahrhunderts nur allzuviel wahrnimmt.

Es ist zwar wahr, daß in den Jahrhunderten der Unwissenheit Misbräuche in die Religion eingeschlichen sind: aber es ist nicht ebenfalls wahr, daß man zu

deren

(i) Henaut Hist. chronol. Louis XIV.

deren Verbäſſerung auf die Philoſophie des Jahrhunderts Ludwig des XIV gewartet habe. Man hatte ſchon, ſeit den weiſen Satzungen des tridentiſchen Kirchenrathes, glücklich daran gearbeitet. Unſer Jahrhundert hat uns in Wahrheit eine Menge Kunſtrichter geſchaffet. Die bäſten darunter ſind nicht diejenigen, die am Weiteſten gegangen, als Dupin, Baillet, u. a. m., bey welchen man ſo viele Fehler, und ſo viele tadelhafte Stücke gefunden. Dupin mußte ſeine Lehren wiederrufen; und Baillet ward, gewiſſer Punkte halber, von einigen Biſchöfen verworfen.

Ich unternehme die Widerlegung alles deſſen nicht, ſo er von den Irrthümern, wovon die Welt verblendet war, von den Hexereyen, Amuleten, Sternringen, Zauberkünſten, und Geburtsſtellungen daher ſchwäzet. Er ſtellet dies alles, als dazumal ganz gemeine Sachen vor. Er führt ſeine Gemälde dergeſtalt aus: daß man glauben ſollte, kein Menſch habe damals gelebet, der nicht in dieſe Ausſchweifungen gefallen wäre. Er machet den Schluß: ſchier alles ſey Betrug geweſen, und man habe, bis auf dieſe Zeit, nichts als Irrthümer von aller Gattung angenommen.

Es muß den Herrn von Voltaire nicht verdrieſen: dieſe ſchier durch und durch bezauberte Welt iſt niemals gegenwärtig geweſen, auſer in gewiſſen verwägenen und unordentlichen Einbildungen, welche, wenn ſie von einem Gegenſtande gerühret werden, denſelben ohne Unterſuchung, ohne Nachdenken, und zuweilen ohne Wahrſcheinlichkeit vervielfältigen. Der Argwohn, die Furcht, die Beſchuldigungen der Zauberkünſte waren vor dieſem viel gemeiner, als heut zu

Tage. Man sprach mehr davon, und sah ihrer doch vielleicht nicht mehr.

Man wird schwerlich einen seltsamern und unsinnigern Ausspruch finden, als diesen: daß man nichts, als Irrthümer des Alterthums angenommen habe. Man hatte ja von dem Alterthume Gesätze, Sittenregeln, und die Erkänntniß der Religion bekommen. Soll man das unter die Irrthümer rechnen? Der verächtlichste Irrthum ist jenen stolzen Philosophen eigen, die sich über alle Irrthümer erhaben zu seyn einbilden; und den übrigen Theil des menschlichen Geschlechtes mit einem hochtrabenden Mitleiden betrachten.

Unter den Urtheilen, die der Herr von Voltaire über den mehrsten Theil der grosen französischen Schriftsteller spricht, sind einige richtig, die andern aber so abgefasset: daß man ihnen nicht trauen darf. Einige zeigen einen gesunden Geschmack, die andern eine niederträchtige Misgunst. Was werden aufgeklärte Geister denken, wenn sie den Rousseau unter dem Haufen der mittelmäsigen Schriftsteller in gleicher Ordnung mit la Motthe Houdarten, ja noch unter demselben erblicken?

„ Rousseau, sagt er, geringer an Witze, geringer an Feinigkeit und Fertigkeit, hatte mehr Geschicklichkeit zur Dichtkunst „.

Das ist alles das Gute, so er von demselben hat sagen können. Seine Briefe sind bey ihm in ziemlich schlechtem Ansehen; er saget kein Wort von seinen unnachahmlichen Singgedichten, einer Gattung dieser Kunst, von der Rousseau gleichsam der Erfinder ist. Er würde die französische Sprache verderbet haben, füget Voltaire hinzu, wenn die marotische Schreib-

art

art, die er zuweilen anbrachte, Nachfolger gefunden hätte.

Man kann hier fragen, wo doch der Geschmack, und die Billigkeit bleibe. Die marotische Schreibart ist, wann man offenherzig und mit Freunden redet, höchstannehmlich und reizend. In den erhabenen und zierlichen Reden drücket sich Niemand edler und leichter aus, als Rousseau. Allein Rousseau war Voltaires Zeitgenoßner; seine Werke sind von Jedermann immer mit Verwunderung gelesen worden: hätte allso der Herr von Voltaire sich wohl über sein Lob hermachen können, ohne denselben sich selbsten vorzuziehen? Rousseau wird allemal als der erste unter den lyrischen Dichtern, und als einer der vollkommensten Dichter, die Frankreich hervorgebracht, angesehen werden. Dasjenige, so sich Voltaire von ihm zu sagen erfrechet, wird machen: daß man ihn als den misgünstigsten unter den Rügern, oder als den unverständigsten unter den Richtern betrachte. Er saget ferner, man müsse dem Rousseau die bekannten Liedergesätze * zuschreiben, oder aber zween Richterstühle schmälern, die das Urtheil wider ihn gesprochen haben.

Es ist zu bewundern, daß Voltaire die Unrichtigkeit einer solchen Schlußrede nicht eingesehen habe. Die Verleumdung kann ja so künstlich in einander gewebet werden: daß sie nicht entwickelt werden kann. Die Richter sind ja verpflichtet, ihr Urtheil nach den angebrachten Beweisen, und abgelegten Zeugnissen zu lenken; so können sie allso der Ordnung nach rechtmäsige, und doch dem Grunde nach falsche Urtheile sprechen: wiewohl deren Unfug auf die Verleumder

und

* Couplets.

und die falschen Zeugen zurückfallen muß. Rousseau wäre nicht der erste, den die Verleumdung heruntergesetzet hätte.

Der regierende Herzog erlaubete ihm im J. 1719 in sein Vaterland zurück zu kommen. Er hatte Herzgenug, diese Gnade abzuschlagen, es wäre denn, daß ihm die Uebersehung seines Rechtshandels eingestanden würde. Er bezeugete seine Unschuld bis in den Tod. Ehe er die Wegzehrung empfieng, erklärete er, und nahm Gott zum Zeugen: daß die Beschuldigung der Liedergesätze eine boshafte Verleumdung wäre. Alles das wird bey einem vernünftigen Menschen mehr Eindruck machen, als Voltaires Geschrey. Man wird es jederzeit als eine schändliche Niederträchtigkeit ansehen, einen bey der gelehrten Welt so beliebten Mann bis ins Grab zu verfolgen, und die Galle sogar auf seine Asche auszugiesen.

Eben der Kunstrichter, der den Rousseau unter die mittelmäsigen Geister setzet, verweist Quinauten in eine Reihe mit Corneillen, Racinen, Molieren, und Boileauen. Hieraus urtheile man von dem Witze, und der Gerechtigkeit seiner Urtheile. Die Verse Quinauts haben wohl Lieblichkeit, und Anmüthigkeit in sich: allein Feuer und Einbildungskraft suchet man vergebens darinnen. Schier alle seine Stücke sind über einen Leist geschlagen. Wenig Leute können sich überwinden, ihn durchzugehen. Seine Schriften hätten nöthig, wie Herr Boileau saget, von dem Lulli, vermittels der Töne seiner Musik, aufgewärmet zu werden. Ohne diese Hülfe gehen sie nicht an. So ist auch das Singespiel ohne die Schaubühne, Musik, und Tänze unerträglich. Alle Menschen bekennen, daß das Uebrige darin einen Eckel erwecke.

„ Man weis ganze Auftritte aus Quinauten aus-
„ wendig, sagt Voltaire ferner, ein Vortheil, den
„ kein italienisches Singespiel hat erlangen können „.

Wenn man sie auswendig weis: so zeiget das die Schönheit der Musik an. Die Lieder des Metastasio werden in Italien mehr gesungen, als die Auftritte Quinauts in Frankreiche. Das Lob Quinauts, und die Verachtung Italiens sind, eins wie das andre, übertrieben. Die Gerechtigkeit und der Geschmack fehlet dabey.

Da Voltaire von den schönen, in ungebundener Rede verfaßten Werken spricht, die das Jahrhundert Ludwig des XIV berühmt gemachet haben, ruft er aus: wer sollte glauben, daß diese schöne Werke wahrscheinlich nimmer in die Welt gekommen wären, wenn die Poesie ihnen nicht vorgegangen wäre? Das ist doch das Schicksal des menschlichen Witzes bey allen Völkern.

Man kann dem Herrn von Voltaire antworten, daß das kein Mensch glauben sollte. Die grösten Schriftsteller in ungebundener Rede bey den Römern sind vor den grosen Dichtern gewesen. Hortensius, Cicero, Cäsar haben vor Virgiln, Horazen, und Tibuln gelebet. Unter den Franzosen haben Bossuet, und Bourdaloue zu einer Zeit mit Corneillen und Racinen gelebet. Johann von Lingendes, Bischof von Macon, dessen Beredsamkeit der Herr von Voltaire so hoch rühmet, ist ihnen vorgegangen. Die lebhaften Schildereyen der Dichtkunst, die erhabenen Züge der Wohlredenheit, die Richtigkeit und Deutlichkeit der Philosophie, können sich einander die Hand biethen; aber keine dieser Wissenschaften wird durch die andere ans Tageslicht gebracht.

LV. Hauptstück.

Von den Staatsrenten.

Man sagt, der Herr von Voltaire habe heftig nach der Stelle eines Staatsbeamten gestrebet. Ich weis nicht, ob er in Ansehung der Staatsrenten würde zu Rechte gekommen seyn. Er saget, man habe in den letzten Jahren Ludwig des XIV den äuserlichen Werth der Mark Silbers bis auf vierzig Franken hinauf gesetzet, da er zuvor nur in acht und zwanzig Franken bestanden. Ein verderbliches Mittel, ruft er aus, wodurch sich der König auf eine kurze Zeit geholfen hatte, um sich hernach zu Grunde zu richten! Indessen werden diejenigen, die das Nachdenken verstehen, allemal dafür halten, daß der König in nothdringenden Umständen sich eines sehr kräftigen Mittels bedienet habe, dem bedürftigen Staate unter die Arme zu greifen. Denn erstens, wenn der König von demjenigen, so er von seinem Volke zog, drey Zehntel verlor: so konnte er diesen Verlust durch eine Auflage, die diese drey Zehntel würde ersetzet haben, wieder einbringen; und solche Auflage würde das Volk würklich nicht mehr beschweret haben, als es auch zuvor war. Aber er befreyete sich zugleich von dreyen Zehnteln aller Staatslasten, Besoldungen, Gnadengehalte, und andrer dergleichen Sachen; welches mit einem augenscheinlichen Vortheile verbunden war.

Fürs Andere, schritt der König zu dieser Vergröserung des äuserlichen Werthes der Mark Silbers zu einer Zeit, da die Ausgaben seine Einkünfte weit über-

stiegen. So gewann er also weit mehr durch diese wirkliche Verminderung der Ausgaben ; als er durch die wirkliche Verkleinerung der Einnahmen verlor (k).

Endlich kann man die Vermehrung des Werthes der Mark Silbers nur in Absicht auf den Verlust einzelner Personen misbilligen, die ihr Geld auf Zins ausgethan hatten. Es ist wahr, für diese war sie sehr nachtheilig : aber dem Könige war sie sehr einträglich. So ist denn der Gedanke des Herrn von Voltaire falsch, und der Ausruf eitel.

Gewisse Sachen, die von andern Schriftstellern erzählet werden, hält er oft ohne Scheu für Ungereimtheiten. Allein wie soll man denn mit folgendem historischen Beytrage verfahren, der sich in dem Hauptstücke von den Staatsrenten befindet ?

„ Der König, sagt er, beraubete sich aller dieser
„ silbernen Tische, dieser grosen Kroneleuchter, dieser Fusgestelle, dieser grosen Ruhesessel von gedie-
„ genem Silber, und alles andern Hausgeräthes, welche Meisterstücke von dem grosen Künstler Balin
„ eigenhändig ausgestochen waren. Sie hatten zehn
„ Millionen gekostet; und man zog deren drey zu-
„ rück „ .

So mußten denn in diesen Stücken über sieben Millionen an Macherlohne stecken, da nicht für drey Millionen Werth an Stoffe daran war. Da hätte man ja mit Oviden sagen können: *Materiam superabat opus* *. Voltaire saget nicht, was für ein Herzog oder Fürst es sey, von dem er diesen schönen Beytrag habe.

LVI.

(k) Mem. du Comte de Boulainvilliers.

* Das Werk allein war mehr, als selbst der Stoff zu schätzen.

LVI. Hauptstück.

Von dem römischen Hofe, und den Kirchensachen.

Wenn so ein Mensch, wie der Herr von Voltaire, von den Kirchensachen handelt: so kann die Geistlichkeit, und der römische Hof nicht erwarten, daß man mit ihnen sehr glimpflich verfahre; noch die Leser, daß sie gründlich unterrichtet werden. Eine Vermischung häufiger Stichelworte, und einiger ausgekünstelten Behutsamkeiten für den römischen Hof; ein Geständniß der Auferbäulichkeit der Geistlichkeit dieses Jahrhunderts, um jene der vorigen Jahrhunderte verächtlich zu machen; ungewisse, und schlecht bewiesene Beschuldigungen, in denen mehr Kühnheit, als Klugheit und Vernunft ist; das sind die Stücke, die man in den Hauptstücken, wo der Herr von Voltaire von den Kirchensachen handelt, zwischen etlichen Wahrheiten eingeschaltet findet. Wir wollen uns mit einigen kurzen Anmerkungen begnügen.

Verständige Leute, sie seyn Franzosen oder Ausländer, werden niemals alles, was die Päpste gethan haben, billigen. Selbst die Päpste haben oft Sachen, die ihre Vorgänger gethan hatten, misbilliget und verbässert. Die Fehler eines Königes würden einem Schriftsteller keine Vollmacht geben, die königliche Gewalt, die man allezeit verehren muß, zu verschreyen. Die Mängel etlicher Päpste geben ihm eben so wenig Vollmacht, wider die päpstliche Gewalt zu schreyen, die man ebenfalls in Ehren halten muß,

so lange als die Rechte der Kronen dabey nicht verletzet werden.

Man versündiget sich wider die Gerechtigkeit, da man den römischen Hof als eine Gerichtstube vorstellet, wo alles gegen Zahlung des Geldes gestattet wird, wo alle Begnädigungen geschätzet sind, und man für allerley Preise Gesätzbefreyungen kaufet.

Voltaire weis vermuthlich nicht, daß es unzählbare Begnädigungen giebt, die nicht anders, als mit dem Zusatze bewilliget werden: daß man für ihre Erlangung nichts gegeben habe, noch geben müsse; ohne dieses werden sie für nichtig und kraftlos erkläret. Was die Gesätzbefreyungen in wichtigen Sachen betrifft, so sieht einer der geschicktesten französischen Kanonisten * die Anweisung nach Rom als eines der bequemsten Mittel an, die Freyheit der Bischöfe zu behaupten, und zu verhüten, daß die Gerichtsbarkeit niemals streitig werde.

„ Die geistliche Macht des Papstes, sagt er an„ derswo, wird von der Hälfte der Christenheit ver„ abscheuet; und der Grundsatz Frankreichs ist, ihn „ als eine geistliche und verwägene Person anzusehen, „ welcher man die Füsse küssen, und zuweilen die „ Hände binden muß. „

Man weis wohl, daß die geistliche Macht des Papstes von den Protestanten verabscheuet wird. Aber katholische, und unterwiesene Franzosen werden in diesem Grundsatze: daß man dem Papste die Füse küssen, und die Hände binden müsse, ihre Gesinnungen nicht finden.

* Cabasut. Theoria & Praxis Jur. canon.

Wann es blos um geistliche Sachen zu thun ist: so hat der Hof, den dieselben mit angehen, ja den sie sogar mehr, als das Volk angehen, allemal ein Beyspiel des Gehorsams gegen den Statthalter Jesu Christi gegeben. Betrifft die Sache die zeitliche Gewalt: so sieht man in Fraukreiche den Papst als einen ausländischen Fürsten an. Ist das Geistliche und Zeitliche beysammen: so läßt der Hof, die Geistlichkeit, und die höchsten Gerichte es daran nicht ermangeln, daß sie dem Volke seine Pflichten bekannt machen: und das Volk gehorsamet mit Gelehrsamkeit und Freude.

„ Die Ordensleute, setzet Voltaire hinzu, deren „ Oberhäupter zu Rom wohnen, sind noch eben so „ viele unmittelbare Unterthanen des Papstes, die „ durch alle Provinzen ausgebreitet sind. Den Eid „ der Treue einem andern, als seinem höchsten Ober„ herrn schwören, ist bey einem Laien ein Hochver„ rath. Im Kloster ist eben das eine Uebung der „ Religion „.

Sehet da grose Wörter, die aber in gegenwärtiger Sache nichts heisen. Niemals hat ein Ordensgeistlicher den Papst für seinen höchsten Oberherrn angesehen. Niemals hat ein Ordensgeistlicher demselben den Eid der Treue geschworen. Ein Ordensmann thut das Gelübde des Gehorsams seiner Oberkeit, gemäs seinen Ordensregeln. Von dem, so die päpstliche Macht betrifft, kömmt in diesem Eide nichts vor. Die Ausübung des Gehorsams bezieht sich gar nicht auf die bürgerliche Macht; sie erstrecket sich blos auf die Haltung der Ordensregeln. Hieraus sieht man, wie weit das Gelübde des Gehorsams gehe. War es der Mühe werth, diese grose Worte einzuschalten, daß man im Kloster aus dem eine Uebung der Religion

gion mache, welches bey einem Laien ein Verbrechen des Hochverrathes seyn würde? Nun laßt uns von den Kirchensachen Frankreichs ein Paar Worte sagen.

Der Herr von Voltaire erhebt, wider seinen Willen, die Weisheit und Religion Ludwig des XIV auf das schönste. Er versichert, wenn dieser Fürst gewollt hätte, so hätte er nur ein Wort zu sprechen gehabt; und man würde einen Patriarchen gemachet, Rom die Freundschaft aufgesaget, und in Frankreiche eine katholische apostolische Kirche gestiftet haben, die nicht römisch gewesen seyn würde.

Das ist so viel gesaget, als, wenn Ludwig der XIV gewollt hätte, so würde man in Frankreiche eine französische Kirche, nach dem Muster der ängelischen, gestiftet haben.

Diesem Gedanken, von Einsetzung eines Patriarchen in Frankreiche, ist nicht gründlich nachgedacht worden, und er kann keine vernünftige Prüfung aushalten. Dieser Gedanke möchte einen im Nachgrübeln wohl betrügen; aber in der Ausübung würde er grose Schwierigkeiten gefunden haben. Denn fürs erste, kann man sich wohl überführen, daß die Bischöfe von Frankreiche jemals eingewilliget haben würden, eines ihrer Mitglieder als ihr Haupt zu erkennen? und wenn sie auch darin eingewilliget hätten: würden sie wohl in der Wahl einig geworden seyn? Der Erzbischof von Wien gebrauchet sich des Titels eines Primaten der Primaten; der Erzbischof von Lion nennt sich Primas von Gallien: würden diese den andern nachgegeben haben?

Der Erzbischof von Bourges schreibt sich Primas von Aquitanien; der Erzbischof von Rouen führt eben diesen Titel für Neustrien: würden nicht diese ihre Ansprüche bekräftiget, und ihre Rechte behauptet haben? Wer würde die Macht gehabt haben, Schiedsrichter zu seyn? und wer würde sich verpflichtet gehalten haben, sich zu unterwerfen?

Fürs Andre wäre dieser Patriarch von dem römischen Papst abhängig oder unabhängig gewesen. Wäre er von ihm abhängig gewesen: so hätte man mit Aufrichtung des Patriarchenstuhls nichts gewonnen. Wäre er von ihm unabhängig gewesen: so hätte man die Einigkeit gestöret, die ein wesentliches Stück der Kirche Jesu Christi ist; und folglich wäre man nicht mehr in der Kirche Jesu Christi gewesen. Der Unterscheid der Kirchenzucht und Glaubenslehre thut hier nichts zur Sache: theils weil Frankreich nicht verbunden zu seyn glaubet, etwas, so Rom in Betreffe der Kirchenzucht verordnet, anzunehmen. Als mit gewisser Behutsamkeit, und nach vielen Untersuchungen und Aeuserungen; theils weil es die Glaubenslehre nicht verwerfen könnte, ohne in Ketzerey zu fallen. Also sieht man wohl das Uebel, so aus der Aufrichtung eines Patriarchenstuhls in Frankreiche hätte entstehen können: allein das Gute, das davon hergekommen wäre, sieht man nicht.

Wie misvergnügt Ludwig der XIV mit Papst Innocenz dem XI war: so verabscheuete er doch immer den Entwurf, den man ihm obenhin zu verstehen gab, sich von der römischen Kirche zu trennen. Man versichert sogar, daß er sich auf eine Art ausgedrücket habe, welche Jedermann die Verwägenheit benommen, ihm von diesem Vorschlage zu sprechen.

Dieser grose Fürst, der den Namen eines Erstgebohrnen der Kirche wahrhaftig verdienete, wußte, daß die christliche Religion einig ist; daß der Nachfolger des h. Peters, und Statthalter Jesu Christi, das nothwendige Haupt davon ist; daß die römische Kirche die Mutter und Lehrmeisterinn aller besondern Kirchen, und der Mittelpunkt der Einigkeit ist; und daß es zu fürchten wäre, die Trennung möchte bald eine Glaubensänderung nach sich ziehen. Er dachte hierin christlicher und vernünftiger, als der Herr von Voltaire.

Der erste Widerwille Heinrich des VIII verursachte gleich anfänglich in Aengelande nichts, als eine Trennung. Aber die Trennung zog bald die völlige Umkehrung der Religion nach sich. Niemanden ist es unbekannt, daß von selbiger Zeit an die einheimischen Kriege, das ebenteuerliche Mischmasch aller Art Secten, die Gottlosigkeit, die Religionsverbannung ein Erbgut Aengellands gewesen. Die Wohlfahrt Frankreichs erfoderte, daß Ludwig der XIV sich seines Unwillens bässer bemeistern sollte, als Heinrich der VIII gethan hatte.

Der Herr von Voltaire tadelt ihn, daß er nicht weit genug gegangen sey; und daß er in eine Unternehmung nicht habe einwilligen wollen, die mehr Leichtigkeit hatte, als sie Verwägenheit zu haben schien, und die der Wunsch der ganzen Nation war. Allein hierdurch legt er an den Tag, daß ihm entweder die Reinigkeit der Religion wenig bekümmere; oder daß er die gefährlichen Folgen einer Unternehmung, die ihm so leicht vorkömmt, nicht eingesehen habe. Es muß ihm allso an Einsicht, oder an Religion fehlen.

Hernach machet er uns viel daher von allem dem, so in den letzten allgemeinen Reichstagen im Jahre 1614 vorgegangen. Aber was er uns davon saget, das wird ein Feind der Religion und der Geistlichkeit mit Vergnügen; ein Unwissender mit Bewunderung; und ein Verständiger mit Unwillen lesen. Nichts ist leichter, als die Unwahrheit dessen, was er von diesem Gegenstande vorbringt, zu beweisen.

Er saget erstens: „ die geistliche Versammlung, „ wiewohl sie bekannte, daß die Person unsrer (der „ französischen) Könige geheiliget sey, habe doch be„ hauptet, daß die Krone abhängig wäre. 2tens „ der Cardinal du Perron habe sich so weit vergan„ gen, daß er gesaget habe, die Macht des Papstes „ sey vollkommen, die allervollkommenste, im Zeitli„ chen bedinglich, unbedinglich im Geistlichen; und „ er habe den Auftrag, zu erklären, daß diejenigen in „ den Bann gethan werden sollten, die behaupten „ würden, daß der Papst die Könige nicht absetzen „ könnte. 3tens der Geist der Geistlichkeit sey da„ mals eben der gewesen, welcher Ludwig den from„ men vormals vom Throne gestossen hatte „.

Man fodert den Herrn von Voltaire kühn heraus, eine einzige Stelle aus den Gerichtsschriften der geistlichen Versammlung anzuführen, wo von demjenigen geredet werde, so er dieser ehrwürdigen Gesellschaft zur Last legen darf. Alles, was daselbst vorgegangen, wird darinnen gemeldet. Die Quelle ist gewiß, und unfehlbar (l).

Man weis wohl, daß das Gesätz, welches der dritte Reichsstand vorschlug, von der Geistlichkeit ver-

(l) Procès verbal des Etats de 1614.

verworfen worden, weil es derselbe als ein dem Worte Gottes gleichförmiges Gesätz vorstellete. Die Klerisey behauptete, es käme nicht dem Volke, sondern blos der Geistlichkeit zu, zu entscheiden, ob eine Sache dem Worte Gottes gleichförmig sey, und folglich einen Glaubenspunkt ausmache. Allein wider die Unabhängigkeit der Könige ist nie ein Wörtchen vorgefallen.

Der Cardinal du Perron, einer der gröfesten Gottesgelehrten, und erleuchtetsten Männer seiner Zeit, der vertrauteste Freund Heinrich des grosen, und die schreckbarste Geisel der Ketzer, hatte grosen Antheil an dem, so sich auf den Reichstagen 1614 zutrug. In der Rede, welche er bey Gelegenheit des von dem dritten Reichsstande vorgetragenen Gesätzes hielt, setzete er anfänglich die geheiligten Rechte der Person der französischen Könige, und ihre unabhängige Obergewalt fest. Hernach stellete er die Schwierigkeiten des Eides vor, den das vorgetragene Gesätz erfoderte. Aber es findt sich nicht das geringste von demjenigen darin, das Voltaire ihm mit solcher Hitze in den Mund leget. Es ist wahr, daß eine Zeitlang danach das Gericht ausgebreitet worden, daß der Cardinal solche Reden zu führen sich unterstanden habe: allein dieser Ruf war ohne Wahrscheinlichkeit, so wie er ohne Proben war. Nur elende, gegen den Cardinal und die Klerisey übel gesinnete Schriftsteller waren es, die solche Gespräche ausbreiten und sammeln konnten.

Der dritte Artikel, den der Herr von Voltaire noch hervorbringt, ist nichts als ein grober Spott, den er wider die gemeinde der Bischöfe boshafter Weise ausgestosen, der aber durch die Erklärungen, welche die Klerisey während den Reichstagen verschiedene male

gethan, sattsam widerleget ist. Diese Erklärungen findt man in den Gerichtsschriften der geistlichen Kammer auf den Reichstagen des Jahres 1614.

LVII. Hauptstück.

Von der calvinischen Lehre.

Die neue, von dem Philosophen Voltaire gemachte Entdeckung des Ursprunges der Ketzereyen, ist wohl würdig, angemerket zu werden. Niemals haben die tollsten Feinde des katholischen Glaubens eine so bittere Galle aus ihrer Feder fließen lassen, niemals sind sie in augenscheinlichere Widersprüche verfallen, als der Herr von Voltaire.

„ Zweifelsfrey ist es erschrecklich, sagt er, daß die „ christliche Kirche zu allen Zeiten durch ihre Zänkereyen verwüstet worden; und daß so viele Jahrhunderte durch, das Blut durch jener Hände vergossen „ worden, die den Gott des Friedens verkündigten. „ Ich habe lange nach der Ursache geforschet, warum „ der Lehrgeist, der die Schulen des heydnischen Alterthumes zertheilete, ohne die geringste Empörung „ zu verursachen, unter uns so entsetzliche Unruhen „ gestiftet habe. Sollte man nicht den Ursprung „ dieser neuen Seuche, die die Erde so verwüstet hat, „ in jenem republikanischen Geiste finden können, der „ die ersten Kirchen beseelete? Die geheimen Zusammenkünfte, die anfänglich in den Kellern und „ Höhlen der Macht der römischen Kaiser trotzeten, „ brachten allmählig einen Staat im Staate auf.

„ Das

„ Das war eine Republik, die mitten im Reiche ver-
„ borgen lag. Constantin zog sie unter der Erde
„ hervor, um sie seinem Throne an die Seite zu
„ setzen „.

Laßt uns sehen, ob dieses Geschwätz mit der Vernunft, und den Geschichten übereinstimme; und ob der Schwätzer mit sich selbst einig sey.

Mit was für welchem Grunde darf der Herr von Voltaire sagen, daß die ersten christliche Kirchen von einem republikanischen Geiste beseelet gewesen? Ist wohl eine Religion, die stärkere und nachdrücklichere Gebothe auferleget, den Fürsten zu gehorchen, ihre Macht in Ehren zu halten, allen ihren Befehlen nachzukommen, wie verdrüßlich und beschwerlich sie immer seyn, den einzigen Fall ausgenommen, wo solche Befehle dem göttlichen Gesätze zuwider liefen?

Der republikanische Geist hat sich zwar bey den Presbyterianern und Puritanern in Aengelande, bey den aufrührischen Holländern, bey den französischen Hugonotten eingefunden. Cromwel und Nassau wußten daraus ihren sichern Nutzen zu ziehen. Die Rocheller unterhielten ihn beynahe vier und zwanzig Jahre lang. Das ist der Geist der Glaubensverbässerung. Allein diesen Geist der wahrhaftig christlichen, d. i. der katholischen Kirche zur Last legen wollen, heist dieselbe verleumden. Diese lehret ihre Kinder gehorsamen, es koste was es wolle, und eher das Leben daran geben, als die Ungerechtigkeit rächen.

Ist dieses erdichtete Ungeheuer des republikanischen Geistes der ersten christlichen Kirchen, noch nicht durch die bekanntesten Begebenheiten erleget? Foderte nicht Tertullian, der im zweyten Jahrhunderte lebte, den

römischen Rath heraus, einen einzigen Fall namhaft zu machen, wo man die Christen aufrührisch, und gegen die Befehle der Kaiser widerspännstig befunden habe? Sagt nicht selbst Voltaire, da er von der katholischen Religion, die die wahre christliche Religion ist, redet, daß dieselbe von dem grösten Theile der Protestanten nicht anders, als eine Religion der Sklaverey, betrachtet werde? Wie schicket sich denn seine Klage wider eben diese Religion, und eben diese Kirche, daß sie von einem republikanischen Geiste beseelet sey?

Weil die Christen vor diesem, während den Verfolgungen, in den Höhlen verborgen lagen, um den Gottesdienst zu halten: klaget Voltaire sie an, sie hätten der Macht der Kaiser getrotzet. Glaubet er denn, daß sie bässer gethan haben würden, wenn sie ihrer Religion völlig abgesaget, und gehorchet hätten? Aber vergißt er, daß er selbst ein Christ ist? Und warum schreibt er ihnen dasjenige als ein Laster an, welches Gott als eine Schuldigkeit foderte, und als eine heldenmäßige Tugend belohnte?

Er stellet uns hier die christliche Religion als eine solche Religion vor: die ihren Gottesdienst nur in heimlichen, und verstohlener Weise in den Kellern und Höhlen gehaltenen Zusammenkünften ausüben konnte; die Constantin endlich unter der Erde hervorzog, um sie seinem Throne an die Seite zu setzen. Und in dem ersten Bande seiner allgemeinen Geschichte (m) stellet er uns eben diese Religion vor, als hätte sie unter den Kaisern Freyheit genug gehabt; als wäre sie von den mehresten vertheidiget, und von etlichen nur aus Staatsabsichten, weil die Christen aufrührisch waren, verfolget worden.

Wo.

(m) Hist. gen. C. 5.

Woher kömmt doch dieser Unterscheid der Gedanken in eben demselben Menschen? Daher, weil er in der allgemeinen Geschichte der Religion das Wunderbare ihrer Festsetzung, ungeachtet so vieler blütigen Verfolgungen, benehmen; hier aber ihr alle Uebel der Welt zur Last legen will. Die Gedanken ändern sich, nachdem sich die Absichten, die man sich vorstellet, ändern. Man wird keinen so veränderlichen Schriftsteller finden, als Voltaire ist.

In der Weise, wie er den Ursprung, das Wachsthum, und das Abnehmen der calvinischen Lehre vorträgt, haspelt er die Begebenheiten wunderbarlich durcheinander: eine Eigenschaft, die man an ihm nicht sattsam loben kann! Er machet sich zum Wiederhalle alles Schreyens und Jammerns der Flüchtlinge unter den Verfolgungen Ludwig des XIV. Das ist eine Sache, die stark nach seinem Geschmacke zu seyn scheint. Er verfällt mehrmals auf Unwahrheiten, und platzet in merkliche Widersprüche. Das ist nämlich ein Stein des Anstoses, welcher denen unvermeidlich ist, die sich mehr von der Lust, die der Ketzerey gehässigen Mächte anzugreifen, als von der Liebe der Wahrheit dahin reisen lassen. Er beklaget Frankreich wegen der Nachtheile, die es durch die unbesonnene Wiederrufung der Verordnung von Nantes gelitten: und dadurch giebt er zu erkennen, daß er weder ein guter Staatsmann, noch ein guter Philosoph, noch ein guter Franzos sey.

Er saget uns am Ende einer Seite (n), wenn Heinrich der IV die Empörung der Hugonotten hätte dämpfen wollen, würde ers nicht haben zu Stande bringen können. Und auf der folgenden Seite ver-

(n) Hist. gen. Tom. 7. P. 53.

versichert er: er habe ihnen ihre Freyheiten nur aus gutem Willen gelassen. Er saget, die Hugonotten hätten höchstens den zwölften Theil der Nation, das ist, fünfzehn bis sechszehnhundert tausend Seelen ausgemachet; und gleich danach setzet er hinzu: daß sie allein im Delphinate vierzehn Städte der Sicherheit, das ist, vierzehn ganz calvinische Städte, worin sie den Meister spieleten, gehabt haben; daß Ludwig der XIII über fünfzig ihrer Städte im Jahre 1621 bezwungen habe. Nun ist aber dieser König in gemeldetem Jahre nur durch Saintonge, Guienne, und Languedok gezogen; welche Provinzen schier ganz calvinisch waren, und nicht mehr als einen fünften Theil des Königreiches ausmacheten. Die Normandie, Isle de France, Burgund, und schier alle die Lande, wodurch die Loire fleust, wimmelten noch von Hugonotten: wie macheten sie denn nur einen zwölften Theil der Nation aus? Aber ist er denn dasjenige vergessen, was er in der allgemeinen Geschichte versichert: daß die Hugonotten unter Franz dem II schon den sechsten Theil der Nation ausmacheten?

Er behauptet kühn: Die Hugonotten seyn gezwungen worden, zum Tische des Herrn zu gehen. Hierdurch giebt er zu erkennen, daß er die Schwachheit habe, Erzählungen auszubreiten, die ihm die Flüchtlinge von Londen und Berlin eingeschwätzet haben; und daß er die Art, wie man sich gegen sie in Frankreiche verhält, nicht wisse. Es giebt gewisse katholische Glaubensübungen, die man von den Protestanten fodert: man fodert aber von ihnen nicht, zum Tische des Herrn zu gehen. Es ist genug, sich eine Zeitlang in Languedok aufgehalten zu haben, um davon überzeuget zu werden. Oder wenn ja einige

Geist-

Geistliche, oder unbescheidene Beamten es gefodert haben: so haben sie darinnen wider die Verordnung gehandelt.

Die betrübten Jammerlieder, oder vielmehr das rasende Geschrey eines Larrey, Bayle, Saurin wider Ludwig den XIV sind für Voltairen Götterspräche. Von diesen entlehnet er seine kräftigste Ausdrücke. Diese Unglückselige, sagt er irgendwo, waren den Soldaten überliefert, denen alles erlaubet war; und mit vielen unter ihnen wurde so verfahren, daß sie davon starben. Es war, sagt er anderswo, ein seltsamer Handel, das mitten von einem wohllüstigen Hofe so harte und unbarmherzige Befehle herkamen. Da werden die Zwangbekehrungen, Räder, Scheiterhaufen wieder auf die Bahn gebracht: aber von den Lastern, die solche Strafen verdieneten, saget man nichts. Alles dieses schiebt man auf den unmenschlichen Eifer der Religion.

Die Verordnung von Nantes gab den Hugonotten Freyheiten und Rechte: die anfänglich durch die Waffen erzwungen, hernach aber aus Noth bestätiget wurden. Diese Erduldung gereichete der Religion sowohl, als dem königlichen Ansehen zur Schande: allein sie war in den damaligen Umständen nothwendig. Allso kann man weder Heinrich den IV tadeln, daß er dieselbe bewilliget; noch Ludwig den XIV, daß er sie wiederrufen hat. Bey Wiederrufung der Verordnung gebrauchete man sich der Mäßigung, welche man von einem weisen und gerechten Fürsten erwarten mußte. Man befolgete zwar nicht allemal den Geist und die Absichten Ludwig des XIV; allein die Drangsalen waren um ein Merkliches kleiner, als das Geschrey der Flüchtlinge sie ausposonnete.

LVIII. Hauptstück.

Von der Wiederrufung der Verordnung von Nantes.

Die Wiederrufung der Verordnung von Nantes hat zu vielem Vernünfteln, und zu verschiedenen Abhandlungen Stoff gegeben. Parteyliche und eingenommene Leute haben dawider geschrien: Staatsmänner von geringer Einsicht haben ihre Entscheidungen keck von sich gegeben. Man hat wider die Härte und Unbilligkeit derselben einen Lärmen gemacht: man hat die Nachtheile, die sich Frankreich durch diese Wiederrufung zugezogen, bis aufs Höchste hinauf getrieben. Unterdessen findt man, wenn man die Sache näher betrachtet, daß dies Lärmenblasen, dies Klagen, dies Geschrey mehr aus einem Vorurtheile, als aus der Vernunft und Wahrheit entstanden sey. Man hat einigen Verlust gelitten, das ist wahr: aber derselbe ist viel kleiner, als man ihn zu machen trachtet; er ist durch sehr merkliche Vortheile, die man nicht merket, oder von denen man kein Wort saget, in kurzer Zeit wieder ersetzet worden. Endlich haben die Ausländer daraus keine so grose Hülfsmittel gezogen, als man auszuposaunen sich unterfteht.

Wenn auch Ludwig der XIV bey Wiederrufung der Verordnung von Nantes keine Absicht auf die Religion gehabt hätte: so hätte ers doch thun müssen, um das königliche Ansehen, und die Ruhe des Staates in Sicherheit zu setzen. Fünf aufeinander folgende Regierungen durch, hatten die Hugonotten schier immerfort die Waffen in der Hand gehabt; sie hatten den

Königen allmählig unzählbare Freyheiten abgezwungen, die sie nur noch zu halben Unterthanen machten; sie hatten im Herzen der Monarchie eine Art Republik aufgerichtet. Seit dem Anfange der bürgerlichen Kriege, überschwemmeten sie Frankreich mit ausländischen Kriegsvölkern; sie lieferten mehr Kämpfe und Schlachten, verhergeten mehr Städte, verwüsteten mehr Provinzen, als die Feinde Frankreichs bey dessen unglücklichsten Umständen jemals hatten thun können.

Sie empöreten sich wider Ludwig den XIII, und liesen sich durch nichts, als durch jene Streiche einhalten, die der Cardinal von Richelieu ihnen versetzte. Sie dorften unter der festen und tapfern Regierung Ludwig des XIV nichts unternehmen: aber was hatte man nicht zu befürchten während einer Minderjährigkeit, unter einer schwachen Regierung, oder bey Staatsverwesern, denen es an der Tapferkeit eines Richelieu, oder an der Geschicklichkeit eines Mazarins gefehlet haben würde? Das Vergangene mußte einem allemal für das Künftige eine Warnung seyn. Und also, von dem Vortheile der Religion nichts zu melden, brachte Ludwig der XIV durch die Wiederrufung der Verordnung von Nantes dem Staate Vortheil. Er versicherte dessen Ruhe, da er die Wurzeln dieser gefährlichen Empörungen ausriß; er befestigte das königliche Ansehen, da er eine Rotte unterdrückte, die demselben so schreckliche Streiche beygebracht hatte. Es lief demnach der guten Staatsklugheit nicht zuwider, daß man der calvinischen Schwärmerey durch die Wiederrufung der bekannten Verordnung das Garaus machete.

Es ist wahr, Frankreich hat dadurch einigen Schaden gelitten: allein dieser Schade war wenigstens zum

Theile

Theile vorgesehen; und man glaubete, gute Ursachen zu haben, etwas daran zu geben. Man zähle, wenn man will, vier bis fünfmal hunderttausend Menschen, Männer, Weiber, und Kinder, die aus dem Königreiche zogen. Diese Zahl setzet selbst Voltaire so an. Dieser Verlust, wohl gerechnet, ist so gros nicht, als jener, den man zuweilen in einem einzigen Kriege leidet. Man verliert darin zuweilen zwey oder dreymal hunderttausend Mann, die alle in der Blühe der Jugend, oder in dem bästen Alter sind. Dauert der Krieg lange, so geht der Verlust noch weiter. Soll man nun Ludwig den XIV tadeln, daß er für die Ehre der Religion, und zur Sicherheit des Staates, eben so viel daran gegeben, als die Fürsten so manchmal aus Ehrgeize oder Eigensinne aufopfern?

Was das von Voltairen gemachte Verzeichniß der Stoff- der Borden- der Hut- und Strumpffabriken anbelanget, die zu den Ausländern gebracht wurden: so ist das nur ein Geschrey eines Advocaten, der eine böse Sache zu vertheidigen hat. Die Aengelländer hatten die Strumpffabrike vor den Franzosen; und sie haben niemals viel französische Stoffe gebrauchet; Deutschland aber, und die Nordländer fuhren fort die Ihrigen aus Frankreiche kommen zu lassen. Einige Ausländer haben zwar etwas dabey gewonnen: aber das französische Gewerbe hat dadurch so wenig gelitten; daß es sich unter Ludwig dem XV noch weiter ausgebreitet hat, als es unter Ludwig dem XIV jemals gewesen.

In Betreffe des französischen Goldes, welches man, wie Voltaire saget, noch sehr häufig in Deutschlande findt, und welches die Flüchtlinge vor siebenzig Jahren daselbst ausgebreitet haben; so kann man kühn sagen, daß selbiges sein Daseyn nur

in

in Voltaires Einbildung habe. Ein vernünftiger Mensch begreift wohl, daß man in Deutschlande viel französisches Geld finden müsse, sowohl wegen der Kriegesheere, die man darinnen von Zeit zu Zeit hat; als der Hülfsgelder halben, die man verschiedenen Fürsten des Reiches sehr oft bezahlet: aber den Einfall wird er nicht haben, daß das jenes Geld sey, welches die Flüchtlinge vor so geraumer Zeit dahin gebracht haben.

Das Ansehen Voltaires ist nicht stark genug, uns von einer andern Sache zu überreden: die er uns bey Gelegenheit des Wiederrufungsbefehls zugleich versicheret. Er sagt nämlich: schier der ganze nördliche Theil Deutschlandes sey dazumal nur ein bäurisch Land, ohne Arbeit, gewesen; und er habe durch diese versetzte Völker eine andre Gestalt bekommen, weil ganze Städte durch sie bevölkeret worden wären.

Weit gefehlt, daß die Deutschen diesem Ausspruche ihren Beyfall schenken werden! Sie werden uns vielmehr überzeugende Verzeichnisse der Reichthümer dieser Länder mittheilen, die Voltaire bäurisch nennet, und die sich, seiner Meynung nach, erst seit dem Abzuge der Hugonotten empor gebracht haben. Bremen, Hamburg, Lübeck, und mehr andre Städte des nördlichen Deutschlandes waren schon lang vor diesem Abzuge sehr reich und mächtig.

Noch mehr! Selbst Voltaire giebt uns die Proben davon in seiner allgemeinen Geschichte, wo er von den unermessenen Reichthümern der Kirche in diesen Landen zu Luthers Zeiten redet. Allein in der allgemeinen Geschichte hatte er die Eifersucht wider die Kirche zu erwecken: hier aber hatte er den Religionseifer

eifer Ludwig des XIV zu verdammen. Er widerspricht sich, das ist wahr: doch, er bekümmert sich nicht darum.

Endlich ist der Verlust, den Frankreich durch die Wiederrufung der Verordnung von Nantes gelitten, gar bald ersetzet worden; und die Ausländer haben jene Vortheile daraus nicht gezogen, die man mit einem so hohen Klange ausposaunet. Das Gewerbe ist heut zu Tage viel blühender, als es jemals gewesen: die Handelsstädte sind bevölkerter und reicher: und man kann keinen Theil des französischen Handels namhaft machen, den der Auszug der Hugonotten zu Grunde gerichtet habe.

Aengelland und Holland sind dadurch nicht mächtiger geworden, als sie auch zuvor waren. Besonders ist Holland weit schwächer, als es zur Zeit Ludwig des XIV war. Preusen ist schier der einzige Staat, worin sich die Flüchtlinge mit ein wenig mehr Dauerhaftigkeit niedergelassen haben. Die übrigen Wohnplätze waren weder so ansehnlich; noch so wohl unterstützet. Eine grose Anzahl dieser Flüchtlinge verschmachtete vor Elende, oder ward genöthiget, Kriegesdienste zu nehmen.

Ich gehe viele andre Stücke vorbey, die noch widerleget zu werden verdienten. Ich will mich damit begnügen, daß ich noch zwo kleine Anmerkungen mache. Da der Herr von Voltaire von dem Prediger Claudius Brousson redet, der sich wider den Staat empöret hatte, und hernach gefänglich eingezogen, und von dem Herrn von Baville zum Rade verdammet worden: so saget er, dieser Mann sey gestorben, wie die ersten Märtyrer starben. Alle Ausländer setzet er dazu, sahen an ihm nichts anders, als

einen

einen Heiligen, der den Glauben mit seinem Blute versiegelt hat; weit gefehlt, daß sie ihn als einen Staatsverbrecher betrachtet haben sollten! Man muß gestehen, daß der Ausdruck sehr artig, und Voltairen überaus anständig sey Die Vergleichung eines Aufrührers mit den heil. Aposteln, mit einem heil. Stephan, Polykarp, Irenäus ist vollkommen getroffen. Die Ausländer, die an dem aufständigen Prediger nichts anders, als einen Heiligen sahen, waren gewiß die Spanier nicht, noch die katholischen Deutschen oder Niederländer. Die Aengelländer und Holländer, die sich dieses Aufrührers bedieneten, giengen nicht so weit, als Voltaire, daß sie ihn heiligsprachen.

Er saget ferner: Ludwig der XIV habe mit einer Hand den Papst demüthigen, und mit der andern die calvinische Lehre zu gleicher Zeit ausrotten wollen. Diese schöne Ausdrücke würden sich für jene aufgeblasene Reime geschicket haben, worinnen man weder die Vernunft, noch die Wahrheit suchet: aber dieses Ortes wollen sie nichts heisen. Ludwig der XIV, ungeachtet der Zwistigkeiten, die er mit Innocenz dem XI hatte, hegete eine Hochschätzung und Verehrung gegen diesen Papst, die zu wünschen wäre, daß alle Katholische zum Muster nehmen: und Innocenz, ungeachtet seines Misvergnügens, schätzete die Person Ludwig des XIV aufs Höchste. Nie hat ein Papst einem Könige schmäuchelhaftere und herrlichere Lobsprüche beygeleget, als jene waren, die Innocenz Ludwigen in dem Briefe gab, den er an ihn nach der Wiederrufung der Verordnung von Nantes ausfertigte.

LIX. Hauptstück.

Von der jansenistischen Lehre.

Das Hauptstück, welches uns der Herr von Voltaire über die jansenistische Lehre liefert, könnte als ein kleines Meisterstück angesehen werden, wenn der Verfasser so erfahren in den Sachen wäre, die er abhandelt, und so wahrhaft in den Begebenheiten, die er anführet; als er in dem Ausdrucke, der Schreibart, und den Verbindungen glücklich ist. Um ihm die Gerechtigkeit, die er verdienet, wiederfahren zu lassen, wollen wir einige Anmerkungen über die Verfälschung und unterschiebung gewisser Begebenheiten machen, die er so kühn daher schreibt: als wenn er mit aller Gewißheit und Aufrichtigkeit die Wahrheit spräche.

Ueber die Bulle Pius des V, die die Schriften des Bajus verdammete, saget er: der Grosverweser des Cardinals Granvelle, Erzbischofes zu Mecheln, habe erkläret: man müßte die Bulle des Papstes annehmen, wenn auch Fehler darin wären. Das ist einer von jenen geheimen historischen Beyträgen, die man nur auf Voltaires Wort glauben kann: denn man findt nicht den mindesten Beweis davon, weder in den Urkunden, noch in der langen Geschichte des Bajanistenthums, worin man alles, was in der Sache des Bajus für und wider dessen Lehre gesaget worden, zusammen getragen hat.

Niemand ist, der nicht von dem berühmten Herrn Arnald, der sechszig Jahre lang das Haupt der Jansenis-

senisten gewesen, habe sprechen hören. Er war wegen einer Schrift, die den Titel führete: Brief an einen Herzog Pair, u. s. w., in welcher er einen Satz hatte, der verdammet ward, von der Sorbonne ausgeschlossen worden. Voltaire bringt diesen Satz auf die Bahn, und saget: es sey wahr, daß der heil. Augustin, und der heil. Johann Chrysostom, eben das, was Herr Arnald, gesaget hätten; nur die Umstände der Zeit, die alles verändern, hätten Arnalden schuldig gemachet.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß der Herr von Voltaire die heiligen Väter niemals gelesen habe; und daß er also, ohne Känntniß der Sache, den Ausspruch thue. Der heilige Augustin, und Johann Chrysostom haben das, so er ihnen in den Mund leget, niemals gesaget: und das ist so gewiß, daß Herr Arnald, aller seiner Gelehrtheit ungeachtet, seinen Satz niemals durch ein Zeugniß dieser heiligen Lehrer hat rechtfertigen können.

Der Herr von Voltaire läßt nicht ab zu sagen, die Verdammung des Herrn Arnalds sey eine Wirkung der despotischen Beherrschung gewesen: denn der Kanzler sey dabey gegenwärtig gewesen; und man habe viele Mönche, die Doktore waren, in die Versammlung gelassen. Bey dieser Gelegenheit bedienet er sich des schönen Spruches des Herrn Pascals in seinen Provinzialbriefen: es sey leichter Mönche, als Ursachen zu finden.

Aber auf solche Art muß doch die Sache des Herrn Arnalds sehr schlimm gewesen seyn: weil man sie nicht vertheidigen konnte, und nicht Ursachen genug fand, sowohl diese Mönche stumm zu machen, als die

weit grösere Anzahl der übrigen Lehrer, die anstatt der Kaputzen Krägen trugen, zu überzeugen.

Eben so unrichtig handelt er von dem sogenannten Frieden Clemenz des IX, da er saget: die italienische Höflichkeit stillete die französische Lebhaftigkeit. Er würde es bässer getroffen haben, wenn er gesaget hätte: die jansenistische Geschicklichkeit betrog die italienische Klugheit. Clemenz der IX ward betrogen, weil er die künstlichen und verwickelten Ausdrücke der vier Bischöfe als aufrichtige, und in einem natürlichen Verstande genommene Sätze ansah. Weder die Italiener, noch die Franzosen stelleten in diesem Stücke ihre wahre Person vor.

„ Ich weis, sagt der Herr von Voltaire, daß der „ Abt Renaudot, als er eines Tages Papst Cle„ menz den XI besuchte, ihn über Lesung des Bu„ ches Quesnels angetroffen habe. Schauet, sagte „ der Papst zu ihm, das ist ein treffliches Buch! „ Wir haben keinen Mann in Rom, der so zu schrei„ ben im Stande sey. Ich wünschte, den Verfasser „ bey mir zu haben „ .

Papst Clemenz der XI war einer der grösesten Geister, und der bästen Gottesgelehrten seines Jahrhunderts; und er war in den Sachen, über welche man zu selbiger Zeit uneinig war, gar wohl bewandert. Ist es wohl wahrscheinlich, daß er das Buch Quesnels gelesen haben sollte, ohne das, so darin anstösig war, zu merken? Der Abt Renaudot wird wohl aus der andern Welt nicht zurück kommen, um für die Wahrheit der voltairischen Erzählungen Gewährschaft zu leisten.

Er versicheret uns hernach, als die Prälaten die Bulle in ihrer Versammlung 1714 angenommen, sey die blose und platte Aufnahme dem Papste zugeschicket worden, die Einschränkung aber sey für das Volk gewesen.

Die Cardinäle, Erzbischöfe, und Bischöfe, aus denen die Versammlung 1714 bestand, erklären in ihrem Briefe an den Papst, daß sie seine Bulle mit der grösten Verehrung empfangen, und beschlossen haben, ein gleichförmiges Muster eines Hirtenberichtes auszufertigen, um den unruhigen Köpfen alle Gelegenheit des Zankes zu benehmen: worüber der Papst ihnen seine Zufriedenheit zu erkennen gab. Wo ist denn jene Zweydeutigkeit, die Voltaire ihnen hier beymißt? Sollte man ihm es auf sein Wort glauben, daß sich so viele ehrwürdige Prälaten zu einer solchen Niederträchtigkeit verstanden haben?

Der König, sagt er ferner, unterdrückte die zwo Parteyen durch das Gewicht seines höchsten Ansehens. Hergegen versichert uns ein protestantischer Prediger *: die Bischöfe seyn zu Paris im Jahre 1714 eben so frey gewesen, als sie vormals zu Nicea unter Constantinen gewesen waren. Dieser Schriftsteller redet nicht anders, als die Rechtsschriften dieser berühmten Versammlung. Voltaire hat vermuthlich aus andern Quellen geschöpfet.

Ueberhaupt kann man in diesem ganzen Hauptstücke von der jansenistischen Lehre bemerken: daß Voltaire sich mehr der bissigen Schreibart, um seinen Leser zu belustigen, als jener, so die Wahrheit erfodert, um denselben zu unterrichten, bedienet habe;

* Herr Basnage.

daß er herzhaft von theologischen Lehrgebäuden rede, ohne eine wahre Abbildung davon zu geben; daß er mit den ehrwürdigsten Personen zuweilen ungebührlich umgehe; daß er den Stoff zur Verfertigung dieses Hauptstückes mehr aus lustigen Zeitungen, als aus glaubwürdigen Urkunden hergeholet habe. Er hat sich vermuthlich eingebildet, diese Art schicke sich bäsfer, die Leute zu vergnügen; und hat sich deßwegen daran gehalten.

LX. Hauptstück.

Von der Lehre der Quietisten.

Wie gros immer Voltaires Irrthümer in dem Hauptstücke von der Lehre der Quietisten sind: so würde ich doch nichts davon gesagt haben, wenn er nicht getrachtet hätte, das Andenken des grosen Erzbischofes von Kamerich, Herrn von Fenelon, zu schmälern. Er gesteht zwar, daß der Herr von Kamerich aus seiner Niederlage ein weit schöneres Siegesgepränge erhalten habe, als der Herr von Meaux selbst aus seinem Siege; daß er nach selbiger Zeit in seinem Stifte allezeit als ein würdiger Erzbischof gelebet habe; und daß die Annehmlichkeit seiner Sitten ihm die zärteste Liebe aller derer, die ihn sahen, zuwege gebracht habe. Aber heist das nicht wider die Ehrfurcht und Gerechtigkeit, die man diesem grosen Manne schuldig ist, anstosen, wenn man mit Voltairen saget: daß der Herr von Fenelon, ich weis nicht was romanenmäsiges in seinem Wandel gewiesen; daß, weil der Ehrgeiz sein Herz immer beherrschete, er sich

seines

seines Triebes gegen den Hof, und der Hoffnung, allda wieder zu erscheinen, und eine vorzügliche Ehrenstelle bey demselben zu bekleiden, nicht habe entschlagen können; daß selbst Ludwig der XIV ihn nicht anders angesehen, als einen einbildischen Geist, und als einen sowohl in Betreffe der Religion, als der Staatskunde romanenmäsigen Mann; daß er sich endlich in den janseniistischen Streitigkeiten aus keiner andern Ursache wider den Cardinal von Noailles erkläret habe, als weil dieser Cardinal sich in Sachen des Buches von den Grundsätzen der Heiligen * wider ihn erkläret hatte. Eine so reine und so liebenswürdige Tugend, als der Herr von Fenelon hatte, lästern wollen, heist sich als einen Feind der Tugend selbsten erklären.

Das Buch von den Grundsätzen der Heiligen, welches dieser grose Erzbischof gemachet hat, ist verdammet worden, das ist wahr: aber diese Verdammung gab seiner Tugend einen neuen Glanz, ohne seinem Geiste zu schaden. Der Nachwelt wird es nicht unbekannt seyn, daß der König eingenommen, der Papst, seines Weigerns ungeachtet, zu dem Ausspruche gezwungen gewesen, und die ganze Christenheit wegen der Gelehrsamkeit und Demuth des verdammten Prälaten in Erstaunen gesetzet worden sey. Man wird allezeit sagen, was man zur Zeit der bekannten Streitigkeit zwischen diesen zweenen grosen Eiferern sagte: daß der eine durch Uebermaas, und der andre aus Abgange der Liebe gefehlet habe.

Der Erzbischof von Kamerich, sagt Voltaire, machte auf das Ende seines Lebens, nach Iullischer Weise, folgendes Lied:

* Maximes des Saints.

Meine Jugend war zu witzig,
Und aufs Lernen viel zu hitzig;
Itzo sehnet sich mein Sinn
Nur nach Possen, und nach Spassen:
Da ich nächst am Grabe bin,
Hat die Vorsicht mich verlassen.

Indem diese Verse ein wenig nach dem philosophischen Freygeiste schmecken: so freuet man sich, die Tugend des Herrn von Kamerich mit dieser kleinen Wolke zu decken. Hat dieser grose Mann diese Verse gemachet? und wenn er sie auch gemachet hat: hat er gewisser Leute Gesinnungen, dergleichen man zuweilen antrift, darinnen ausdrücken wollen? Das weis man nicht. Dieses weis man für gewiß, daß die Gesinnungen des Herrn von Kamerich niemals so ausgesehen haben. Die Werke und Briefe, die man von ihm hat, und die er in den letzten Jahren, ia in den letzten Tagen seines Lebens verfasset, zeigen, daß seine Tugend immer reiner geworden. Nur eine verhaßte Bosheit ist es, die es unternehmen darf, dieselbe zu lästern.

Der Herr von Voltaire unterdessen, der an historischen Beyträgen immer reich ist, und der, um das Besondere, so er anführet, zu unterstützen, allezeit das Zeugniß von den Todten entlehnet, wird uns für die Gewißheit dieser Erzählung Bürge. Er hat sie, seinem Angeben nach, von dem Vätter selbsten dieses Erzbischofes, dem Markgrafen von Fenelon, der vor etlichen zwanzig Jahren in der Schlacht zu Raucoux geblieben. Es fraget sich aber, ob diese Gewährleistung hinlänglich sey.

Ehe ich dieses Hauptstück schliese, merke ich an, daß Voltaire vorgiebt, in dem Buche von den Grundsätzen

sätzen der Heiligen seyn sieben und dreyßig Sätze verdammet worden. Es waren aber deren nur acht und zwanzig. Er sagt, der Herr von Fenelon habe gegen das Ende seines Lebens an allen Streitigkeiten einen Ekel gehabt: und doch hat man verschiedene Werke über das Jansenistenthum, die er kurz vor seinem Tode verfasset hat. Was Reboulet in seiner Geschichte Ludwig des XIV saget, daß der Herr von Fenelon sich dem Vorhaben des Königes, die Frau von Maintenon zur Königinn erklären zu lassen, widersetzet habe; das hält er für ein ungereimtes Mährchen. Reboulet ist nicht der einzige Schriftsteller, der dieses geschrieben. Man hat ihrer eine grose Anzahl, die eben das gesaget haben.

Wenn man der allgemeinen Stimme widerspricht, sagt der Herr von Voltaire selbst, so muß man ein Zeuge gewesen seyn, und zwar ein aufgeklärter Zeuge; oder man muß dasjenige, was man vorträgt erweisen. Was er da saget, das wollen wir alsdann glauben, wann er die Beweise, die er von andern fodert, für sich selbsten wird beygebracht haben.

Ende des ersten Bandes.

)(o)(

Verzeichniß

der Hauptstücke, die in diesem ersten Bande enthalten sind.

I Hauptstück. Von der Pflanzung der christlichen Kirche. Seite 31

II Hauptstück. Von Dioeletianen. 42

III Hauptst. Von der Verfolgung der christlichen Kirche unter Dioeletianen. 45

IV Hauptst. Von Constantin dem grosen. 55

V Hauptst. Von dem Kreuze, welches Constantin erblicket hat. 67

VI Hauptst. Vom Ende der Verfolgungen. 70

VII Hauptst. Von Kaiser Julianen. 73

VIII Hauptst. Von Julians Abfalle. 78

IX Hauptst. Von Mahometen. 84

X Hauptst. Von Karl dem grosen. 89

XI Hauptst. Von der Religion zur Zeit Karl des grosen. 102

XII Hauptst. Ursprung der päpstlichen Macht. 113

XIII Hauptst. Von dem Photius, und der griechischen Kirchenspaltnng. 121

XIV Hauptst. Von Spanien im achten Jahrhunderte. 129

XV Hauptst. Von etlichen unter dem neunten Jahrhunderte angeführten merkwürdigen Begebenheiten. 138

Seite.

XVI Hauptst. Vom Papstthume im zehnten Jahrhunderte. 143

XVII Hauptst. Von der Religion, und dem Aberglauben im zehnten und eilften Jahrhunderte. 144

XVIII Hauptst. Von den Kreuzzügen. 155

XIX Hauptst. Nördliche Kreuzzüge. 166

XX Hauptst. Vom Kreuzzuge wider die Albigenser. 169

XXI Hauptst. Von der Kirchenversammlung zu Constanz. 177

XXII Hauptst. Von Johannen von Arc, die Jungfer von Orleans genannt. 187

XXIII Hauptst. Von den türkischen Helden. 194

XXIV Hauptst. Von der Kirche unter Papst Leo dem X. 208

XXV Hauptst. Von Luthern, und dem Lutherthume. 218

XXVI Hauptst. Von Calvinen, und der calvinischen Lehre. 228

XXVII Hauptst. Von Heinrich dem VIII, und der Glaubensänderung in Aengellande. 234

XXVIII Hauptst. Von Annen von Bulen. 237

XXIX Hauptst. Von Marien, Königinn in Aengellande. 241

XXX Hauptst. Von Kranmern, Erzbischofe zu Kantelberge. 245

XXXI Hauptst. Von der Königinn Elisabeth. 247

XXXII Hauptst. Von Marien Stuart. 254

Seite.

XXXIII Hauptst. Von der Religion unter Franz dem I, u. s. w. 260

XXXIV Hauptst. Von dem Ketzergerichte. 271

XXXV Hauptst. Von Philipp dem II, Könige in Spanien. 277

XXXVI Hauptst. Von der Stiftung der holländischen Republik. 284

XXXVII Hauptst. Von der Verschwörung von Amboise. 295

XXXVIII Hauptst. Von den Sitten der Protestanten unter den letzten Valesiern. 300

XXXIX Hauptst. Von Frankreiche unter Karl dem IX, und Heinrich dem III. 304

XL Hauptst. Von der Bekehrung Heinrich des IV. 312

XLI Hauptst. Von der Regierung Heinrich des IV. 318

XLII Hauptst. Von Jakob dem I, Könige in Aengellande. 323

XLIII Hauptst. Von der Aenderung der christlichen Religion in Japonien 328

XLIV Hauptst. von Schweden im sechszehnten Jahrhunderte. 335

XLV Hauptst. Von Hollande im siebenzehnten Jahrhunderte. 341

XLVI Hauptst. Anmerkungen über die Einleitung zur Geschichte des Jahrhunderts Ludwig des XIV. 347

XLVII Hauptst. Minderjährigkeit und Regierung Ludwig des XIV, bis zu Mazarins Ableben. 353

Seite.

XLVIII Hauptst. Von dem Cardinale Mazarin. 355
XLIX Hauptst. Von Cromweln. 360
L Hauptst. Von dem grosen Conde. 365
LI Hauptst. Von dem Untergrafen von Turenne. 367
LII Hauptst. Von Jakob dem II, Könige in Aengellande. 370
LIII Hauptst. Vergleichung Ludwig des XIV mit dem Prinzen von Oranien. 373
LIV Hauptst. Von der Weltweisheit, und den schönen Künsten unter Ludwig dem XIV. 375
LV Hauptst. Von den Staatsrenten. 382
LVI Hauptst. Von dem römischen Hofe, und den Kirchensachen. 384
LVII Hauptst. Von der calvinischen Lehre. 392
LVIII Hauptst. Von der Wiederrufung der Verordnung von Nantes. 398
LIX Hauptst. Von der jansenistischen Lehre. 404
LX Hauptst. Von der Lehre der Quietisten. 408

go h 1

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Nonnotte, Claude François, 1711-1793

Die Irrthümer des Herrn von Voltaire

Bd.: 1

Mannheim 1777

Polem. 1972-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10775438-1
VD18 80216811-001